

SCHRIFTEN
DES VEREINS FÜR
GESCHICHTE
DES BODENSEES
UND SEINER
UMGEBUNG

89. HEFT 1971

SCHRIFTEN
DES VEREINS FÜR
GESCHICHTE
DES BODENSEES
UND SEINER
UMGEBUNG



89. HEFT 1971

SELBSTVERLAG DES BODENSEEGESCHICHTSVEREINS, FRIEDRICHSHAFEN

2 2168,2

gpa

2

123-89



Gesamtherstellung: Druckerei und Verlagsanstalt Konstanz

Universitäts-Druckerei GmbH Konstanz Am Fischmarkt

Klischees: Klischee-Kunst Konstanz

Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis

Nachruf Dr. Ernst Leisi	V
Nachruf Dr. Edwin Grünvogel	IX
Jahresbericht des Präsidenten	XI
Bericht über die 83. ordentliche Hauptversammlung in Überlingen	XIII
Herbstliche Exkursion auf den Bodanrück	XVI
Naturkundliche Exkursion an die Rheinmündung	XVIII
Johannes Duft, 1200 Jahre Iburinga/Überlingen	1
Peter Eitel, Die Rolle der Reichsstadt Überlingen in der Wirtschaftsge- schichte des Bodenseeraumes	9
Max Messerschmid, Buchhorn-Hofen im Dreißigjährigen Krieg	23
Alfons Dreher und Heinrich Wurm, Die Ravensburg und ihre letzte Er- neuerung vor der Zerstörung	49
Gebhard Spahr, Heilig-Blut-Ritte zu Weingarten in der Barock- und Auf- klärungszeit	71
Karl Heinz Burmeister, Jakob Jonas – Humanist und Staatsmann	83
Friedrich Walter, Ösch und Breite am Bodensee	95
Hubert Lehn, Die Schwebealgen im Frühjahr und das geplante Bodensee- Regulierwehr	105
Hans Mattern, Einige chemische Werte von kleineren Zuflüssen und vom Uferbereich des westlichen Bodensees	117
Günther Hake und Hubert Lehn, Tiefenmessungen im Bodensee: II. Teile des Gnadensees (mit 3 Kartenbeilagen)	139
Buchbesprechungen	153



Foto K. Keller, Frauenfeld

Ehrenpräsident Dr. ERNST LEISI

Dr. Ernst Leisi †

7. September 1878 – 5. April 1970

Im Alter von sechsundfünfzig Jahren übernahm der damalige Rektor der Thurgauischen Kantonsschule in Frauenfeld, Dr. Ernst Leisi, von Dr. h. c. Gustav Büeler im Jahre 1933 die Pflugschaft des Bodenseegesichtsvereins für den Kanton Thurgau. Ein Jahr später wurde er für den zurückgetretenen Pfarrer Alfred Michel in den Vereinsvorstand gewählt. Am 28. Februar 1941 starb der in St. Gallen wohnende Vereinspräsident Dr. Ernst Schmid überraschend an einem Herzschlag. Im Alter von dreiundsechzig Jahren trat Ernst Leisi dessen Nachfolge an. Im Juni 1950 wünschte er seine Bürde altershalber abzutreten und 1952 konnte er den Stab des Präsidenten seinem Freunde Dr. Bruno Leiner übergeben. Er wurde zum Ehrenmitglied ernannt. Sein Nachfolger starb am 11. Dezember 1954 und Dr. Leisi übernahm wiederum die Leitung bis zum Sommer 1955. Da der neue Präsident, Dr. Meinrad Tiefenthaler in Bregenz, nach kurzer Zeit durch Krankheit stark behindert war, hat Dr. Leisi in den Jahren 1957/58 dessen Stellvertretung auf sich genommen. Er war damals bereits achtzig Jahre alt. Zum Dank wurde er im Jahre 1959 zum Ehrenpräsidenten ernannt. Noch volle zehn Jahre besuchte er dann regelmäßig die Jahresversammlungen und Vorstandssitzungen.

Wenn man sich rückblickend fragt, warum Dr. Ernst Leisi in einem Alter, in dem andere längst alle Pflichten ablehnen und Ämter abgeben, in den Bodenseegesichtsverein eingetreten ist und sogleich ein entscheidendes Wort mitgesprochen hat, braucht man den Grund nicht weit zu suchen. Das Jahr 1933 stand unter dem Zeichen der Machtübernahme Adolf Hitlers. Sofort wurde das Begehren gestellt, daß der Bodenseegesichtsverein dem Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine beitrete und sich gleichschalten lasse. Die schweizerischen Mitglieder ihrerseits verlangten gleichzeitig eine selbständige Kassenführung für ihre eingehenden Mittel. Das war die Lage, als Dr. Leisi sich an der Leitung des Vereines zu beteiligen begann. Um den Verein durch kritische Zeiten durchzulotsen, wurde im Jahre 1936 erstmals ein Schweizer zum Präsidenten gewählt.

Als Dr. Ernst Schmid im Februar 1941 vorzeitig starb, stand das Dritte Reich auf dem Höhepunkt seiner militärischen Macht. Alle Vorstandsmitglieder waren sich darüber einig, daß nur ein Parteimitglied deutscher Präsident werden konnte und daß das zur Auflösung des Vereines führen mußte. Mit Einstimmigkeit wurde Dr. Ernst Leisi zum Nachfolger vorgeschlagen. Dr. Bruno Leiner fand den Weg, der die Wahl ermöglichte. Als am 8. Juni 1941 in Meersburg ein Gauleiter aus Lindau gegen die Wahl eines Schweizers in dem Zeitpunkt protestierte, da Deutschland im Begriffe sei, die ganze Welt neu zu gestalten, konnte Dr. Leiner einen Brief des Außenministeriums von Berlin vorweisen, das die Weiterfüh-

rung kultureller Beziehungen zur Schweiz begrüßte. Die nächste Hauptversammlung fand dann allerdings erst im Jahre 1950 statt und in den Jahren 1943 bis 1947 konnten auch keine Vorstandssitzungen mehr abgehalten werden.

Zu den großen äußeren Schwierigkeiten kamen auch noch innere hinzu, und zwar mit langen Nachwirkungen. Im Jahre 1939 trat der österreichische Vizepräsident nach 19 Jahren Vorstandsmitgliedschaft zurück; mit ihm erklärte sich der Redaktor des Mitteilungsblattes solidarisch und beinahe hätte der Präsident ebenfalls demissioniert. Der Grund lag bei der Wahl eines Bibliothekars, die ohne Verständigung des Vorstandes erfolgt war. Im Jahre 1951 erklärten der Präsident, der Vizepräsident und die beiden Vertreter Österreichs, mit dem Kassier nicht mehr zusammen tagen zu können. Die Ursache war wiederum die Bibliothek. Es ist hier nicht der Ort, deren lange Leidensgeschichte aufzurollen, von der aus Prestigegründen abgelehnten rechtzeitigen Verlagerung bis zur Rückführung der von Vorarlberg gesicherten Teilbestände nach Friedrichshafen. Die Bibliotheksfrage verschärfte nicht nur bereits vorhandene Spannungen zwischen den deutschen und österreichischen Vertretern, sondern führte sogar noch zu Rivalitäten zwischen Konstanz und Friedrichshafen.

Erst wenn man sich die äußeren und inneren Schwierigkeiten dieser vergangenen Zeit richtig vergegenwärtigt, vermag man zu würdigen, daß Ernst Leisi im Alter von ungefähr siebzig Jahren stets durchgehalten und damit den Verein gerettet hat. Er hätte es nicht tun können ohne die treuen Freunde im Vorstande, wie Dr. Bruno Leiner, Dr. Meinrad Tiefenthaler und Dr. Emil Luginbühl. Darum hat ihn auch der vorzeitige Tod von Bruno Leiner so stark getroffen, weil er in ihm den für sein Amt begabteren Nachfolger gesehen hat. Er hätte es aber auch nicht machen können ohne die besonderen Gaben, die ihm auf seinen Lebensweg mitgegeben worden waren.

Ernst Leisi wurde am 7. September 1878 in der ländlichen Mühle von Kleindietwil im Kanton Bern geboren. Ein Gönner ermöglichte ihm, das altbekannte Seminar von Hofwil zu besuchen. Dort fand er einen Freund, dessen Vater in Zürich lebte und den beiden den Abschluß des Gymnasiums in Zürich ermöglichte. Sein Studium mußte er mit Darlehen finanzieren und noch bis zu seiner Heirat hatte er Schulden abzubezahlen. Er war und blieb sein Leben lang ein Bauernbub: mit der Natur eng verbunden, voller gesundem Menschenverstand und stark im Ertragen von Schicksalsschlägen. Und noch etwas Wesentliches ist nur aus dieser Jugendzeit zu erklären: die hohe Achtung vor dem menschlichen Forschen und Wissen, das Erkennen, daß das geistige Wachsen des Menschen nicht ein Pflichtpensum der Schulzeit, sondern eine Aufgabe für das ganze Leben ist. Mitten im Studium wurde er schwer krank. Zweimal mußte er in Leysin und Heiligenschwendi ob Thun lange Kuren gegen die Tuberkulose machen. Da lernte er, Geduld mit sich selbst und den Mitmenschen zu haben, und zeit seines Lebens ist er ein Meister der unablässigen kleinen Schritte geblieben.

Er studierte Altphilologie und schrieb eine Dissertation über den Zeugen im attischen Recht. Durch diese Arbeit erhielt er eine Beziehung zur Kantonsschule in Frauenfeld. Gleichzeitig mit dem Abschluß des Studiums im Jahre 1906 wurde er dort als Lehrer für alte Sprachen gewählt. Bis zu seinem siebzigsten Lebensjahre hat er an dieser Schule gewirkt, und von 1932 bis 1944 leitete er sie als Rektor. Mit diesem Schuldienst war unendlich viel Kleinarbeit verbunden, weil die Zahl

der Schüler und Lehrer immer größer wurde. Ernst Leisi war der letzte Rektor, der noch keine Sekretärin besaß, der alle Briefe mit eigener Hand schrieb. Er kannte aber auch die Schule und die Schüler. So war es gegeben, daß er nach seinem Rücktritte zur Hundertjahrfeier die Jubiläumsschrift der Kantonsschule verfaßte.

Seiner Schule verdankte er auch die Hinwendung zur Geschichte. Als einst ein paar Geschichtsstunden übriggeblieben waren, lud man sie einfach dem jungen Philologen auf. Diese Verbindung zu einem neuen Stoffgebiet wurde immer enger und intensiver. Ja, man darf ohne Übertreibung sagen, auf dem Gebiete der Geschichte hat sich Ernst Leisi ein zweites Lebenswerk geschaffen. Er begann im Jahre 1915 als Korrektor am Thurgauischen Urkundenbuch mitzuarbeiten und im Jahre 1967 im Alter von neunundachtzig Jahren schloß er den achten Band dieses Werkes ab. Volle vierundzwanzig Jahre war er Präsident des Thurgauischen Historischen Vereins. Während des Schuldienstes hatte er immer wieder kleinere historische Arbeiten verfaßt. Nach dem Rücktritt schuf er eine Geschichte von Frauenfeld und eine von Amriswil und Umgebung.

Auf dem Umweg über das Thurgauische Urkundenbuch und den Historischen Verein des Kantons Thurgau kam Ernst Leisi in bereits hohem Alter zum Kontakt mit dem Bodenseegeschichtsverein. Warum aber hat er die Bürde nicht abgelehnt, wozu er gute Gründe gehabt hätte?

Um Ernst Leisis Einstellung zum Bodenseegeschichtsverein zu verstehen, muß man von den heutigen Schlagworten und Modebegriffen absehen. Man kann darüber nicht sprechen, ohne von Idealismus und Verantwortung zu reden. Er lebte in einer anderen Welt als der der modernen Propheten, für die das Leben des Menschen im ungehemmten und ungezügeln Ausleben besteht. Für ihn war der Mensch nur Mensch, wenn er nach dem Guten, Wahren und Schönen strebt und je nach dem Maße seiner Gaben ein geistiges Leben aufbaut. Ein jeder hat seine Lebensführung vor sich selber zu verantworten, und zwar im Hinblick darauf, was er aus seinen Tagen macht. Nicht umsonst steht auf Leisis Exlibris der alte lateinische Spruch „carpe diem“. Nütze den Tag, nütze die Stunde, nach diesem Richtwort lebte er.

Im Bodenseegeschichtsverein erblickte Ernst Leisi nicht etwa eine Gelegenheit, seinen Ehrgeiz zu befriedigen, sondern eine Möglichkeit, Menschen rund um den Bodensee zusammenzuführen. Die Vorträge, Besichtigungen, die Schriften und vor allem das persönliche Kennenlernen sollten jedem Mitglied den Aufbau seines eigenen geistigen Lebens erleichtern.

Der Bodenseegeschichtsverein lag ihm aber auch noch aus einem besonderen Grund am Herzen. Als Altphilologe war ihm die auf der Kultur der antiken Mittelmeervölker aufgebaute europäische Tradition in starkem Maße bewußt. Sie war für ihn die Grundlage aller Menschen rund um den Bodensee. Auf ihr mußte man gemeinsam aufbauen. Die Zukunft Europas lag für ihn in diesem europäischen Geiste. Daher stand es für ihn nie in Frage, daß der Verein den Nationalsozialismus überstehen werde, wenn er diese Grundlage nicht verleugne. Zur Erfüllung dieser Aufgabe seinen Teil beizutragen, sah er als seinen Auftrag an, und daran konnten ihn auch kleinliche Streitigkeiten nicht irremachen.

Am 9. April hat unser Verein von ihm Abschied genommen in der alten paritätischen Mutterkirche Frauenfelds, die vor Jahrhunderten auf den Ruinen einer

römischen Villa erbaut worden ist. An seinem Grabe wurde ihm der Dank des Vereins ausgesprochen. Dank für alle die Arbeit im Dienste des Vereins während vieler kritischer Jahre. Dank für den unerschütterlichen Glauben an die Aufgabe und Zukunft des Vereins, der dazu geführt hat, daß er nicht untergegangen ist. Dank vor allem auch für sein Beispiel der Erfüllung von Pflichten, selbst in hohem Alter. Sein Leben stand unter dem Zeichen des Bibelwortes: Esto fidelis usque ad mortem et dabo tibi coronam vitae. (Sei getreu bis in den Tod und ich werde dir die Krone des Lebens geben.)

Bruno Meyer



MAX SEDLMEIER

(+ 14. Juli 1969. Nachruf s. Schr.BGV 88/1970)



Dr. EDWIN GRÜNVOGEL

Dr. Edwin Grünvogel †

Reichlich ein Jahr nach dem Ableben von Max Sedlmeier, dessen Bild wir im Anschluß an den Nachruf in der vorjährigen Vereinschrift hier bringen, riß der Tod eine neue Lücke in die Reihe unserer Ehrenmitglieder: Ein Wissenschaftler von Rang, diesmal auf dem naturkundlichen Sektor, verließ uns am 11. 9. 1970 (in Munderkingen) mit dem am 27. 2. 1890 in Heidenheim (Brenz) geborenen Studiendirektor i. R. Dr. Edwin Grünvogel. Dem Försterssohn war die Naturverbundenheit gleichsam in die Wiege gelegt. Seine Tätigkeit als „Wehrgeologe“ im Elsaß während des 1. Weltkrieges ließ ihn nach dem Studium an der Technischen Hochschule Stuttgart und der Universität Tübingen erstmals seine große Liebe zur Erdgeschichte erproben, während die Materialschlachten dieses Völkerrings, denen er 2 Jahre lang ausgesetzt war, zur Prägung seiner äußerlich verschlossen erscheinenden Persönlichkeit vieles beitrugen. Doch verdeckte die in erster Linie an sich selbst und dann erst an seinen Zöglingen praktizierte Strenge ein goldenes Herz. Die von ihm herangebildeten, vielfach in angesehene Stellungen aufgestiegenen, Schüler wissen neben großer Gründlichkeit im Biologie- und Chemieunterricht (an der „Latein- und Realschule“, später Graf-Zeppelin-Gymnasium in Friedrichshafen) den unbestechlichen Gerechtigkeitssinn des Verewigten zu rühmen; allen Teilnehmern an Exkursionen und Volkshochschul-Vorträgen werden die von profunder Sachkenntnis zeugenden, doch allgemeinverständlichen Darlegungen über die Entstehung seiner Wahlheimat zwischen der Donau und den Bergen beiderseits des Alpenrheins in bester Erinnerung sein.

Doch haben wir es hier mehr mit den Beziehungen Dr. Grünvogels zu unserem Verein zu tun, dem er 1928 beitrug. Als unermüdlicher Wanderer erarbeitete er sich durch eigene Anschauung den Stoff der zahlreichen Beiträge zu Fachzeitschriften, getreu dem Geologengrundsatz „Mente malleoque“ („Mit Geist und Hammer“). Seine bei uns veröffentlichten Abhandlungen sind am Ende des 86. (Jubiläums-)Jahresheftes aufgeführt. Diejenigen über die an der Ausformung der Bodenseelandschaft beteiligten Gletscher sind in der Gelehrtenwelt zwar nicht unbestritten geblieben, haben aber gerade dadurch den Nachweis ihres wissenschaftlichen Wertes geliefert.

Der Schreiber dieser Zeilen kann aus eigener Erfahrung berichten, daß er als Tiefbauingenieur großen Nutzen aus persönlichen Fachgesprächen mit Dr. Grünvogel gezogen hat, der sich auch bei zwei ganztägigen Lehrausflügen der Gruppe Friedrichshafen des Vereins, am 16. 10. 1955 zur Aachquelle, Donauversickerung und Zollernalb, am 13. 5. 1956 zur Via mala, als Interpret der geologischen Eigenheiten der durchfahrenen Gegenden bewährte. 1955 in Feldkirch zum Vorstandsmitglied des Vereins gewählt, tat er sich vor allem als Begutachter der naturwissenschaftlichen Beiträge im Redaktionsausschuß unserer Zeitschrift hervor und wurde am 14. 9. 1968 auf der Jubiläumsversammlung zum Ehrenmit-

glied ernannt. Sein Einsatz für einen sinnvollen Naturschutz sei der Vollständigkeit wegen hier mit erwähnt.

So könnten auf dem Grabmal Dr. Grünvogels dieselben Worte stehen wie auf dem des bayerischen Geologen Gümbel im alten Münchner Nordfriedhof:

„Te saxa loquuntur“ („Die Steine verkünden dich“).

Alexander Allwang

Bericht des Präsidenten für das Jahr 1969/70

Verehrte Gäste, liebe Mitglieder,

Nur drei Vierteljahre sind es her, seit wir uns in Meßkirch zur letzten Hauptversammlung zusammengefunden hatten. Der 6. und 7. September 1969 wird jedem unvergeßlich bleiben, der die Tagung mitgemacht hat. Zunächst die Stadt, überhöht von der großen Stadtkirche und dem mächtigen Renaissanceschloß der Herren von Zimmern. Dann der Empfang durch den Bürgermeister Siegfried Schüle und den ehemaligen Rektor Eugen Eiermann. Die beiden ausgezeichneten Vorträge von Professor Karl Siegfried Bader in Zürich über die Chronik der Herren von Zimmern und die Herrschaft Meßkirch und von Oberforstrat Wilhelm Bernhard von Konstanz über die Waldungen des westlichen Bodenseegebietes. Hernach die herrliche Fahrt nach Sigmaringen mit der eindrucklichen Museumsführung durch Monsignore Dr. Kaufhold. Zuletzt die Reise durch das Donautal bis zum Abschied beim Knopfmacherfelsen. Der besondere Charakter der ganzen Hauptversammlung war der enge und persönliche Kontakt. Wir alle wurden in Meßkirch und Sigmaringen so aufgenommen, wie wenn wir alte, gute Freunde wären. Darum sei nochmals allen gedankt, die mitgeholfen haben, diese schönen Herbsttage zum frohen Erlebnis zu gestalten.

Nach der Jahresversammlung hat Ihnen unser Redaktor Dr. Ulrich Leiner ein außergewöhnlich reiches Heft unserer Schriften auf Ihren Tisch gelegt. Sowohl der geschichtliche wie der naturwissenschaftliche Teil sind sehr vielfältig. Jedes Mitglied hat sicher irgendeine Arbeit gefunden, die es interessierte. Sei es die Geschichte von Friedrichshafen oder Krähenried, die Herkunft der Überlinger Neubürger im 15. Jahrhundert oder die Neuvermessung des Markelfinger Winkels mit dem im See verborgenen Berg.

Der Vorstand des Vereins hat nur zweimal getagt, am 28. Januar dieses Jahres in Romanshorn und gestern in Überlingen. Besprochen wurden die Jahresversammlung, die naturwissenschaftliche Exkursion, die dieses Jahr am 12. September in die Gegend des Mindelsees führen soll, und die Vereinsschriften. Leider sah sich Professor Dr. H. Nesselhauf genötigt, um Entlassung aus dem Vorstande zu bitten. Außer seiner Professur in Konstanz gehört er noch dem Wissenschaftsrat und dem Präsidium der Deutschen Forschungsgemeinschaft an, so daß er sich begreiflicherweise an unseren Aufgaben nicht richtig beteiligen konnte. Eingehend besprochen wurde auch die Frage des Verlages unserer Schriften. Da der Selbstverlag, zu dem der Verein mit dem Heft 87 zurückgekehrt ist, für ihn finanziell vorteilhafter ist, wurde beschlossen, vorläufig dabei zu bleiben.

Sorgen bereitet unserem Kassier wiederum der Stand der Finanzen. Einen Lichtblick bedeutet es, daß der Regierungsrat des Kantons Schaffhausen am 25. Februar dieses Jahres beschlossen hat, dem Verein einen jährlichen, im Voranschlag enthaltenen Zuschuß zu gewähren. Hierfür sei ihm auch an dieser Stelle

herzlich gedankt. Damit ist die Reihe der schweizerischen Uferkantone geschlossen. Es gibt im übrigen keinen wissenschaftlichen Verein, der sich nicht stets um zusätzliche Einnahmen bemühen muß. Das war aber schon immer so. Ohne die wohlwollende Unterstützung der Monarchen oder der Gnädigen Herren von einst ging es damals nicht und ohne die der heutigen Regierungsstellen geht es jetzt nicht.

Leider ist die Bodenseebibliothek in Friedrichshafen noch nicht voll neu eingerichtet. Die Stadt und unser Verein sind sich einig auf Grund des von Ihnen in der letzten Jahresversammlung genehmigten Vertrages. Zu überwinden sind noch praktische Hindernisse. Wenn man aber in den Vorstandsprotokollen zurückblättert und sieht, daß die Frage der Bibliothek während rund drei Jahrzehnten immer wieder Schwierigkeiten und ernsthafte Konflikte hervorgerufen hat, so ist es besser, nun langsam vorzugehen und auf einer guten Grundlage neu zu beginnen.

Am 30. Januar dieses Jahres konnte unser Verein seinem Ehrenmitglied Professor Franz Beyerle in Wangen zur Vollendung seines fünfundachtzigsten Altersjahres gratulieren. Unser Gruß hat ihn sehr gefreut und in seiner Antwort erinnerte er daran, daß auch sein Vater und Bruder Konrad dem Vereine angehört hatten. Das ist überhaupt eines der schönsten Erlebnisse beim Durchblättern der Vereingeschichte, daß auch in den Mitgliedern die starke Tradition des Bodenseegebietes zum Ausdruck kommt.

Schon lange lag in der Mappe des Präsidenten ein Zettel, auf dem vermerkt war, daß am 8. März 1970 unser Ehrenmitglied Professor Friedrich Metz in Freiburg im Breisgau achtzig Jahre alt werde. Leider erlaubte es ihm der Gesundheitszustand in den letzten Jahren nicht mehr, an unsere Tagungen zu kommen, doch vergaß er nie, einen persönlichen Glückwunsch zu senden. Wer die Hintergründe kennt, weiß auch, wie stark er geholfen hat, den Verein durch die Schwierigkeiten der Kriegszeit hindurchzuführen. Leider ist er vor der Geburtstagsfeier am letzten Weihnachtsabend gestorben. Wir werden seiner noch besonders gedenken. Am 5. April dieses Jahres ist ihm unser Ehrenpräsident Dr. Ernst Leisi nachgefolgt. Er hat noch in Meßkirch die ganze Tagung mitgemacht, war noch im zweiundneunzigsten Lebensjahr von beneidenswerter geistiger Beweglichkeit, doch an Silvester zwang ihn eine Grippe ins Bett, das er nicht mehr verlassen hat. Sein Name gehört auf die Ehrentafel unseres Vereins und auch seiner wollen wir uns noch eingehender erinnern.

Außer ihnen haben unsere Reihen dauernd verlassen:

In Deutschland:

Prof. Dr. h. c. Claudius Dornier, Friedrichshafen

Dr. Walter Haas, Chefarzt, Überlingen

Fräulein Johanna Schmoeckel, Psychotherapeutin, Lindau

In der Schweiz:

Frau Hedwig Moser-Gosswiler, Romanshorn

Alfred Sallmann, Kreuzlingen

Der Präsident
Dr. Bruno Meyer

Bericht über die 83. ordentliche Hauptversammlung in Überlingen am 13. und 14. Juni 1970

Unser Verein folgte einer Anregung von Kulturreferent Dr. Wolfgang Bühler, wenn er seine 83. Hauptversammlung nach Überlingen zu legen beschloß. Die alte Reichsstadt, an einer Überfahrtsstelle über den gleichnamigen See gelegen, trat vor genau 1200 Jahren erstmals in die Geschichte. Wie man bald feststellen durfte, hatten die Überlinger keine Mühe gescheut, das Jubiläum nicht nur ausgiebig, sondern auch gediegen zu feiern. Zahlreiche kulturelle Veranstaltungen im Laufe des Sommers 1970 waren dazu bestimmt, Überlingens Bürger und auch die vielen Kurgäste, welche die „schönste Uferpromenade“ des ganzen Sees genießen wollen, in die Vergangenheit eines an Schätzen aller Art reichen Gemeinwesens einzuführen. Der Bodenseegeschichtsverein fühlte sich in der sympathischen Stadt, die er schon früher gerne besuchte, auch bald zu Hause und nicht wenige werden den Entschluß gefaßt haben, ihre Familienangehörigen und Freunde bald einmal nach Überlingen zu führen.

Zur üblichen Stadtführung durfte Dr. Bühler um 14.30 Uhr am Samstag beim Landungssteg bereits eine stattliche Zahl von Vereinsfreunden begrüßen. Am Gredhaus von Bagnato vorbei geleitete der kundige Cicerone ins Münster (Baubeginn um 1350), wo vor allem die hochgotischen Mauerfiguren, das Chorgestühl aus dem Jahre 1430 und der prächtige Hochaltar von Jörg Zürn (auch seine Brüder und sein Vater arbeiteten mit) die verdiente Würdigung fanden. Bereits im Vorfeld des Barocks stehend, verrät das Werk Zürns noch viel vom Geiste der Renaissance, ja sogar der Gotik. Maria, Nikolaus, Rochus und Sebastian geweiht, ist der Altar durchbrochen und empfängt das Licht von hinten. 23 lebensgroße und 50 kleinere Figuren entstanden in nur 2¹/₂ Jahren.

Im Rathaussaal, von Jacob Rus in den Jahren 1492–94 geschaffen, erfuhr man viel über die Geschichte Überlingens, das bis 1802 eine Zunftstadt war. Noch heute tagt der Rat der Stadt im selben spätgotischen Raum unter den Holzfiguren, die die Stände des alten Reiches darstellen.

Die Jodokkapelle mit Fresken über die Jakobslegende, welche von einem ehemaligen Präsidenten des Bodenseegeschichtsvereins, Victor Mezger, restauriert worden waren, war die letzte Station der Stadtführung. Anschließend verweilte man aber noch gerne ein paar Momente im prächtigen Stadtgraben mit seinen vielen botanischen Raritäten.

Um 17.00 Uhr versammelten sich die Vereinsmitglieder und Gäste im hochgelegenen Reichlin von Meldeggschen Patrizierhaus, dem heutigen Heimatmuseum, wo Bürgermeister Reinhard Ebersbach eine Jubiläumsausstellung eröffnete, die mit einer Fülle von Archivalien, Karten, Plänen und Dokumenten die bewegte Geschichte Überlingens veranschaulichen wollte. In seiner Orientierung erwähnte Dr. Bühler namentlich die Verdienste von Fr. Dr. Koberg bei der

Materialsammlung. Nicht nur die lückenlose Sammlung von Kaiserurkunden, sondern auch alte Prozeß- und Zunftordnungen, Handwerksbriefe, Wachtbefehle und Rebbaueregeln luden zum Verweilen ein, während einige Bilder von J. S. Dürr aus der Zeit um 1800 stimmungsvoll und wehmütig an eine Zeit übler Fremdherrschaft und untergehender Reichsherrlichkeit erinnerten. Daneben nahm man gerne zur Kenntnis, daß gerade der Besuch des Bodenseegegeschichtsvereins Anlaß zur Eröffnung der Ausstellung gegeben hatte.

Im „Faulen Pelz“ vertiefte im Anschluß an das Nachtessen ein fesselnder Lichtbildervortrag unter dem Titel „Die Stadt im Laufe der Zeit“ von Kulturreferent Dr. Bühler die Eindrücke vom Nachmittag.

Am Sonntag eröffnete um 10.00 Uhr Präsident Dr. Meyer im Ratssaal die Mitgliederversammlung mit der Verlesung des Tätigkeitsberichtes. Bei der Totenehrung gedachte man vor allem des unvergeßlichen Ehrenpräsidenten Dr. Leisi (verstorben am 5. April). Dr. Meyer zeichnete in seinem Nachruf vortrefflich die Persönlichkeit Leisis, eines vom Geiste echten Humanismus geprägten Menschen, den man wohl als Retter des Vereins in schwerer Zeit ansprechen darf. Dr. Maurer verlas dann den Nachruf auf Prof. Friedrich Metz, den bedeutenden Geographen am Alemannischen Institut in Freiburg. Das Traktandum 2 (Rechnungsbericht war bald erledigt, denn die Rechnung wird erst am 30. Juni abgeschlossen. Zu neuen Vorstandsmitgliedern wählte die Versammlung hierauf einstimmig Dr. Karl Heinz Burmeister (Vorarlberg) und Dr. Franz Hoffmann (Schaffhausen). Die Jahresversammlung 1971 soll in Bludenz (Vorarlberg) stattfinden. Ohne Gegenstimme wurde auch die vorgeschlagene Erhöhung des Jahresbeitrages auf DM 20,- für Einzel- und DM 30,- für Kollektivmitglieder genehmigt.

Mehrere hundert Besucher und Gäste fanden sich anschließend zur Festversammlung im Kursaal ein. Nach der Begrüßung durch Bürgermeister Ebersbach sprach Vereinspräsident Dr. Meyer über die Notwendigkeit vermehrten Natur- und Heimatschutzes und erteilte dann Prälat Msgr. Prof. Dr. Duft das Wort zum Vortrag „1200 Jahre Iburinga/Überlingen“. Prof. Duft umschrieb die drei Schichten wissenschaftlicher Erkenntnis, die das Jubiläum der Stadt rechtfertigen: die schriftlichen Belege, die hagiographische und die sprachkundliche Schau. Die Urkunde vom 9. August 770, deren Original aus dem Stiftsarchiv St. Gallen erstmals ausgestellt ist, stellt die schriftliche Fixierung einer Liegenschaftentradierung dar und bietet den unmittelbaren Anlaß zum Jubiläum. Überlingen wird aber auch im 15. Kapitel der Vita Sancti Galli erwähnt: Gallus soll hier geweiht und die Tochter des Schwabenherzogs Gunzo vom bösen Geist befreit haben. Iburinga (Eber-ingen) führt die Sprachforschung schließlich auf ein Wort zurück, das als Bezeichnung des Heerführers und tapferen Kriegers aus der Germanenzeit oft erhalten mußte: Der Eber als Symbol der Kraft taucht bei Notger um die Jahrtausendwende in zwei Sagen auf. Nach diesem Meisterwerk der Eloquenz erhielt Professor Dr. J. Grim das Wort zu einem Vortrag über die „Geschichte der Trinkwassergewinnung aus dem Bodensee von 1895 bis heute“. In freier Rede warf der Referent den Blick zurück auf die Pionierleistung der Stadt St. Gallen vor 75 Jahren, die damals ihr ungenügendes Quellwasser durch langsam gefiltertes Seewasser ergänzte. Dr. Grim berichtete dann über die Probleme der Gewässerverschmutzung und der Trinkwassertzubereitung: Die Reinhaltung des Wassers ist eine der großen Aufgaben unserer Zeit.

Nach dem Mittagessen im Parkhotel St. Leonhard fuhr man mit Omnibussen nach Birnau, wo der Herr Pater Prior in launiger Weise auf Kunst und Geschichte des Rokokojuwels am Bodensee hinwies. Den Abschluß der wohlgelungenen Tagung, die vom Wetter recht begünstigt war, bildete die Besichtigung des Fürstlich-Fürstenbergischen Schlosses Heiligenberg, wo Konrektor Späth mit großer Sachkunde führte, denn er kennt das Schloß und seine Schätze von seiner langjährigen Tätigkeit her ausgezeichnet.

Wer im Omnibus zurückfuhr, kam schließlich noch in den Genuß einer interessanten Orientierung von Gewerbeschulrat Hermann Fauz über Prähistorie, Geologie und auch Naturschutz des Linzgaus, eine Zugabe, die mit Beifall aufgenommen wurde.

Der Schriftführer *Dr. Hermann Lei*

Herbstliche Exkursion auf den Bodanrück

Die Exkursion des Bodenseegesellschafts am 12. September 1970 stand im Zeichen des Europäischen Naturschutzjahres. Rund 35 Mitglieder um den ganzen See herum fanden sich in Radolfzell ein, um von hier aus mit dem Bus zunächst unter Führung des Singener Stadtarchivars Dr. Berner zum neugeschaffenen Waldparkplatz bei Markelfingen zu fahren. Hier wurde die Gruppe von Freiherrn Nikolaus von und zu Bodman aus Möggingen, dem Naturschutzbeauftragten des Kreises Konstanz, begrüßt. Herr von Bodman machte die Erschienenen mit der Geschichte und den naturkundlichen Besonderheiten des Mindelsees bekannt, einem der schönsten Zeugen der Eiszeit, der mit seinen rund 110 ha Seefläche und mit seiner Umrandung schon 1938 als Naturschutzgebiet eingetragen wurde (rund 300 ha). Der See liegt in charakteristischer Drumlin-Landschaft am Rande der „Mindelsee-Verwerfung“ im System des großen Bodensee-Grabenbruches und ist der Rest eines doppelt so langen, teilweise verlandeten Sees von etwa 15 m Tiefe. Der Name Mindelsee geht auf „Mündishalden“ zurück, eine inzwischen abgegangene, 1390 erstmals erwähnte Siedlung am See, deren Namen man auf den Personennamen Mundo, Mundilo zurückführt. Der See selbst erscheint erstmals urkundlich 1296 als „Mündis See“. Der See kam 1296 von der Abtei Reichenau an die Herren von Bodman zu Möggingen und befindet sich seit über 100 Jahren im Besitz des Staates. Der Pflanzenstand hat ausgesprochen präalpinen Charakter; reich und vielartig ist vor allem auch die Vogelwelt, was die Teilnehmer sehr gut beobachten konnten. Wie im Bodensee und anderen Seen unserer engeren Heimat sind im Mindelsee auch Welse beheimatet, die mitunter eine Länge zwischen 2 und 3 m und ein Gewicht von annähernd 2 Zentner haben können.

Auf herrlichen, schattigen Wegen entlang des Sees und durch das Ried mit reicher und interessanter Flora gelangen die Exkursionsteilnehmer zum Stöckenhof, wo sie der Bus wieder erwartete und durch die abwechslungsreiche Landschaft des Bodanrück nach Schloß Freudental brachte. Hier gab der Eigentümer, Dr. Johannes Graf von und zu Bodman, eine kurze Einführung und zeigte sodann das Schloß, das schon seit einigen Jahren nicht mehr bewohnt ist. Freudental, vermutlich eine spätalemannische Hofgründung, befand sich 1360 im Besitz der Herren von Bodman. Nach dem Dreißigjährigen Krieg muß aus wirtschaftlichen Gründen Freudental verkauft werden und gelangt so an Johann Georg von Hallweil (Hallwil) im Jahre 1657. Um 1665 verlegte Johann Georg von Hallweil seinen Wohnsitz von Blidegg in der Schweiz nach dem wiederaufgebauten Hof Freudental und nennt sich von dieser Zeit an Johann Georg von Hallweil zu Freudental. Er hatte fünf Töchter, von denen eine sich um 1669 mit dem Oberhofmeister des Bischofs von Konstanz, Franz Dominik Vogt und Freiherr von Alten-Summerau und Praßberg, verheiratete. Franz Dominik, der wohl in Radolfzell wohnte, hat von dort aus den Schloßbau in Freudental begonnen,

etwa in den Jahren 1668 bis 1700. Das Schloß liegt weithin sichtbar, als äußerlich schmuckloser Rechteckbau auf einem Moränenhügel. 1749 wurde Freudental wieder bodmanisch. Dann ging 1779 Freudental an Maria Alexander Leopold Franz Freiherr von Reichlin-Meldegg, der das Dorf Freudental erweitert und die heutige Anlage des Dorfes unterhalb des Schloßbergs geschaffen hat. Infolge Zwangsversteigerung gelangt dann 1793 Freudental an die Bürgermeister Enrodt von Überlingen, Bürgermeister Dr. Beck von Ravensburg und den österreichischen Regierungsrat von Schach. Die beiden ersteren treten ihre Anteile an von Schach ab; 1804 jedoch fällt Freudental wieder an die Herren von Bodman zurück. – Im 19. Jahrhundert war Schloß Freudental im wesentlichen unbewohnt. 1865 wurde das Schloß renoviert. Seit 1885 wohnten Güteraufseher im Hause; von 1914 bis 1918 lagen hier zeitweilig russische Kriegsgefangene. 1919 wurde in Freudental ein Kinderheim untergebracht. Es folgen mehrere sonstige Verwendungen, seit einigen Jahren steht das Haus leer.

Das Schloß ist ein reiner Backsteinbau mit ca. 1 m starken Grundmauern und schweren Eichenbalkendecken. Das Untergeschoß enthielt die Küche sowie Wohnräume und eine Kapelle. Im oberen Geschoß waren Fest- und Empfangsräume sowie die herrschaftlichen Schlafzimmer; die Räume für die Dienerschaft lagen in den Dachgeschossen. Das Obergeschoß nun enthält prächtige Stuckdecken mit eingesetzten Ölgemälden mit Motiven aus der griechischen Mythologie. Man weiß nicht genau, wer die prachtvollen Stuckdecken gefertigt hat; es besteht Anlaß zu vermuten, daß es die Wessobrunner Stukkateurfamilie Schmutzer gewesen ist, die auch im Reichlin-Meldegg'schen Patrizierhaus in Überlingen beim Umbau von 1695 gearbeitet hat. Es wäre wünschenswert, wenn ein guter Verwendungszweck für dieses Schloß Freudental gefunden werden könnte, der auch eine denkmalgemäße Renovierung des Hauses in sich einschloße.

Den Abschluß der Exkursion bildete eine kleine Fahrt auf den Hof Höfen auf Gemarkung Langenrain, wo in einem erst vor kurzem eröffneten gemütlichen und stilvollen Ausflugslokal ein währschaftes Vesper eingenommen wurde. Die Fahrt dahin bot ein bezauberndes Panorama auf den Untersee, in den Hegau bis zum Thurgauer Seerücken. Hier dankte Präsident Dr. Bruno Meyer den für diese Fahrt Verantwortlichen und schloß die Hoffnung an, daß auf solche Weise die Mitglieder des Bodenseegeschichtsvereins miteinander auch persönlich bekannt würden und gleichzeitig schöne und unbekannte Landschaften um den See herum kennenlernen können. Um 19 Uhr war dann der Bus wieder in Radolfzell, von wo aus die Teilnehmer hochbefriedigt die Heimfahrt antraten.

Herbert Berner

Naturkundliche Exkursion an die Rheinmündung

Dunkle Regenwolken hingen an den Bergen, wenn man das Rheintal aufwärts blickte. Weder der Hohe Kasten noch die Hohe Kugel waren zu sehen, und beidseits regnete es. Nur über dem Koblacher Berg ahnte man eine Aufhellung, als sich rund dreißig Mitglieder des Vereins am Nachmittag des 22. Mai 1971 auf der rechten Rheinseite der Fussacherbrücke zusammenfanden. Jung und alt, von beiden Ufern des Bodensees bis hinunter nach Meßkirch, waren sie hergekommen und standen gespannt vor dem seltsamen kleinen Zug mit offenen und geschlossenen Wagen auf dem Rheindamm. Unter der Führung von Hofrat Diplom-Ingenieur F. Waibel, dem österreichischen Rheinbauleiter, fuhr man mit ihm bis zu einer kleinen Barackengruppe, die der Bauleitung gehört.

Zuerst im Freien, dann bei beginnendem Regen im Innern lauschte man gespannt dem interessanten Vortrag Hofrat Waibels, der mit der Schilderung des großen Einzugsgebietes begann, dessen Durchschnittshöhe 1800 Meter beträgt, so daß der geographische Begriff des Alpenrheins durchaus gerechtfertigt ist, indem es sich um einen Fluß handelt, dessen Wasserführung von den Verhältnissen in den Bergen bestimmt wird. Vor seiner Mündung, in der Talsohle zwischen der Einmündung der Ill und dem Bodensee, war aber das Gefälle so gering, daß der Rhein sein Geschiebe nicht mehr mitreißen konnte. Das Flußbett erhöhte sich von Jahr zu Jahr, und damit wuchs die Häufigkeit der Überschwemmungen. Seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts wurden zu beiden Seiten des Rheins Dämme und Wuhre gebaut. Der Vorsteher von Mäder ritt damals über München nach Wien, um dem Kaiser die Not der vorarlbergischen Rheinufergemeinden persönlich vorzutragen. Das Ergebnis aller dieser Bemühungen war aber enttäuschend, denn die Arbeiten waren nicht aufeinander abgestimmt und die Bauwerke viel zu wenig hoch, um den Hochwassern wirklich standhalten zu können. Im Jahre 1892 wurde dann ein Staatsvertrag zwischen Österreich und der Schweiz abgeschlossen, wonach die ganze Rheinkorrektion von der Illmündung bis zum See gemeinsam unter hälftiger Teilung der Kosten durchgeführt werden sollte. Man entschloß sich zu radikalen Maßnahmen: Der Rheinlauf sollte stark verkürzt werden, um das Gefälle zu erhöhen. Im Jahre 1900 erhielt der Fluß eine neue Mündung, indem er unterhalb Au und Lustenau in die Fussacherbucht geleitet wurde. 1923 kam der Diepoldsauer Durchstich hinzu. Dadurch wurde der untere Rheinlauf um rund 10 Kilometer kürzer. Leider erwies sich die Hoffnung als trügerisch, daß die Sanierung damit gelungen sei. Das Rheinbett erhöhte sich doch noch. Nach dem zweiten Weltkrieg schlossen die beiden Uferstaaten eine neue Übereinkunft zur Verengung des inneren Rheinlaufes, um die Wassergeschwindigkeit zu erhöhen und das Transportvermögen des Flusses zu vergrößern. Dieses Bauprogramm nähert sich nun seinem Ende.

Am Schlusse seiner Ausführungen wünschte Hofrat Waibel Fragen der gespannt lauschenden Zuhörer. Sie kamen auch. Der Referent erläuterte dann,

wie das „Vorstrecken“ des Dammes in den See hinaus vor sich geht, warum das neue Bett des Rheines dort leicht nach Westen abgebogen wird, daß die Steine vom Koblacher Berg geholt und durch die Bahn auf dem Damm transportiert werden und daß die ganzen Abwässer nicht in den Rhein geleitet, sondern von den beidseitigen Binnenkanälen aufgenommen werden.

Unterdessen waren die Regenwolken vorübergezogen. Die Sonne schien bei blauem Himmel. Nach einem, von der Rheinbauleitung gestifteten, kleinen Trunk bestieg man die Bahn und fuhr nun auf dem Damm hinunter bis zu dessen Ende. Links sah man das doppelte Rheinbett, das neue Land von feinem grauen Sand und dahinter die grünen Auen bis zum Rohrspitz. Rechts am Ufer das von seiner Kirche beherrschte Dorf Hard. Vor sich aber den – je nach der Richtung, in die man schaute – grauen, blauen oder silbrigen See und, beinahe zum Greifen nahe, Lindau. Fast zwei Stunden hatte man über den Rhein Neues gehört, hier unten aber erlebte man ihn. Erst als in Hard, der Heimat des unvergessenen Albert Welte, die Glocken den Sonntag einläuteten, begab man sich zum Zug zurück und fuhr dann an Fischern, Schilf und brütenden Vögeln vorbei hinauf zur Fussacher Brücke, wo man sich, dankbar für das große Erlebnis, von Hofrat F. Waibel verabschiedete.

Bruno Meyer

1200 Jahre Iburinga/Überlingen

Vortrag an der 83. Hauptversammlung
des Bodenseegeschichtsvereins in Überlingen

VON PROFESSOR DR. JOHANNES DUFT,
Stiftsbibliothekar in St. Gallen

Im weiten Bodenseeraum ist es an der Jahresordnung, daß Sommer für Sommer Jubiläen begangen werden, die anderswo höchst selten sind: nämlich 1000- und 1100- oder gar 1200-Jahr-Feiern. Sie finden ihre Begründung im ehemaligen Stift zu St. Gallen, liegen doch dort – was ein außerordentliches Glück der Überlieferung ist – 776 Traditionsurkunden und 97 Königsdiplome aus dem andernorts noch gänzlich schriftlosen Zeitraum der Jahre 700 bis 1000.¹ Darin ist eine singuläre Fülle hiesiger Siedlungen und Siedler mit ihren vollen Namen und genauen Daten erfaßbar geblieben.

Das aber ist und macht *Geschichte*. Denn es gehört zum Wesen der Geschichte, daß sie Schriftlichkeit besitzt, daß sie mit Namen und Daten gefüttert ist. Sonst ist die Überlieferung nicht Geschichte, sondern Vorgeschichte, also schriftlose Zeit und Kultur, oder sie ist Mythos, sie ist Sage und damit Mündlichkeit. Wohl wissen und schätzen wir heute wieder, gegenüber dem Positivismus einer nahen Vergangenheit, daß auch die Sage ihre gültige Aus-Sage zu leisten vermag. Und wir erleben dank der großartig fortgeschrittenen Archäologie, daß anstelle von Dokumenten auch Monumente ihre Sprache, eine lapidare Sprache, zu sprechen vermögen – sozusagen im Sinn des Herren-Wortes bei Lucas 19,40: „Wenn die Menschen schwiegen, würden die Steine schreien.“

Aber trotz allem Raunen der Sage und allem Gepolter der Steine läßt sich ein Jubiläum nicht feiern ohne einen tragenden Grund in der Geschichte, der dokumentarisch, also schriftlich faßbar, lesbar, prüfbar ist. Das gilt nicht zuletzt für diesen heutigen Tag, da Überlingen² sich anschickt, seine 1200-Jahr-Feier zu in-

1 Solche Zahlen finden sich bei PAUL STAERKLE, Die Rückvermerke der ältern St. Galler Urkunden (= Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte, Heft XLV), St. Gallen 1966, beispielsweise S. 15, 20, 26, 35, 36, 58, 72.

2 Dankbar sei hier hingewiesen auf zwei grundlegende Darstellungen Überlingens: ALFONS SEMLER, Überlingen, Bilder aus der Geschichte einer kleinen Reichsstadt, Singen 1949; JOSEPH HECHT, Das St.-Nikolaus-Münster in Überlingen, der Bau und seine Ausstattung, 2. Aufl., Überlingen 1951. – Einige kirchengeschichtliche Überlegungen, betitelt „Christliche Kirche am Bodensee“, finden sich in meinem 1962 gehaltenen Vortrag zur Vierhundertjahrfeier des Münsters zu Überlingen, veröffentlicht in „Badische Heimat“, 46. Jg., Freiburg i. Br. 1966, S. 3–16. Dieser Vortrag war eine gewisse Danksagung für den im Jahr 1960 erhaltenen Bodensee-Literaturpreis der Stadt Überlingen. – In der „Bodensee-Bibliothek“ des Jan Thor-

augurieren, und da wir vom Bodenseegeschichtsverein sozusagen als kritische Vorhut eingeladen sind, um in einer gewissen Vorfeier zu prüfen, wie tragend dieser Grund, wie geschichtlich dieser Anlaß in Wirklichkeit sei. Ich erkenne deshalb meine Aufgabe darin, daß ich der *Schriftlichkeit in der frühen Geschichte Überlingens* nachzuspüren habe. Wie läßt sich diese selbstgewählte Aufgabe lösen?

Es scheint mir, daß drei Schichten und damit drei „Schriften“ voneinander unterschieden, voneinander behutsam abgehoben werden können. Die erste Schrift ist urkundlicher Art; sie verlangt den Historiker, dem sie sich in nüchterner Sicherheit darbietet. Die zweite Schrift ist hagiographischer Art; sie ruft dem Theologen, wünscht sie doch neben der historischen Beurteilung auch eine theologische Einfühlung. Die dritte Schrift und Schicht ist sprachkundlicher Art; sie offenbart sich dem Germanisten.

I

Beginnen wir mit dem historischen Dokument: Es ist die *Urkunde vom 9. August des Jahres 770*, die den unmittelbaren Anlaß für „1200 Jahr Überlingen“ bietet. Das Original, ein Pergamentstreifen von 45 cm Höhe und nur 10 cm Breite, liegt noch heute im Stiftsarchiv zu St. Gallen (Signatur: I 42). Hermann Wartmann hat es 1863 im vollen lateinischen Wortlaut herausgegeben³, Albert Bruckner hat es 1954 sogar faksimiliert⁴.

Welches ist sein Inhalt? Es handelt sich um eine sogenannte Traditionsurkunde, d. h. um die schriftliche Fixierung einer Güter-Tradierung, also einer Liegenschafts-Übereignung an das Kloster St. Gallen⁵. Das Dokument ist knapp und klar; seine Sprache ist das verwilderte Latein der Jahrzehnte vor der Bildungsreform Karls des Großen. Sein Aufbau ist der übliche solcher damals schon nicht mehr allzu seltenen Rechtsgeschäfte:

Die Urkunde beginnt mit der *Invocatio* „In Dei nomine“, worauf die schlichte *Intitulatio* folgt: „Ego Rotbertus comes, filius Hnabi condam – Ich, der Graf Roadbert, der Sohn des einstigen Herzogs Nebi.“ Was will er? In einer Art *Arenge* verkündet er den Entschluß, er wolle „aliquid de rebus meis – etwas von

becke Verlags, nämlich in der Geschichte des Bodenseeraumes von OTTO FEGER (3 Bände, Konstanz 1956, 1958, 1963) und in der Kunstgeschichte des Bodenseeraumes von ALBERT KNOEFLI (bisher 2 Bände, Konstanz 1961, 1969), ist Überlingen gebührend berücksichtigt. Die beiden Verfasser wurden für ihr Werk mit dem Bodensee-Literaturpreis dieser Stadt ausgezeichnet. – Zur 1200-Jahr-Feier gab die Stadt den prachtvoll illustrierten und bestens dokumentierten Band „Überlingen – Bild einer Stadt“ im Verlag A. H. Konrad in Weissenhorn heraus.

3 Urkundenbuch der Abtei Sanct Gallen, Theil I, Zürich 1863, S. 56 ff., Nr. 57. Dort Hinweise auf zwei frühere Editionen.

4 *Chartae Latinae antiquiores*, Facsimile-Edition of the Latin Charters prior to the ninth century, by ALBERT BRUCKNER and ROBERT MARICHAL, Part I, Olten/Lausanne 1954, No. 71.

5 Vgl. hierzu allgemein HERMANN BIKEL, Die Wirtschaftsverhältnisse des Klosters St. Gallen von der Gründung bis zum Ende des XIII. Jahrhunderts, Freiburg i. Br. 1914; darin S. 68 und S. 270 Anm. 1 Erwähnung dieser „Überlinger“ Urkunde.

seinen Besitztümern“ einer heiligen Stätte schenken. Worum es sich handelt, sagt sodann die rechtsgültige Dispositio: „Ich vollziehe eine Schenkung an das Kloster des heiligen Gallus, das im Arbongau errichtet worden ist, und zwar schenke ich im Gau, der Eitrachtal heißt, und im Weiler, der Aulfingen (Auuuoluinca) genannt wird, was immer ich an diesem gegenwärtigen Tag dort offensichtlich besitze an Feldern, Wäldern, Wiesen, Weiden, Wegen, Quellen und Wasserläufen. Das alles übergebe und übertrage ich gänzlich zum Heil meiner Seele und um das ewigen Lohnes willen an das vorhin genannte Kloster, – allerdings unter der Bedingung, daß ich für die ganze Zeit meines Lebens jene Besitzungen durch einen Gunsterweis der dortigen Mönche für meine eigene Nuznießung zurückerhalte und daß ich ihnen hieraus einen Zins entrichte. Folgendes ist der Zins, der mich ihnen gegenüber für jedes einzelne Lebensjahr verpflichtet: dreißig Sikel Bier⁶ und ein Frischling im Wert eines Solidus und zwei Malter Brot.“ Soweit das Rechtsgeschäft, das mit einer üblichen Poenformel gegen allfällige Übergriffe geschützt und mit einer sogenannten Corroboratio gesichert wird.

Die Urkunde schließt mit dem üblichen Eschatokoll: „Actum Iburga villa publica – so vollzogen in Überlingen, dem öffentlichen Hof.“ Hernach das Unterschriftszeichen des Donators: „Signum Roadberto comitis“, mit der Beifügung: „welcher diese Übereignungsurkunde (cartulam traditionis) aufsetzen ließ“; sodann die eigenhändige Unterschrift eines auch sonst bezeugten vornehmen Adalungus; schließlich die Zeichen von acht Zeugen, deren Namen – es sind die ersten überlieferten aus dieser Gegend – also lauten: Hroadhari, Starchulf, Amicho, Lantbert, Berthad, Seligaer, Folcholt, Isanhart. Die Urkunde endet mit der Unterschrift des Schreibers, des Diakons Waldo, der auf Wunsch des Roadbert im zweiten Regierungsjahr des Frankenkönigs Karl, und zwar am 9. August, das Dokument geschrieben habe. Was die Datierung auf das Jahr 770, das als solches nicht ausdrücklich genannt ist, zu rechtfertigen vermag, kann in der Ausgabe von Hermann Wartmann und neuestens auch bei Rolf Sprandel⁷ nachgegriffen werden.

Das also ist die Urkunde, die erstmals mit historischer Zuverlässigkeit Überlingen nennt. Dadurch ist es aus schriftloser Unfaßlichkeit in das Prüffeld der Schriftlichkeit, aus geschichtsloser Morgendämmerung in den Lichtkegel der Geschichtlichkeit getreten. Es geschah durch die Niederschrift der beiden Worte: „Actum Iburga“. Man mag einwenden, daß dieser Eintritt nur zufällig, daß dieser Auftritt recht sekundär gewesen sei. Ich antworte: Ja und Nein! Zwar wird in der Urkunde Aulfingen weit ausführlicher beschrieben als Überlingen. Aber die Tatsache, daß diese Beschreibung und Verschreibung Aulfingens in Überlingen geschah – actum Iburga villa publica –, zeigt schlaglichtartig die Bedeutung Überlingens als eines öffentlichen, wohl königlichen Fronhofes, wo sich angesehene Persönlichkeiten zu wichtigen Rechtsgeschäften einfanden.

6 Über diesen häufigen Zins vgl. JOSEPH MÜLLER, Das Bier in den ältesten Geschichtsquellen des Klosters St. Gallen, in Schweizer Brauerei-Rundschau, 52. Jg., Zürich 1941, S. 78–81.

7 ROLF SPRANDEL, Das Kloster St. Gallen in der Verfassung des karolingischen Reiches (= Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte, Bd. VII), Freiburg i. Br. 1958, S. 37, Anm. 46.

Mit Absicht widmete ich der Urkunde, die Überlingen als den actum-Ort erwähnt, eine gewisse Ausführlichkeit. Denn die beiden hier tätig gewesenen Hauptpersonen, der Donator und der Scriptor, besaßen für Zeit und Land, damit aber auch für diesen Ort hohe Bedeutung. Der Donator war Graf Roadbert⁸, der Sohn des Alemannenherzoges Nebi, also der Onkel jener Hildegard, die Karl der Große ein Jahr später aus diesem unserem Alemannien als seine zweite Gattin holte. Der Scriptor war der fränkische Hochadelige Waldo⁹, der Vertraute Karls des Großen, später Abt in St. Gallen sowie auf der Reichenau und in St. Denis, auch Bischof von Pavia und Basel, damals aber noch Diakon in St. Gallen, wo er nachweisbar 17 Urkunden und mindestens sieben Manuskriptbände geschrieben hat¹⁰. Für unsern kritischen Geschichtsschreiber Ratpert¹¹ im 9. Jahrhundert gilt er deshalb als „vir sapiens“ und „eximius scriptor“, als weiser Mann und hervorragender Schreiber. Solche Persönlichkeiten vollzogen ihre Rechtsgeschäfte und machten ihre Lokal- und Reichspolitik in dem damals schon längst bestandenem und wohl auch bestens eingerichteten Hof zu Überlingen. Das ist für den Historiker, der diese Urkunde zu interpretieren versucht, enthalten in den vier schlichten Worten: „Actum Iburinga villa publica.“

II

Es gibt in unseren Geschichtsquellen noch eine andere schriftliche Nennung Überlingens, die anscheinend sogar in eine frühere Zeit zurückreicht. Sie ist nicht urkundlicher, also nicht ausschließlich historischer, sondern sie ist hagiographischer und damit auch theologischer Art. Es ist die zweite Schrift und Schicht, die es in diesem Zusammenhang kurz aufzudecken gilt.

Quelle ist die *Vita sancti Galli*, also die Biographie jenes aus Irland gekommenen Wandermönches Gallus, der um das Jahr 612 im Hochtal der Steinach die Einsiedelei gründete, die der Alemanne Otmar im Jahre 719 zum Kloster ausbaute. Die Überlinger Urkunde nennt es 51 Jahre später „monasterium sancti Gallonis“, das „in pago Arboninse“ erbaut worden sei. Die Lebensgeschichte des Gründers Gallus besitzen wir nun noch in den beiden Fassungen, die von den Reichenauer Mönchen Wetti und Walahfrid in den Jahren um 816/824 und um 833/834, also zwei Jahrhunderte nach dem Heiligen, geschrieben worden sind.¹²

8 Vgl. GERD TELLENBACH (Hrsg.), Studien und Vorarbeiten zur Geschichte des großfränkischen und frühdeutschen Adels (= Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte, Bd. IV), Freiburg i. Br. 1957, S. 365 (Nebi) und 367 (Roadbert).

9 Vgl. neben SPRANDEL, a. a. O., S. 150, P. EMMANUEL MUNDING, Abt-Bischof Waldo, Begründer des goldenen Zeitalters der Reichenau (= Texte und Arbeiten, I. Abt., Heft 10/11), Beuron 1924.

10 Hierüber ALBERT BRUCKNER, *Scriptoria medii aevi helvetica*, 2. Bd., Genf 1936, S. 23–26, und 3. Bd., ebd. 1938, S. 18–21.

11 *Casus sancti Galli*, Kap. 8 und 9.

12 Herausgegeben von BRUNO KRUSCH in MGH, *Scriptorum rerum Merovingicarum* t. IV, 1902, S. 229–337; die beiden Erwähnungen Überlingens S. 264 und 295. – Ein Manuskript der Gallus-Vita in der Fassung Walahfrids, geschrieben im 11. Jahrhundert, kam im 19. Jahrhundert aus der Abtei Mehrerau nach Überlingen.

Allerdings erweisen sie sich als Überarbeitungen einer fragmentarisch erhaltenen Vorlage, die gegen hundert Jahre älter gewesen sein dürfte. Neueste Forschungen von sprachgeschichtlicher Seite glauben sogar eine Urfassung nachweisen zu können, die in das Jahrhundert des Gallus zurückgereicht haben mag. Dadurch wird die Glaubwürdigkeit dieser uns verhältnismäßig spät gefaßten Quelle wesentlich erhöht.

Davon profitiert auch die Überlinger Geschichte. Denn im 15. Kapitel der *Vita sancti Galli* wird Überlingen wörtlich erwähnt. Bei Wettli lesen wir: „in villa nuncupata Iburninga“; bei Walahfrid: „ad Iburningas villam“.¹³ Beide erzählen diesbezüglich wohl nichts anderes, als was in ihren uns nicht mehr greifbaren Vorlagen gestanden haben mag; eine Erfindung hätte u. E. keinen Sinn gehabt und wäre auch nicht leicht möglich gewesen, da die politischen Verhältnisse jenes 9. Jahrhunderts von denen des 7. Jahrhunderts, als Gallus in Überlingen geweiht und geheilt haben soll, völlig verschieden waren.

Daraus seien kurz die Vorgeschichte und dann das Ereignis zu Überlingen erzählt. Vorausgegangen war die Herkunft irischer Mönche, angeführt von Columban. Sie hatten am Zürichsee fliehen müssen, weil Gallus in Tuggen die Götterbilder zertrümmert hatte. Sie waren dann an den Bodensee gekommen, nämlich über Arbon nach Bregenz, wo Gallus wiederum in handgreiflicher Art die Reste des Heidentums zerschlug. Um nun das erboste Volk zu beruhigen, erließ der Alemannen-Herzog Gunzo, der seinerseits zwar Christ war, um 612 den Ausweisebefehl. Columban zog über die Alpen nach Bobbio, Gallus blieb einsam zurück und ließ sich in St. Gallen nieder. Dort erreichte ihn der dringende Wunsch des Herzogs, er möge zu ihm kommen. Wohin? An den Ort, der Iburninga hieß, also nach Überlingen. Warum? Weil des Herzogs Tochter Fridiburga vom bösen Geist besessen sei und weil dieser Geist behaupte: „Es lebt ein Mann, namens Gallus, der mich aus Tuggen und aus Bregenz vertrieben hat; auch dieser Herzog hat mich dort verjagt; zur Rache bin ich nun in dieses Mädchen gefahren.“ Gallus weigerte sich vorerst und floh. Dann aber unternahm er die Seefahrt hierher und sprach das erste christliche Gebet, das aus Überlingen aufgezeichnet ist: „Herr Jesus Christ, der Du in diese Welt gekommen bist, der Du den Winden und dem Meer, aber auch dem Satan befohlen und der Du durch Dein Leiden das Menschengeschlecht erlöst hast, befehl dem unreinen Geist, aus diesem Mädchen zu weichen!“ Und siehe: er wich und kam nicht wieder.

Soweit die Biographen! Ich möchte ihre Geschichte schließen mit dem Vermerk aus der 1200jährigen Urkunde: „Actum Iburninga villa publica – geschehen zu Überlingen am herzoglichen Hof.“ Damit will ich zwar keineswegs vortäuschen, daß dieser hagiographischen Erwähnung Überlingens die gleiche historische Sicherheit innewohne wie der Urkunde. Während der Vollzug der Güterschenkung im Jahre 770 sicher steht, ist diese Behauptung einer herzoglichen

13 Die weite Verbreitung der Gallus-Vita (B. KRUSCH benutzte 35 mittelalterliche Manuskripte, deren Anzahl inzwischen mehr als verdoppelt worden ist) sowie die große Ausstrahlung des Gallus-Kultes (P. STAERKLE wies im St.-Gallus-Gedenkbuch, St. Gallen 1952, S. 48–74, rund 250 mittelalterliche Patrozinien nach) machten auch den latinisierten Ortsnamen Überlingens weithin bekannt.

Residenz und ihres Inhabers Gunzo um das Jahr 612 nicht ohne jeden Zweifel. Immerhin ist zu bedenken, daß zuständige Geschichtsforscher wie Franz Beyerle, Theodor Mayer und Otto Feger geneigt sind, einen bei Fredegar zum Jahr 588 aufgeführten Alemannen-Herzog Uncelenus mit unserm Gunzo oder allenfalls mit seinem Vater zu identifizieren. Denn die Koseform des Namens Gunzo bzw. Chunzo könne Chuzilin oder in romanischer Sprechweise Uncilin gelautet haben¹⁴.

Sei dem, wie ihm wolle; eines steht fest: Die Vita sancti Galli bietet mindestens in den aus dem frühen 9. Jahrhundert vorliegenden Fassungen einen weiteren Beitrag für die Schriftlichkeit und damit für die Geschichtlichkeit Überlingens, das urkundlich zwischen 770 und 1191 angeblich nicht mehr aufscheint. Den Begriff „Geschichtlichkeit“ verwende ich im genannten Zusammenhang nun allerdings auch in einem theologischen Sinn. Ich möchte damit andeuten, daß eine solche Erzählung über das tatsächlich Faßbare hinaus das Geistig-Geistliche, das Symbolhafte und Zeichenhafte zeigen wollte. Es liegt in der Andeutung, daß Gallus als der Glaubensbote Alemanniens sowohl die Landschaft als auch die Menschen vom Heidentum erlöst habe: die Landschaft in Tuggen und in Bregenz, wo er die Götzen zerschlug – die Menschen hier in Überlingen, wo er die Herzogstochter von der Besessenheit heilte.

III

„Iburinga“ lesen wir in der Urkunde, „Iburninga“ in der Gallus-Vita. Es ist nun ausgerechnet *dieser Ortsname*, der noch eine dritte Schicht und Schrift einzuhüllen scheint. Es ist von allen die älteste, denn sie reicht in die Vorgeschichte und in die Sage zurück. Sie völlig aufzudecken wäre die Aufgabe des Germanisten, dem manche neue Untersuchung schon bereitliegt.¹⁵

Was bedeutet der Name Überlingen? Es kommt selbstverständlich nicht von „Überfahrt“, was der St. Galler Humanist Vadian in seiner Beschreibung des Bodensees¹⁶ folgenderweise angedeutet hat: „Den Ursprung der stat erlernt man uß dem namen: dan alda ein uralt überfar und schifflende gwesen und noch ist.“

Überlingen/Iburingen ist vielmehr verwandt mit „Eber“. Die Ortsnamen auf -ingen, die besonders zahlreich hier unten am Bodensee sind, gelten bekanntlich

14 Vgl. OTTO FEGER, Zur Geschichte des alemannischen Herzogtums, in Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte, 16. Jg., 1957, S. 41–94; zu dieser Hypothese (mit Verweis auf F. BEYERLE) besonders S. 49; zu Überlingen besonders S. 48, 69, 71, 81, 83. TH. MAYER hatte Beyerles These schon früher übernommen, beispielsweise in Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, Bd. 2, 1952, S. 482.

15 Vor allem sei genannt HEINRICH BECK, Das Ebersignum im Germanischen, Ein Beitrag zur germanischen Tier-Symbolik (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker, N. F. 16 [140]), Berlin 1965; darin S. 164 ff. über Notkers Eber-Verse, S. 152 über „ein starkes Hervortreten der Eber-Personennamen im Fränkischen“. Zu Notkers Versen beispielsweise auch LEONHARD FRANZ, Der Kriegs-Eber, in Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, XCV, 1965, S. 259–264.

16 JOACHIM VON WATT (VADIAN), Deutsche historische Schriften, 2. Bd., hrsg. von ERNST GÖTZINGER, St. Gallen 1877, S. 440.

als älteste Erinnerung alemannischer Besiedlung aus der Landnahmezeit. Die -ingen-Dörfer waren Sippensiedlungen, die nach dem Ältesten der Familie, nach dem Gründer des Dorfes, nach der Hauptperson benannt worden sind. Ein -ingen-Ort im allgemeinen besagt also: bei der Sippe eines namengebenden Mannes. Iburging im besonderen bezeichnet das Dorf der Sippe des Mannes namens Iburu/Eburu, d. h. Eber.

Es war ehrenvoll, den Namen eines Tieres zu tragen, das stark war wie ein Wolf, wie ein Bär oder wie ein Eber. Groß und alt, sogar mythisch war die Bedeutung dieses Tieres im Germanischen. Eber konnte einen Krieger, einen Heerführer, ja einen Fürsten bezeichnen. Man möchte deshalb annehmen, daß der Alemanne, der hier sein Iburging gegründet hat, ein starker und mächtiger Mann gewesen sei. Das scheint als tiefste Schicht im Namen des jubilierenden Überlingen eingeschlossen zu sein. Aber nicht nur als Schicht, sondern schließlich auch als Schrift!

Ein schriftlicher Niederschlag solcher Eber-Sagen ist uns nämlich überliefert worden durch jene gleiche Stätte, welche die Urkunde von 770 und die Vita sancti Galli aufbewahrt hat: durch St. Gallen¹⁷. Notker der Deutsche, der solche althochdeutsche Schriftlichkeit weitgehend grundgelegt hat, schrieb dort um das Jahr 1000 zwei Eber-Sagen nieder, die er wohl nicht erfunden, sondern aus der Überlieferung geschöpft hatte. Sie dienten ihm als Beispiele für Klang- und Sinnfiguren, wenn er den Alemannenbuben in der St. Galler Klosterschule lateinische Rhetorik beizubringen hatte. So und nur so blieben sie schriftlich erhalten. Sie lauten:

Der heber gât in litun trégit spér in situn
sîn bald éllin nelâzet in uéllin.

Der Eber geht an der Leite, trägt den Speer in der Seite;
seine kühne Kraft ihm noch Stand verschafft.

Imo sînt fûoze fûodermâze
îmo sînt bûrste ébenhô forste
ûnde zéne sîne zuuélf élnîge.

Ihm sind Füße fudermäßig,
ihm sind Borsten so hoch wie Forste
und seine Zähne zwölf Ellen lang.

In diesen beiden Eber-Sprüchen scheint mir das Vorgesichtliche und Sagenhafte, das im Namen Iburging enthalten ist, geschichtlich und schriftlich geworden zu sein. Das aber war das Anliegen dieses Vortrages: der Schriftlichkeit in der spärlichen Frühgeschichte Überlingens nachzugehen. Wir sind ihr historisch begegnet in der 1200jährigen Urkunde; wir sind ihr aber auch theologisch und germanistisch begegnet in der Gallus-Vita und im Ortsnamen.

Über diese dreifache Begegnung möchte ich abschließend die Verse setzen, die der Heimatdichter Paul Sättele unter dem Titel „Überlingen“ vor manchem Jahr

17 Vgl. STEFAN SONDEREGGER, Althochdeutsch in St. Gallen, Ergebnisse und Probleme der althochdeutschen Sprachüberlieferung in St. Gallen vom 8. bis ins 12. Jahrhundert (= Bibliotheca Sangallensis, 6. Bd.), St. Gallen 1970. Daraus ist hier die Übertragung des ersten Eber-Verses genommen.

geschrieben hat¹⁸. Er schildert vorerst einen Gang „durch die schattenkrummen Gassen“ dieser Stadt, worauf er zur Erkenntnis vordringt:

Und was mir draußen auf den fremden Straßen
Mit Unrast jedes Stillesein zerstückt,
Wird alles hier ins rechte Bild gerückt
In inn'rer Schau, die wir so lang vergaßen.

Möge diese „innere Schau“ ob aller Äußerlichkeit und Unrast einer 1200-Jahr-Feier in Gegenwart und Zukunft nicht vergessen werden! Das ist der stille Wunsch des Bodenseegeschichtsvereins an Überlingen.

Anschrift des Verfassers:

Msgr. Prof. Dr. Johannes Duft, CH 9000 St. Gallen, Stiftsbibliothek

Die Rolle der Reichsstadt Überlingen in der Wirtschaftsgeschichte des Bodenseeraumes*

VON PETER EITEL

Es gibt wohl unter den größeren Städten rings um den Bodensee keine, die noch in unserem Jahrhundert solche Mühe hatte, über ihren mittelalterlichen Rahmen hinauszuwachsen wie Überlingen. Noch nach dem 1. Weltkrieg zählte die Stadt nicht mehr Einwohner als 400 Jahre zuvor¹. Dieser merkwürdige Umstand lenkt die Aufmerksamkeit fast zwangsläufig auf die Wirtschaftsstruktur dieser Stadt. Es stellt sich die Frage, unter welchen besonderen Bedingungen sich in Überlingen in früheren Jahrhunderten jener große wirtschaftliche Wohlstand entfalten konnte, auf dessen Spuren wir bei einem Spaziergang durch die Stadt auf Schritt und Tritt noch heute stoßen. Die weitere Frage lautet, wie es dazu gekommen ist, daß diese wirtschaftliche Blütezeit im 18. und 19. Jahrhundert keine rechte Fortsetzung fand, obwohl doch gerade diese beiden Jahrhunderte anderswo ein besonders ausgeprägtes Wirtschaftswachstum mit sich brachten.

Die wirtschaftliche Entwicklung Überlingens im 19. und 20. Jahrhundert und die Bedingungen, unter denen sie sich vollzog, sind erst vor kurzem umfassend von Eugen Schnering dargestellt worden², so daß ich darauf verzichten kann, die Überlinger Wirtschaft in badischer Zeit in meine Betrachtungen miteinzubeziehen. Meine Aufgabe wird es sein, die Jahrhunderte der reichsstädtischen Epoche, die Zeit vom Spätmittelalter bis zum 18. Jahrhundert, eingehender darzustellen und damit die Ausführungen Schnerings nach rückwärts zu ergänzen.

Es wird sinnvoll sein, daß wir uns zunächst einen kurzen Überblick über die wirtschaftliche Bedeutung des gesamten Bodenseeraums verschaffen, um den Hintergrund zu klären, vor dem die spezifische wirtschaftliche Rolle der Reichsstadt Überlingen erst richtig deutlich werden kann. Da ist natürlich zunächst die große Bedeutung Oberschwabens und des Bodenseeraums als Zentrum des oberdeutschen Textilgewerbes hervorzuheben. Hektor Ammann hat in mehreren Arbeiten die Entwicklung dieses wichtigsten Wirtschaftszweiges für die Zeit des

* Der folgende Aufsatz beruht auf einem für den Druck nur unwesentlich veränderten Vortrag, den der Verfasser anlässlich der Überlinger 1200-Jahr-Feier am 17. 7. 1970 in Überlingen gehalten hat. Der Wortlaut der Rede wurde beibehalten, Ergänzungen finden sich vor allem in den Anmerkungen.

1 Vgl. die Angaben von A. SEMLER in: Badisches Städtebuch, hrsg. von E. Keyser (Deutsches Städtebuch Bd. IV Südwest-Deutschland, 2. Land Baden-Württemberg, Teilband Baden) 1959, S. 393.

2 E. SCHNERING, Vom Handelsplatz zur Kurstadt. Entwicklung und Wandlung der wirtschaftlichen Strukturen im 19. und 20. Jahrhundert. In: Überlingen. Bild einer Stadt, 1970, S. 57 ff.

Spätmittelalters dargestellt³. Ravensburg, Memmingen, Kaufbeuren, Kempten, Isny und Wangen waren neben St. Gallen, Konstanz und Schaffhausen die Hauptplätze der oberdeutschen Leinwandproduktion und des Leinwandhandels – Biberach, Ravensburg, Memmingen und Kaufbeuren außerdem nach Ulm die Zentren der Herstellung von Barchent, einem Mischgewebe aus Leinen und Baumwolle, das wegen seiner Haltbarkeit und seines niedrigen Preises weithin, auch südlich der Alpen, begehrt war. Aber auch in den kleinen Städten Pfullendorf und Leutkirch bestand ein recht reges Textilgewerbe⁴. Aufs Ganze gesehen war der Raum von der Schwäbischen Alb bis zum Thurgau, vom Linzgau bis zum Lech am Ende des späten Mittelalters flächenmäßig das größte europäische Textilzentrum für die Massenprodukte Leinen und Barchent⁵. Zwischen den genannten Städten herrschten rege kommerzielle Beziehungen. St. Galler Leinwand wurde häufig in Isny gefärbt⁶, Leutkircher Leinwand in St. Gallen gebleicht⁷, Schweizer Leinwand über Lindau nach Italien verkauft⁸. Ulmer, Biberacher, Lindauer, Memminger und Augsburger Kaufleute waren vielfach miteinander versippt und verschwägert und zugleich Mitglieder derselben Handelsgesellschaften⁹. Unter diesen ist vor allem die Große Ravensburger Gesellschaft zu nennen, die zu ihrer Zeit, vor allem im 15. Jahrhundert, die größte deutsche Handelsgesellschaft war und deren Aktivität sich über ganz Europa erstreckte. Aloys Schulte hat in seiner großen Darstellung dieser Gesellschaft gezeigt, welche wichtige Klammer sie zwischen den oberdeutschen Textilstädten darstellte¹⁰. Ihre Teilhaber und Mitglieder kamen zum allergrößten Teil aus den oberschwäbischen Reichsstädten, besonders aus Konstanz, Lindau, Biberach, Memmingen und Kempten, später auch aus Wangen und natürlich vor allem aus Ravensburg selbst, das ja ziemlich genau in der Mitte zwischen diesen Städten liegt¹¹. Die

3 Verwiesen sei hier auf die beiden großen Aufsätze „Die Anfänge der Leinenindustrie des Bodenseegebiets“, Alemannisches Jahrbuch 1953, S. 251 ff. und „Vom Lebensraum der mittelalterlichen Stadt“, Berichte zur deutschen Landeskunde Bd. 31/II, 1963, S. 286 ff.

4 Vgl. zu Leutkirch: KÜMMERLEN, Die Leinweberei Leutkirchs, Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde 1903; zu Pfullendorf H. AMMANN, Die Anfänge der Leinenindustrie (wie Anm. 3), S. 267 und 299.

5 Vgl. dazu die jüngst erschienene von H. KELLENBENZ entworfene Karte „Europäische Wirtschaft um 1500“ in: Großer Historischer Weltatlas, hrsg. vom Bayerischen Schulbuch-Verlag, II. Teil: Mittelalter, 1970, S. 124 f.

6 H. KELLENBENZ, Isny im Allgäu. Von den wirtschaftlichen Möglichkeiten einer Reichsstadt zwischen Mittelalter und Neuzeit, Jahrbuch für Geschichte der oberdeutschen Reichsstädte Bd. 12/13, 1966/67, S. 107.

7 KÜMMERLEN (wie Anm. 4) S. 23.

8 H. KELLENBENZ, Die Wirtschaft der schwäbischen Reichsstädte zwischen 1648 und 1740, Jahrbuch für Geschichte der oberdeutschen Reichsstädte Bd. 11, 1965, S. 146.

9 Vgl. A. RIEBER, Das Patriziat von Ulm, Augsburg, Ravensburg, Memmingen, Biberach. In: Deutsches Patriziat 1430–1740, hrsg. von H. Rössler, 1968, S. 299 ff. und P. EITEL, Die oberschwäbischen Reichsstädte im Zeitalter der Zunftherrschaft (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde Bd. 8) 1970, S. 171 ff.: Bemerkungen zu den Ämterlisten der Städte Lindau, Memmingen und Ravensburg.

10 A. SCHULTE, Geschichte der Großen Ravensburger Handelsgesellschaft 1380–1530 (Deutsche Handelsakten des Mittelalters und der Neuzeit Bd. 1–3), 1923.

11 Nachweise ebd. Bd. 1.

Bedeutung des Bodenseegebiets als Textilzentrum währte zwar über das Mittelalter hinaus bis ins 18. Jahrhundert, aber seit dem 16. Jahrhundert alles in allem doch in vermindertem Umfang, wenn auch vielleicht nicht hinsichtlich der absoluten Produktionsziffern, so doch zumindest im Verhältnis zu anderen Gebieten, besonders zu Schlesien, den Niederlanden und England¹². Außerdem verlagerten sich die Schwerpunkte vom schwäbischen in das schweizerische Gebiet¹³. Ähnliches trifft für den Stellenwert des Bodenseegebiets im System des zentraleuropäischen Fernhandels zu. Jahrhundertelang waren die Graubündner Pässe, vor allem Septimer, Splügen, Bernhardino und Lukmanier, die wichtigsten Alpenübergänge zwischen dem westlichen Deutschland und Italien. Das erklärt die verkehrsgeschichtliche Bedeutung des Bodenseeraumes zur Genüge. Erst im Spätmittelalter ergab sich durch den Ausbau und die zunehmende Benutzung der Gotthardstrecke eine gewisse Konkurrenz zu den Bündner Pässen, wenn auch in begrenztem Rahmen¹⁴. In welchem Ausmaß der Handelsverkehr zwischen Deutschland und Italien, und damit auch die Verkehrsbedeutung der Bündner Pässe, im 16. und 17. Jahrhundert durch die Verlagerung der Schwerpunkte des Welthandels und die wachsende Bedeutung des Atlantik als Seeweg beeinträchtigt wurde, ist bis heute eine umstrittene Frage. Auf alle Fälle – und das genügt in unserem Zusammenhang – war auch in der Neuzeit der über den östlichen Bodensee, d. h. über Lindau führende Italienhandel immer noch beträchtlich¹⁵. Wichtiger als der Nord-Süd-Handel war für den Bodenseeraum in den Jahrhunderten der frühen Neuzeit aber der Ost-West-Handel. Hier rückte die im 15. und 16. Jahrhundert immer größer werdende Bedeutung von Augsburg und Lyon, dann aber auch der wachsende Ruf der Zurzacher Messen, der bedeutendsten Messen zwischen Genf, Straßburg, Nördlingen, Linz und Bozen, den Bodenseeraum in den Mittelpunkt eines lebhaften Ost-West-Verkehrs¹⁶.

Überlingen spielte in diesem Fernhandelssystem nur eine periphere Rolle. Es lag an keinem der großen Handelswege, die teils zu Wasser, teils auf dem Lande verliefen. Die Versuche im 16. Jahrhundert, den Ost-West-Gütertransport auf dem Bodensee von Konstanz und dem Untersee auf den Überlinger See zu verlagern und von Bodman aus eine Verbindung zu der nahen Handelsstraße Ulm-Schaffhausen-Basel herzustellen, scheiterten kläglich¹⁷. Immerhin war es von

12 KELLENBENZ (wie Anm. 8) S. 160–162, außerdem J. KULISCHER, Allgemeine Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit Bd. 2, 3. Aufl. 1965, S. 164 ff., bes. S. 167 f.

13 KELLENBENZ (wie Anm. 8) S. 160 f.

14 Vgl. dazu A. SCHULTE, Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien mit Ausschluß von Venedig 2 Bde., 1900, Bd. 1, S. 722; sowie F. GLAUSER, Der internationale Gotthardtransit im Lichte des Luzerner Zentnerzolls von 1493 bis 1505, Schweizerische Zeitschrift f. Geschichte 18, 1968, S. 177 ff.

15 Vgl. B. R. JENNY, Graubündens Paßstraßen und ihre volkswirtschaftliche Bedeutung in historischer Zeit, mit besonderer Berücksichtigung des Bernhardinpasses, 2. Aufl. 1965, S. 72 f., 75 und O. STOLZ, Die Verkehrsverbindungen des oberen Rhein- und Donaugebietes um die Mitte des 16. Jahrhunderts, ZGO NF 38, 1922, S. 60 ff., bes. 66 ff.; außerdem KELLENBENZ (wie Anm. 8) S. 140 ff.

16 Dazu STOLZ (wie Anm. 15) S. 63, 77, 79; W. BODMER, Die Zurzacher Messen von 1530 bis 1856, Argovia 74, 1962, S. 19 ff.

17 STOLZ (wie Anm. 15) S. 77.

Überlingen zu den großen Handelsstraßen nicht weit. Das trifft sowohl für die Verbindung nach Konstanz als auch für jene beiden Straßen nach Stockach bzw. Pfullendorf zu, die beide an der wichtigen Handelsstraße Ulm–Ehingen–Schaffhausen–Basel lagen¹⁸. Die Ursache für die geringe fernhändlerische Aktivität Überlingens darf aber sicher nur zum kleineren Teil in seiner zweitklassigen Verkehrslage gesucht werden. St. Gallen hatte schließlich keine bessere Lage. Wesentlicher ist die Tatsache, daß Überlingen kaum am oberdeutschen Textilgewerbe und dem damit verbundenen Vertrieb partizipierte. Die Überlinger Fernhändler muß man in allen Jahrhunderten geradezu wie Stecknadeln in einem Heuhaufen suchen. Jener Jacobus de Ubreling, der in Barcelona zu Ende des 14. Jahrhunderts mit Korallen handelte, dort in Konkurs ging und sein Hab und Gut zur Befriedigung eines Nürnberger Gläubigers verkaufen mußte, steht als internationaler Fernhändler vereinzelt da¹⁹. Wir können zwar einige Überlinger Kaufleute im 15. und 16. Jahrhundert auf den Messen von Nördlingen, Frankfurt und Zurzach sowie in Schaffhausen, Fribourg und Zürich nachweisen²⁰, wir wissen auch von drei Überlingern, darunter einem Reichlin, die Teilhaber der Ravensburger Handelsgesellschaft waren²¹, aber was sind das für Zahlen im Vergleich zu den Nachbarstädten, selbst im Vergleich zu so viel kleineren Städten wie Wangen oder Isny im Allgäu²². Auch die bescheidene Blüte, die Überlingen im 18. Jahrhundert als Handels- und Geldplatz durch die Niederlassung der italienischen Kaufmannsfamilien Vanotti, Prestinari und Caprono erlebte, vermag an diesem Gesamteindruck nichts zu ändern²³. Die Frage, worin die spezifische wirtschaftliche Bedeutung Überlingens lag, beantwortete schon im 16. Jahrhundert der St. Galler Reformator und Humanist Vadian bündig mit folgenden Worten:

„Under Meersburg . . . liegt des heiligen reichs Stat Überlingen, werlich und wol verfaßt und an einem fruchtbaren gelend mit Wein und opst, hat ein merklich niderlag mit Korn, das man da kouft und fasset, desselben

18 Vgl. dazu SCHULTE (wie Anm. 10) Bd. 2, S. 27, und W. BÜHLER, Ein Gang durch die Geschichte. Von den Anfängen bis zum Ende der Reichsfreiheit (1802), in: Überlingen. Bild einer Stadt, 1970, S. 22.

19 G. WOLFRAM, Ein Überlinger Kaufmann in Barcelona 1383, ZGO 40, 1886, S. 113 ff.

20 Nördlingen: H. AMMANN, Vom Lebensraum der mittelalterlichen Stadt (wie Anm. 3), Karte Nr. 20; Frankfurt: Stadtarchiv Überlingen K II, L 10, Nr. 946 (Nachweise für die Jahre 1554, 1557 und 1564), außerdem H. AMMANN, Das Kloster Salem in der Wirtschaft des ausgehenden Mittelalters. ZGO 110, 1962, S. 391; Zurzach: H. AMMANN, Die Zurzacher Messen im Mittelalter, Taschenbuch der Histor. Gesellschaft des Kantons Aargau 1923, Regest Nr. 30; Schaffhausen: H. AMMANN, Schaffhauser Wirtschaft im Mittelalter, o. J. (1948), Beilage II, S. 332 f.; Fribourg/Üchtland: H. AMMANN, Mittelalterliche Wirtschaft im Alltag. Quellen zur Geschichte von Gewerbe, Industrie und Handel des 14. und 15. Jahrhunderts aus den Notariatsregistern von Freiburg im Üchtland, 1942–1954, Regest Nr. 803; Zürich: W. SCHNYDER, Quellen zur Zürcher Zunftgeschichte, 2 Bde. 1936, Bd. 1, S. 253, Nr. 449.

21 Wilhelm Betz, Martin Köpperlin und Clemens Reichlin, vgl. SCHULTE (wie Anm. 10) Bd. 1, S. 195 f., 504 Anm. 8, 505 Anm. 7.

22 Vgl. die Nachweise bei SCHULTE Bd. 1.

23 Über diese Kaufmannsfamilien unterrichtet A. DÄNZER-VANOTTI, Die Vanotti in Überlingen im 18. Jahrhundert, Badische Heimat 46, 1966, S. 85 ff.

auch ein große Zal gen Costenz und in das Turgouw, Rhintal und mermalen auch gen Veldkirch und in die drei pönt gat."²⁴

Weinanbau und Kornhandel, das waren die beiden Grundpfeiler der Überlinger Wirtschaft. Wein wurde ja im ganzen nördlichen und westlichen Bodenseegebiet angebaut, die Schwerpunkte lagen um Salem, Meersburg, Überlingen sowie im Thurgau. Man trank den Seewein nicht nur am Bodensee, sondern verkaufte ihn auch in das östliche Schwaben, nach Franken, Bayern und Tirol²⁵. Westlich des Bodensees besaß besonders Schaffhausen sehr bedeutende Weinanbaugebiete. Ob der Überlinger Wein qualitativ an die Elsässer Weine oder an den damals vielgerühmten Neckarwein heranreichte oder ob er so schlecht war wie Muchow schreibt²⁶, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls wurden 40 bis 50 Prozent des jährlichen Ertrages nach auswärts, besonders nach Oberschwaben und ins Allgäu, verkauft²⁷. Die städtische Obrigkeit bemühte sich sehr um die Qualität dieses wichtigsten Exportartikels. In den Ratsstatuten finden sich zahlreiche Bestimmungen über die sachgemäße Pflege der Reben. Die städtischen Rebschauer kontrollierten regelmäßig, ob die entsprechenden Vorschriften auch eingehalten wurden²⁸. Im Auftrag des Rates reisten außerdem jährlich kundige Bürger an den Oberrhein, ins Elsaß und an den Neckar, um über neue Rebsorten und über das Ergebnis der Ernte Erkundigungen einzuziehen²⁹. Die Einfuhr von Wein nach Überlingen war sehr erschwert, zeitweise sogar strikt verboten. Der Dreißigjährige Krieg brachte dann einen entscheidenden Rückgang des Weinanbaus in Überlingen. Dem Krieg, vor allem der Soldateska des württembergischen Hauptmanns Wiederhold, der vom Hohentwiel aus das Land terrorisierte, fielen viele Rebanlagen zum Opfer. Dazu kam, daß sich nach dem Kriege eine Neubeplanung des Rebgebietes nur noch begrenzt lohnte, da der Weinkonsum zugunsten von Most und Bier langsam zurückging. In den 60er Jahren des 17. Jahrhunderts betrug die kultivierte Rebfläche nicht einmal mehr die Hälfte derjenigen vor dem Dreißigjährigen Kriege³⁰.

Wenn soeben gesagt wurde, die Überlinger hätten ein Gutteil ihres Weines nach auswärts verkauft, so ist das insofern nicht ganz präzise, als die Geschäfte auf dem Markt teilweise nicht gegen Geld, sondern im Tauschverfahren, Wein gegen Getreide, abgewickelt wurden. Allerdings kam in Überlingen weit mehr Getreide als Wein auf den Markt. Das Volumen des in Überlingen abgewickelten Kornhandels war für damalige Verhältnisse enorm. Es wurde nicht nur Getreide angeboten, das die Stadt und das Spital auf ihren Gütern im nördlichen

24 Zitiert nach L. MUCHOW, Zur Geschichte Überlingens im Bauernkrieg, Schriften d. Vereins f. Gesch. d. Bodensees 18, 1889, S. 50.

25 AMMANN, Salem (wie Anm. 20) S. 379 ff.

26 MUCHOW (wie Anm. 24) S. 51.

27 J. MÖLLENBERG, Überlingen im Dreißigjährigen Krieg. Die Auswirkungen des Krieges auf das Wirtschaftsleben der ehemaligen Reichsstadt, Schriften d. Vereins f. Gesch. d. Bodensees 74, 1956, S. 37.

28 A. SEMLER, Überlingen. Bilder aus der Geschichte einer kleinen Reichsstadt, 1949, S. 55.

29 F. SCHÄFER, Wirtschafts- und Finanzgeschichte der Reichsstadt Überlingen in den Jahren 1550-1628 (Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte 44) 1893, S. 46.

30 MÖLLENBERG (wie Anm. 27) S. 37 f.

Hinterland geerntet hatten, sondern auch die Ernte vieler oberschwäbischer Grundherren, vor allem der Klöster, und der selbständigen Bauern, die einen Überschuß zur freien Verfügung erwirtschaftet hatten. Das Getreide kam aus ganz Oberschwaben bis hin zur Donau, zur Baar und zum Südrand der Schwäbischen Alb³¹. Dem Überschuß, der dort erzielt wurde, stand der große Getreidebedarf der Schweiz gegenüber. Die Städte am Bodensee boten sich als Getreidemärkte also geradezu an. Unter ihnen stand Überlingen eindeutig an der Spitze, gefolgt von Radolfzell, Konstanz, Lindau und Stein am Rhein³². Als Zielhäfen der Getreidetransporte werden in den Überlinger Akten die sanktgallischen Häfen Rorschach und Steinach, dann Konstanz, Keßwil, Uttwil, Rheineck, Bregenz und Lindau genannt. Die größten Mengen wurden nach Steinach, dem Hafen der Stadt St. Gallen, und nach Konstanz verschifft³³. Von den Häfen am Südufer des Bodensees wurde das Getreide weitergeführt: das Rheintal hinauf nach Vorarlberg – Feldkirch war hier der Umschlagplatz –, nach Tirol und Graubünden³⁴. Gerade Graubünden war ein besonders wichtiger Kunde des Überlinger Getreidemarktes. In welcher Zahl von dort Händler nach Überlingen kamen, wird aus der Tatsache ersichtlich, daß allein für den Zeitraum von Oktober 1527 bis Februar 1529 die Namen von 42 Bündnern, vor allem Churer Kaufleute, überliefert sind, denen vom Rat der Stadt Chur Paßbriefe ausgestellt worden waren, die sie als konzessionierte Getreideaufkäufer auswiesen. Die Ausstellung dieser Pässe und die Kontingentierung der Getreidemengen, die an Graubündner Kaufleute verkauft werden durften, erfolgte auf Drängen Österreichs, das verhindern wollte, daß unkontrolliert große Getreidemengen über die Bündner Pässe nach Oberitalien in die Hände der Feinde Karls V. gelangten, der zu dieser Zeit im Kriege mit Frankreich, Mailand, Venedig und dem Papst lag. Die oberösterreichische Regierung zu Innsbruck behauptete in dem Briefwechsel, den sie in dieser Sache mit Überlingen führte, daß Churer Kaufleute in Überlingen und Lindau Getreide aufgekauft hätten, das bis nach Cremona verkauft worden sei³⁵. Es läßt sich vorläufig nicht entscheiden, ob es sich dabei um eine einmalige kriegsbedingte Ausnahme gehandelt hat oder ob derartige Transporte regelmäßig in solchen Jahren durchgeführt wurden, in denen die volk-, aber auch getreidereichen Provinzen Oberitaliens Mißernten erlebten. Auf jeden Fall zeigt dieses Beispiel jedoch, daß der Überlinger Getreidemarkt zu einem wichtigen Politikum werden konnte. Umgekehrt kam es allerdings auch vor, daß Mißernten im Schwäbischen die Überlinger Obrigkeit zwangen, in Freiburg und Straßburg Getreide aufzukaufen zu lassen³⁶. Doch zurück zu den Überlinger Normalverhältnissen und den

31 SCHÄFER (wie Anm. 29) S. 67 ff., außerdem R. BOSCH, Der Kornhandel der Nord-, Ost-, Innerschweiz und der ennetbirgischen Vogteien im 15. und 16. Jahrhundert, Diss. phil. Zürich 1913, S. 8.

32 BOSCH (wie Anm. 31) S. 14 f., außerdem H. G. v. RUNDSTEDT, Die Regelung des Getreidehandels in den Städten Südwestdeutschlands und der deutschen Schweiz im späten Mittelalter und im Beginn der Neuzeit, VSWG Beiheft 19, 1930, S. 180.

33 Stadtarchiv Überlingen, Gredamtszollbücher.

34 Ebd., außerdem BOSCH (wie Anm. 31) S. 90 und RUNDSTEDT (wie Anm. 32) S. 49.

35 Stadtarchiv Überlingen K II, L 10, Nr. 949 und 951, außerdem Missivenbuch von 1527, fol. 99. Den Hinweis auf diese Quellen verdanke ich Frau Dr. Gerda Koberg, Überlingen. Vgl. auch MUCHOW (wie Anm. 24) S. 50.

36 Dazu H. BAUER, Straßburg und die Getreideversorgung des Bodenseegebietes, Bodensee-Chronik 20, 1931, S. 49.

Abnehmern des hier verkauften Getreides. Von den St. Galler Häfen gelangte das Getreide nach St. Gallen und ins Appenzellerland³⁷, von Konstanz aus über Stein nach Zürich, dem wichtigsten Umschlagplatz für die Innerschweiz, oder weiter den Rhein hinab nach Schaffhausen und an den Hochrhein³⁸.

Den Überlinger Bürgern war es zwar niemals verboten, auf dem städtischen Markt in größeren Mengen Getreide zu kaufen und es dann außerhalb der städtischen Hoheitsgrenzen weiterzuverhandeln, wie man das in der ortsgeschichtlichen Literatur lesen kann³⁹, aber sie spielten als Händler tatsächlich nur eine untergeordnete Rolle. Auf dem Großmarkt, der jeden Dienstag um ein Uhr mittags eingeläutet wurde und bis zum nächsten Vormittag währte⁴⁰, traten vor allem auswärtige Getreidehändler und städtische Kornaufkäufer aus den Bodenseestädten und der Schweiz in Erscheinung. Letztere besuchten regelmäßig im Auftrag ihrer Obrigkeit, z. B. des Züricher Rates, die größeren Fruchtmärkte am Bodensee⁴¹. Es ist ja bekannt, daß viele Städte eine sehr weitsichtige Vorratspolitik im Hinblick auf mögliche Teuerungen betrieben, so daß der größte Teil des von diesen städtischen Aufkäufern erhandelten Getreides in die städtischen Magazine wanderte. Vielleicht ist hier ein kurzer Hinweis darauf am Platze, daß bis ins 19. Jahrhundert Getreide als Grundnahrungsmittel eine viel größere Bedeutung besaß als heute, vor allem deshalb, weil es noch keinen Kartoffelanbau gab.

Der Überlinger Marktbetrieb spielte sich in der Gred, dem städtischen Kaufhaus ab, das seit dem 15. Jahrhundert dort stand, wo es noch heute steht, und dessen klassizistischer Neubau ein Wahrzeichen der Stadt ist. Diese Gred, die sich nach Lage und Funktion etwa mit dem Konstanzer Kaufhaus, dem sogenannten Konzil, vergleichen läßt, diente einmal als Lagerhaus für die nach Überlingen geführten und hier bis zum Verkauf bzw. Weitertransport lagernden Waren, zum andern bot sie den räumlichen und institutionellen Rahmen für die Abwicklung des Handels⁴². Dem Konstanzer Hausherrn entsprach der Überlinger Gredmeister, der den gesamten Handelsbetrieb in der Gred überwachte und dirigierte und Buch führte über die hier lagernden und zum Verkauf gelangenden

37 BOSCH (wie Anm. 31) S. 14 ff. und S. 90.

38 Dazu BOSCH S. 14 f. und S. 55 ff. und RUNDSTEDT S. 180. Über Lieferungen bis nach Ensisheim im Elsaß 1622: Stadtarchiv Überlingen K II, L 11, Nr. 955.

39 So SEMLER (wie Anm. 28) S. 59 und BÜHLER (wie Anm. 18) S. 25, die beide ein solches Verbot für die Bürger bis ins 17. Jahrhundert annehmen. Die Überlinger Markt- und Kornordnungen enthalten jedoch darüber, soweit ich sehe, nichts, vielmehr wird bereits in der Marktordnung von 1520 bestimmt: „Item was auch unser burger oder beiwoner alhie in unser statt uf den pfragen ufkofft, das sol er nachmals alhie und im eter nit wider verkaufen, aber usserhalb hat er weiten weg darzu.“ (Oberrheinische Stadtrechte, 2. Abtlg. Schwäbische Rechte, 2. Heft: Überlingen, bearb. von F. GEIER, 1908, S. 324). Auch die späteren Marktbestimmungen gehen stets von einer möglichen Beteiligung der Bürger am Korngroßhandel aus, z. B. die Kornordnung von 1552 (ebd. S. 419), desgleichen das Ratsstatut vom 16. November 1554 (ebd. S. 438 f.). Die Gredordnung vom 30. November 1649 (ebd. S. 621 ff.) enthält diesen Bestimmungen gegenüber nichts wesentlich Neues.

40 Ratsstatut vom 16. November 1554 (GEIER, wie Anm. 39, S. 438 f.).

41 RUNDSTEDT (wie Anm. 32) S. 35 und 180, BOSCH (wie Anm. 31) S. 14, 18 ff.

42 Vgl. die „Erneuerte kornordnung“ von 1552 bei GEIER (wie Anm. 39) S. 416–420. Zum Konstanzer Kaufhaus: H. KIMMIG, Das Konstanzer Kaufhaus (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen 6) 1954.

Waren, da für jedes Handelsobjekt entweder eine Lagergebühr, das Gredgeld, oder beim Verkauf eine Zollabgabe erhoben wurde⁴³. An den Markttagen herrschte in der Gred und um sie herum ein ungeheurer lebhafter Betrieb. Die Straßen und Plätze in der Nähe standen voll mit den Karren und Fuhrwerken der Lieferanten. Zu verdienen gab es an diesem Markt natürlich nicht nur für die Händler und Verkäufer, sondern auch für die Stadt und viele ihrer Bürger. Fast 100 Leute waren allein in der Gred beschäftigt: Aufseher, Makler, Kornmesser, Kornschütter und Träger. Daneben aber brachte der wöchentliche Markt auch vielen Wirten und Handwerkern und all jenen Bürgern Gewinn, die Wein anzubieten hatten und so auf billigstem Wege zu Getreide kamen⁴⁴.

Der Markt war zeitlich in zwei Phasen aufgeteilt. Vor Beginn des eigentlichen Großmarktes hatten die Einheimischen ein Vorkaufsrecht, allerdings nur zur Deckung ihres Eigenbedarfs. Auf ein Glockenzeichen hin behaupteten dann die eigentlichen Händler das Feld⁴⁵. Die Stadt achtete streng darauf, daß alles seinen geordneten Verlauf nahm. Die Bürger wurden nur insoweit auf dem Großmarkt zugelassen, als sie Eigenprodukte, vor allem Wein, verkaufen wollten oder berufsmäßige Händler waren. Keinesfalls durfte solches Getreide, das zuvor unter mißbräuchlicher Ausnutzung des Vorkaufsrechtes angeblich für den Eigenbedarf eingekauft worden war, mit Gewinn wieder verkauft werden. Verstöße gegen diese Bestimmung wurden streng bestraft⁴⁶. Überhaupt war jeglicher Spekulationshandel strikt verboten. Verkauft werden durfte grundsätzlich nur Getreide, das im Eigenanbau geerntet worden war. Der einzelne Händler sollte daran gehindert werden, allzuviel Getreide auf einmal zu kaufen. Er durfte daher nicht mit geliehenem Geld oder in fremdem Namen einkaufen und mußte stets sofort in bar bezahlen⁴⁷. So sollte der Gefahr vorgebeugt werden, daß einzelne Spekulanten große Mengen auf Vorrat kauften und so lange zurückhielten, bis der Preis stieg, um dann mit hohem Gewinn zu verkaufen. Völlig verhindert werden konnten dadurch Spekulationskäufe freilich nie. Deshalb auch die Bestrebungen vieler Städte, den gesamten Getreidehandel zu monopolisieren und möglichst ganz in eigener Regie zu betreiben⁴⁸.

43 Dazu SCHÄFER (wie Anm. 29) S. 150–156, außerdem die rechtlichen Bestimmungen bei GEIER a. a. O. S. 232 f.: „Eines Gredmeisters und seiner Hausfrauen Fertigung“ (Anf. 16. Jh.); ebd. S. 462 ff.: „Gredmeisters ordnung, wie ers mit gred- und haußgeld halten soll“ (Mitte 16. Jh.) und ebd. S. 621 ff.: „Gredordnung“ v. 30. Nov. 1649 bes. Punkt 1 und 19. Vgl. außerdem die Gredamtszollbücher im Stadtarchiv Überlingen.

44 Vgl. dazu die Eidesformeln bei GEIER a. a. O. S. 196 ff., im übrigen BÜHLER (wie Anm. 18) S. 26.

45 Vgl. SCHÄFER (wie Anm. 29) S. 72, außerdem die Marktordnung von 1520 (GEIER a. a. O. S. 324), in der als Zeichen zum Marktbeginn allerdings noch kein Glöcklein, sondern das Aufstecken eines Fähnleins genannt wird.

46 Ratsstatut vom 16. Nov. 1554 (wie Anm. 40).

47 Vgl. hierzu die Korn- und Gredordnungen von 1552 und 1649, GEIER a. a. O. S. 416 bis 420 und S. 621–625.

48 Vgl. die Ordnung „des kornkoufs halb“ von 1535, die zwischen den Städten Konstanz, Überlingen, Lindau, Schaffhausen, Stein und Radolfzell abgeschlossen wurde. Abdruck in: Das Konstanzer Wirtschafts- und Gewerberecht zur Zeit der Reformation, bearb. von O. FEGER und P. RÜSTER (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen Bd. 11) 1961, S. 86–89.

Den Transport des verkauften und verzollten Getreides über den See übernahmen konzessionierte Spediteure aus Überlingen und der Schweiz. Bis zum Dreißigjährigen Krieg beherrschten die einheimischen Schiffsleute das Speditions-geschäft, dann aber drängten sich immer mehr die Steinacher und Rorschacher Schiffer, die Gunst der politischen Lage nutzend, in dieses gewinnträchtige Geschäft hinein⁴⁹.

Was das Marktvolumen, die Menge des verkauften Getreides angeht, so waren wir bisher auf sehr sporadische und isoliert dastehende Daten angewiesen, die nicht ausreichen, um eine konkrete und plastische Vorstellung von der Größe des Überlinger Getreidemarktes zu erhalten. Zugegeben, Quantifizierungsversuche sind für die vorstatistische Zeit methodisch fast nie völlig unproblematisch, aber ich glaube doch, daß sich aus den Überlinger Akten hierzu einiges mehr herausholen läßt als bisher. Friedrich Schäfer hat schon vor bald 80 Jahren den Getreideumsatz an lebhaften Markttagen mit ca. 2000 Säcken angegeben⁵⁰. Diese Zahl beruht auf den Angaben in den erwähnten Zollbüchern des Gredmeisters. Aus diesen läßt sich aber auch, was Schäfer merkwürdigerweise unterlassen hat, der Jahresumsatz an Getreide errechnen, wenn auch, aufgrund der Überlieferung, nur für wenige Jahre. 1611 gelangten in der Gred ca. 40 000 Säcke Getreide, vor allem Weizen, Roggen, Gerste und Hafer, zum Verkauf. Rechnet man diese Menge auf eine moderne Maßeinheit um, so entsprach sie ungefähr 6000 bis 7000 Tonnen, während im 19. Jahrhundert, genauer gesagt in den Jahren 1834 bis 1837, der jährliche Getreideumschlag nur noch bei ca. 2700 Tonnen lag, also ein ganz enormer Rückgang, auch im Vergleich zu den Überlinger Zahlen für die Jahre 1675 und 1703, in denen der Umschlag bei 3500 bzw. 6800 Tonnen lag⁵¹. Eine weitere Vergleichszahl steht uns für den Getreideumschlag in Ulm, der mit Abstand größten südwestdeutschen Fruchtschranne im 19. Jahrhundert, zur Verfügung. Im Jahre 1838, einem durchaus normalen Erntejahr, wurden in Ulm ca. 8800 Tonnen umgesetzt, also nur wenig mehr als in Überlingen 1611 und 1703, obwohl sich im 18. und 19. Jahrhundert die Anbautechnik erheblich verbessert hatte⁵². Die Überlinger Umschlagsmenge von 6000 bis 7000 Tonnen entsprach dem Jahreskonsum von ca. 20 000 bis 28 000 erwachsenen Menschen⁵³. Diese Vergleichszahlen vermögen doch wohl einen genaueren Eindruck von der großen Bedeutung des Überlinger Getreidemarktes zu vermitteln als jenes vielzitierte,

49 MÖLLENBERG (wie Anm. 27) S. 42.

50 SCHÄFER (wie Anm. 29) S. 70.

51 Stadtarchiv Überlingen: „Tagbuch des Gredmeisters“ von 1611 und Gredamtszollbücher von 1675 und 1703. Zur Bestimmung des Gewichts dieser Säcke vgl. P. ETEL: Der Konstanzer Handel und Gütertransit im 16. und 17. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte des Bodenseeraumes, Schweizerische Ztschr. f. Gesch. 20, 1970, S. 513. Die Zahlen für das 19. Jahrhundert sind dem Aufsatz von Schnering (wie Anm. 2) S. 59 entnommen. Zur Umrechnung der von Schnering angegebenen Durchschnittszahl von 28 000 badischen Maltern siehe ETEL ebd. S. 513.

52 Vgl. Württ. Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie 1840, S. 375. Zur Umrechnung der dort angegebenen Zahl siehe ETEL (wie Anm. 51) S. 514.

53 Dieser Umrechnung wurden die Angaben bei F. W. HENNING: Dienste und Abgaben der Bauern im 18. Jahrhundert (Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte Bd. XXI) 1969, S. 125 f. zugrunde gelegt, nach denen von einem Prokopf-Jahreskonsum von 250–300 kg Getreide auszugehen ist.

aber ziemlich vage und ungesicherte Zeugnis aus dem Jahr 1644, Überlingen sei der größte Getreidemarkt in ganz Oberdeutschland, das schon deshalb ungenau ist, weil es Straßburg völlig außer acht läßt⁵⁴. Die Menge des 1703 verkauften Getreides zeigt übrigens sehr deutlich, daß die Marktbedeutung Überlingens nach den Wirren in und nach dem Dreißigjährigen Kriege schließlich doch wieder den Vorkriegsstand erreichte. Interesse mag in diesem Zusammenhang auch die Tatsache verdienen, daß das Überlinger Marktaufkommen an Getreide ungefähr sechsmal größer war als das gleichzeitige Konstanzer, obwohl Konstanz durchaus keinen unbedeutenden Fruchtmarkt besaß⁵⁵.

Wenn von der Marktbedeutung Überlingens die Rede ist, dann wird immer wieder auf jenes Privileg Kaiser Karls V. aus dem Jahre 1547 verwiesen, in dem der Kaiser der Stadt zur Belohnung für ihre Treue zu Kaiser und Kirche versprach, ohne Wissen und Willen des Rates dürfe hinfort im Umkreis von 2 Meilen kein neuer Markt und kein neuer Korn- oder Salzhandel eingerichtet werden⁵⁶. Zwei Meilen, das entsprach ungefähr der Entfernung bis Pfullendorf, Stockach oder Hagnau. Sicherlich war dies ein wertvolles Privileg, und zumindest einmal wurde es auch relevant, als nämlich die Grafschaft Heiligenberg in Uhlingen einen neuen Markt einrichten wollte⁵⁷, es darf aber nicht übersehen werden, daß bereits bestehende Märkte von diesem Privileg unberührt blieben, und das traf vor allem für den bischöflichen Markt in Meersburg zu⁵⁸.

In dem Privileg Kaiser Karls V. ist auch davon die Rede, Überlingen besitze außer dem Weinanbau und seinem Wochenmarkt als wirtschaftliche Basis nur den Korn- und Salzhandel. Daraus wurde nun, analog zum Kornhandel, verständlicherweise auf eine beträchtliche Bedeutung des Überlinger Salzmarktes geschlossen⁵⁹. Die Überlinger Zollregister widersprechen jedoch dieser Vermutung. Der durchschnittliche jährliche Salzverkauf von 900 bis 1000 Scheiben im 17. Jahrhundert entsprach einem Jahresbedarf von höchstens 6000 Menschen⁶⁰, im Überlinger Territorium lebten aber vor dem Dreißigjährigen Krieg mindestens 14 000 Menschen⁶¹, so daß also keineswegs alle Bürger und Untertanen ihren Salzbedarf auf dem Überlinger Markt gedeckt haben konnten. Es muß

54 Es handelt sich hierbei um den Bericht eines bayerischen Kommissars aus der Zeit der Besetzung Überlingens durch die Bayern, zitiert bei SEMLER (wie Anm. 1) S. 394. Darauf beruhen auch die entsprechenden Feststellungen bei MÖLLENBERG (wie Anm. 27) S. 43. Zur Bedeutung des Straßburger Getreidemarktes BAIER (wie Anm. 36), BOSCH (wie Anm. 31) S. 8 und 19, außerdem die Akten des Konstanzer Kornhauses im Stadtarchiv Konstanz D III, Fasz. 9 und D V, Fasz. 7.

55 EITEL (wie Anm. 51) S. 515.

56 Abdruck bei GEIER (wie Anm. 39) S. 383 f.

57 Vgl. die Überlinger Proteste von 1768 unter Berufung auf das kaiserliche Privileg von 1547, Stadtarchiv Überlingen K II, L 10, Nr. 945, außerdem SCHÄFER (wie Anm. 29) S. 69.

58 Dazu der Artikel „Meersburg“ im Badischen Städtebuch (wie Anm. 1) S. 311.

59 Z. B. SEMLER (wie Anm. 28) S. 61.

60 Vgl. SCHÄFER (wie Anm. 29) S. 100. Zur Errechnung des Konsumäquivalents vgl. die Angaben bei B. FRITZSCHE: Der Zürcher Salzhandel im 17. Jahrhundert. Der Aufbau eines Staatsmonopols. Diss. phil. Zürich 1964 (Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich Bd. 42, Heft 3) S. 108 und 123. Sechs Scheiben Salz entsprachen einem Faß.

61 Nach MUCHOW (wie Anm. 24) S. 49.

überhaupt betont werden, daß die Marktbedeutung Überlingens immer sehr einseitig bei Wein und Getreide lag. In den Zolltarifen sind zwar auch viele andere Waren genannt, im 15. Jahrhundert z. B. Tuche aus den Niederlanden, Italien und Nördlingen, Südfrüchte, Metall und Leder, um nur einiges zu nennen⁶², aber die Aufzeichnungen des Gredmeisters zeigen, daß diese Waren nur in bescheidenen Mengen und nur für den örtlichen Bedarf in Überlingen gehandelt wurden. Hektor Ammann, der die Wirtschaftsbeziehungen des benachbarten Salem im ausgehenden Mittelalter untersucht hat, hat festgestellt, daß die Mönche durchaus in Überlingen einkauften, u. a. Salz, Heringe, Wachs, Eisen Felle, Öl, Hanf und Leder, aber zugleich wies er nach, daß sie wesentlich mehr Geld in Konstanz ausgaben, dem größten und im Angebot vielseitigsten Markt im westlichen Bodenseeraum⁶³.

Einen weiteren Hinweis auf die Einseitigkeit der Wirtschaftsstruktur Überlingens, die so ganz im Gegensatz zu den Nachbarstädten steht, erhält man aus einer interessanten Konstanzer Quelle, den Gesellenbüchern von 1489 bis 1579, in denen alle Handwerksgesellen samt ihrer Herkunft eingetragen sind, die in dieser Zeit bei einem Meister Arbeit erhielten und der städtischen Obrigkeit Gehorsam schworen. Es werden fast 3500 Personen genannt, bei mehr als 2000 läßt sich die Herkunft genau bestimmen. Wir können feststellen, daß mehr als jeweils 50 Gesellen aus den Reichsstädten der weiteren Umgebung, aus Ravensburg, Ulm, Lindau, Biberach, Augsburg, Memmingen, Isny und St. Gallen kamen, aus Überlingen jedoch nur 24, obwohl Überlingen größtmäßig hinter den meisten der genannten Städte nicht zurückstand und zumindest zwei sogar übertraf. Diese Zahlen deuten darauf hin, wie wenige Handwerker es in Überlingen gegeben hat⁶⁴. Das Textilgewerbe, das in der Gewerbestatistik der übrigen Städte des Bodenseeraumes an erster Stelle lag, fehlte hier fast ganz. Aufgrund der Zahlen, die ich für das 15. und 16. Jahrhundert aus den Quellen errechnet habe, läßt sich sagen, daß die mit Abstand größte Zunft die Rebleutezunft war, zu der ein Fünftel bis ein Viertel der gesamten zünftischen Bürgerschaft gehörte. Die Zünfte der Bäcker und Metzger, in denen noch die Wirte, Müller, Salzhändler, Fischer und Bader saßen, umfaßten ein weiteres reichliches Viertel der Bürgerschaft. Nur etwa ein Drittel der Bürger gehörte zu der anderswo so großen Schicht der echten Handwerker, der Schmiede, Schlosser, Hafner, Gerber, Schuster, Schneider, Weber, Schreiner, Zimmerleute, Küfer und Bauhandwerker, während diese Gruppe in Lindau, Ravensburg und Memmingen 60 bis 75 Prozent der Bürgerschaft umfaßte, davon jeweils allein die Hälfte im Bereich des Textilgewerbes⁶⁵. Das Überlinger Handwerk war eben hauptsächlich zur lokalen Bedarfsdeckung da und exportierte überhaupt nicht, ja man wird annehmen dürfen, daß zumindest Textilien und Metallwaren, vor allem Werkzeuge, zu einem Großteil von auswärts bezogen werden mußten. Auf die Sozialstruktur der Stadt, gemessen an der Verteilung des gesamten privaten Vermögens, hatte diese Berufsstruktur aber offenbar durchaus keinen negativen

62 GEIER (wie Anm. 39) Stadtrecht II, § 160, S. 108.

63 AMMANN, Salem (wie Anm. 20) S. 383, 386, 391 und bes. S. 389.

64 C. SCHANZ, Zur Geschichte der Gesellenwanderungen im Mittelalter, Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik 28, 1877, S. 313 ff.

65 EITEL (wie Anm. 9) S. 140 f., 150–155.

Einfluß. Ich habe die Verteilung des privaten Vermögens innerhalb der Bürgerschaft in den Städten Überlingen, Ravensburg, Memmingen, Kaufbeuren, Konstanz, St. Gallen, Schaffhausen, Schwäbisch Hall und Augsburg einer vergleichenden Betrachtung unterzogen und festgestellt, daß sie nirgends so ausgeglichen war wie in Überlingen⁶⁶. Die Zahl der Vermögenlosen, genauer gesagt derjenigen Bürger, die kein Vermögen versteuern mußten, lag am Anfang des 16. Jahrhunderts nur in Überlingen, St. Gallen und Schaffhausen unter 20 Prozent der Steuerzahler, in Überlingen sank sie bis 1552 auf 9 Prozent ab, eine Entwicklung, die sich sonst nirgends beobachten läßt. Dagegen wuchs die Zahl derer, die ein Vermögen im Wert von mehr als 1000 Gulden versteuerten, in Überlingen besonders stark an, obwohl der Kaufkraftschwund des Geldes, der natürlich hierbei zu berücksichtigen ist, in Überlingen gewiß nicht größer war als in den anderen Städten. Allerdings sind ausgesprochene Spitzenvermögen über 10 000 Gulden, die in den Fernhandelsstädten Ravensburg, St. Gallen, Schaffhausen, Augsburg und Memmingen durchaus keine Seltenheit waren, in Überlingen extrem selten versteuert worden⁶⁷. Die schon lange anerkannte Beobachtung, daß Städte, die in stärkerem Maß auf einer agrarwirtschaftlichen Grundlage existierten, eine ausgeglichene Sozialstruktur als Exportgewerbe- und Handelsstädte besaßen⁶⁸, wird durch das Beispiel Überlingens bestätigt. Daß die Säulen der Überlinger Wirtschaft, der Weinanbau und Getreidehandel, auf lange Sicht weit fester und solider waren als das konjunkturrempfindliche Textil- und Metallgewerbe, beweist auch die Tatsache, daß unter den drei Städten Ravensburg, Memmingen und Überlingen allein in Überlingen zwischen dem ausgehenden 15. Jahrhundert und der Mitte des 16. Jahrhunderts eine Zunahme des Gesamtvermögens der Bürgerschaft festzustellen ist, auch wenn man dabei die Geldentwertung berücksichtigt⁶⁹. Aufschlußreich für die Wirtschaftskraft der Stadt ist auch ein Vergleich zwischen der Höhe ihrer Steuerzahlungen an den Kaiser bzw. ihrer Beiträge zu verschiedenen politischen Bündnissen und den entsprechenden Leistungen anderer Städte. Unter den 13 oberschwäbischen Reichsstädten lag Überlingen seit dem 13. Jahrhundert immer an der Spitze, zeitweise ganz allein, zeitweise zusammen mit Memmingen oder Lindau. Regelmäßig mehr Geld oder Soldaten stellten in Oberdeutschland nur sehr viel größere Städte wie Augsburg oder Ulm, dagegen übertraf Überlingen merklich größere Städte wie Konstanz oder Ravensburg meist erheblich⁷⁰. Bei diesen Vergleichen muß allerdings berücksichtigt werden, daß die Beträge, auf die die einzelnen Städte taxiert wurden, sich nicht auf die Städte allein, sondern auf ihr gesamtes Territorium bezogen. Überlingen aber besaß bis zum Dreißigjährigen Krieg ein sehr großes Herrschaftsgebiet, nach Ulm, Rottweil und Schwäbisch Hall das größte reichsstädtische Territorium im Gebiet des heutigen Bundeslandes Baden-Württemberg⁷¹, während die Territo-

66 Ebd. S. 120–123.

67 Ebd. S. 124 f.

68 Vgl. H. JECHT: Studien zur gesellschaftlichen Struktur der mittelalterlichen Städte, VSWG 19, 1926, S. 70.

69 EITEL (wie Anm. 9) S. 126.

70 Vgl. hierzu die Tabelle bei EITEL S. 12.

71 Vgl. hierzu die Karte auf S. 32 f. des in Anm. 2 genannten Werkes, außerdem die entsprechenden Angaben im Württembergischen und Badischen Städtebuch.

rialpolitik anderer Reichsstädte wie Ravensburg und Konstanz im Ansatz steckengeblieben war.

Die Gesamteinwohnerzahl der Stadt und des Territoriums belief sich im 16. Jahrhundert auf ungefähr 14 000⁷². Hier nun noch ein paar Zahlen zur Entwicklung der Einwohnerzahlen in der Stadt selbst. In Überlingen lebten vor dem Dreißigjährigen Krieg gegen 4000 bis 4500 Menschen, nach dem Krieg nur noch ca. 2500, um 1800 ca. 2600⁷³. Diese Zahlen sprechen eine deutliche Sprache. Der Dreißigjährige Krieg brachte für Überlingen die große Wende zum Schlechten. Zwar hielt sich der Getreidemarkt, da die Schweiz, die ja durch den Krieg weder verarmte noch entvölkert wurde, nach wie vor einen großen Bedarf hatte, und zweifellos nährte der Getreidemarkt auch weiterhin eine gar nicht kleine Zahl von Überlingern, aber der Rückgang des Weinanbaus war doch ein ganz entscheidender Verlust, der durch nichts ersetzt werden konnte. Schlimmer noch als die Vermögensverluste der Bevölkerung waren die Vermögensverluste der Stadt, der die Kriegslasten bis zum Ende ihrer Selbständigkeit angingen. Im Verlauf der Schuldentilgung mußte auch wertvoller Landbesitz, vor allem die Vogtei Ittendorf, veräußert werden⁷⁴. Der Schuldenberg von Stadt und Spital belief sich 1803 aber immer noch auf eine halbe Million Gulden⁷⁵. Mit dieser Entwicklung steht Überlingen allerdings keineswegs allein da. Vielmehr ist diese Stadt ein im Prinzip typisches, wenn auch im Detail besonders krasses Beispiel für die finanzielle Situation vieler Reichsstädte nach dem Dreißigjährigen Krieg, für die es im Zeitalter des Merkantilismus immer schwieriger wurde, sich gegen die auf Autarkie und Exportsteigerung eingeschworene Wirtschaftspolitik der größeren Fürstentstaaten, in unserm Fall vor allem Österreichs, zu behaupten⁷⁶. Es soll allerdings nicht verschwiegen werden, daß diesen in Not geratenen Reichsstädten nicht nur äußere Entwicklungen zum Verhängnis wurden, auf die sie keinen Einfluß hatten, sondern auch ihre eigene Unfähigkeit, aus ihrer Isolierung auszubrechen und ihr Unvermögen, die Fesseln der Zunftwirtschaft abzustreifen, durch die jedes dynamische Unternehmertum unterdrückt wurde. Die führenden Männer im Rat wirtschafteten vielfach in die eigenen Taschen und verstanden es geschickt, die städtische Haushaltsführung einer Kontrolle durch die Bürgerschaft zu entziehen. Hier liegt eine der Ursachen für die zahlreichen Bürgerunruhen im 18. Jahrhundert in den südwestdeutschen Reichsstädten, die auch in Überlingen zu beobachten sind⁷⁷.

Doch sollen diese Betrachtungen nicht mit einem so düsteren Bilde enden. Es ist mir wichtiger, zum Abschluß nochmals das interessanteste Kennzeichen der Überlinger Wirtschaft hervorzuheben: die wirtschaftliche Einseitigkeit. Überlingen und die benachbarten Städte im Bodenseeraum bieten über die Jahrhunderte hin, in bescheideneren Dimensionen auch nach dem Dreißigjährigen Krieg, ein

72 Vgl. Anm. 61.

73 Die Zahlen bei SEMLER (wie Anm. 1) S. 394 und MÖLLENBERG (wie Anm. 27) S. 47.

74 Dazu MÖLLENBERG (wie Anm. 27) S. 55 ff.

75 E. SCHELL: Die Reichsstädte beim Übergang an Baden, 1929 (Heidelberger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte 59) S. 121 f.

76 Dazu KELLENBENZ (wie Anm. 8) S. 130 ff.

77 Vgl. die Akten im Stadtarchiv Überlingen K I, L 43–48 und Leopold-Sophien-Bibliothek Überlingen, Handschrift 103 von 1792.

ausgezeichnetes Beispiel für eine gedeihliche ökonomische Funktionsteilung innerhalb eines größeren Raumes. Spezialisierung, dieses volkswirtschaftlich wichtige, wenn auch nicht ganz ungefährliche Prinzip, bestimmte auch die Wirtschaftsstruktur der Städte im Bodenseeraum, die ja auf vielen Ebenen miteinander kommunizierten, im Mittelalter allerdings stärker als in der Neuzeit. Diese Spezialisierung auf der Grundlage natürlicher Gegebenheiten, vor allem der Verkehrslage und der landwirtschaftlichen Möglichkeiten, schlug den beteiligten Städten lange Zeit zum Vorteil aus, besonders aber Überlingen, weil dieser Stadt innerhalb der beschriebenen Funktionsteilung ein besonders krisensicherer Bereich zugefallen war. Hoffen wir, daß die jetzige so ganz andere ökonomische Struktur Überlingens dem 1200jährigen Jubilar eine krisensichere und erfolgreiche Zukunft bringt.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Peter Eitel, Staatsarchivreferendar
7000 Stuttgart 70, Silberpappelweg 3

Buchhorn-Hofen im Dreißigjährigen Krieg*

VON MAX MESSERSCHMID

Als der Dreißigjährige Krieg 1618 nach dem Fenstersturz in Prag begann, machte sich dies im Bodenseegebiet bald durch Truppenbewegungen bemerkbar. Neapolitanische Truppen in Stärke von 7000 Mann wurden im Bodenseegebiet einquartiert, doch ging das Leben noch seinen geregelten Gang. Die Buchhorn-er bauten in Eriskirch ein Amtshaus, das spätere Wirtshaus zum Adler und jetzige Rathaus. Der Rat der Stadt beabsichtigte, für sich ein silbernes Trinkgeschirr zu beschaffen, der Plan zerschlug sich aber wieder, da der beauftragte Goldschmied Heppich in Markdorf den Termin wegen Arbeitsüberhäufung nicht einhalten konnte. In der Nikolauskirche wurden im Chor Arbeiten ausgeführt und im Dezember 1618 wurde die Verdingung einer neuen Orgel beschlossen.¹

Die alarmierenden Nachrichten, die aus Böhmen kamen, veranlaßten den Rat, Schießübungen für die Bürger vorzuschreiben und einzuführen. Man schoß mit Musketen, die auf eine Gabel gelegt wurden, um besser zielen zu können, da die Waffe sehr schwer war. Sie schoß Kugeln von etwa 70 g Gewicht ab und hatte bereits eine Art mechanische Zündung, das sogenannte Radschloß, das aber häufig versagte. Um den Schützen die Schießübungen schmackhafter zu machen, stiftete der Rat Wein aus dem Stadtkeller. Geübt wurde beim Schützenhaus unter Bäumen. Aber nicht nur in Buchhorn, sondern auch in Hofen wurde die männliche Bevölkerung im Waffendienst unterwiesen.¹

Im Dezember dieses Jahres zeigte sich ein Komet mit einem länglichen, nach Westen gerichteten Schweif, der 14 Tage lang morgens, ehe der Tag anbrach, sichtbar war. Diese Erscheinung wurde allgemein als ein schlechtes Zeichen angesehen und gab zu Prophezeihungen dunkelster Art Anlaß.²

Mit dem Jahre 1619 brachte der Krieg eine große Teuerung und eine starke Geldentwertung der kleinen Scheidemünzen mit sich. Der Wert des Talers stieg von 17 oder 18 Batzen auf 8 bis 9 Gulden, wobei 1 Batzen gleich 4 Kreuzern zu rechnen ist. Der Gulden stieg demnach um das Achtfache. Der Dukaten, der 26

* Viele Akten und die Ratsprotokolle der ehemaligen Reichsstadt Buchhorn, welche von 1575 an fast lückenlos vorhanden waren, sind im 2. Weltkrieg bei dem großen Luftangriff im April 1944 total vernichtet worden. Ich war daher bei der Ausarbeitung dieser Abhandlung, was Ratsprotokolle anbetrifft, vornehmlich auf zwei Arbeiten angewiesen, für welche die zu jener Zeit noch vorhandenen Protokolle teilweise benützt wurden. Es ist dies die Arbeit von HUTTER, „Buchhorn-Friedrichshafen, das Werden einer Stadt“ und die von LUDWIG BAUR, „Geschichte des kirchlichen Pfründwesens in der Reichsstadt Buchhorn“. Außerdem wurden Archivalien des Hauptstaatsarchivs Stuttgart und des Staatsarchivs Ludwigsburg benützt.

1 HUTTER, Buchhorn-Friedrichshafen.

2 J. H. BÄSCHLIN, Aus dem Tagebuch des Bürgermeisters Hans Im Thurn, in: Beiträge zur vaterländischen Geschichte, Hist. Verein Schaffhausen, Heft 5/1884.

Batzen galt, stieg auf 15 Gulden, also um etwa das Neunfache.³ Das kleine Geld, wie Heller, Pfennige und Kreuzer, war ganz verschwunden, wahrscheinlich wurde es seines Metallwertes wegen gehortet. Dagegen kamen kupferne Pfennige und Kreuzer in den Handel, welche aus ganz schlechtem Metall gemünzt waren. Die Hersteller waren hauptsächlich Heiligenberg, Montfort und Fugger in Wasserburg.³ Altes Kupfergeschirr stieg sehr im Preis. Man zahlte für ein Pfund altes Kupfer 2 Gulden. Auch das Silbergeschirr bei den Reichen fing an feil zu werden und wurde in die Münze getragen. Das Lot Silber galt 3 Gulden. Man hatte also das gute Silber gegen schlechtes Kupfergeld gegeben.³

Auch der Getreidepreis erreichte eine unerhörte Höhe. Für einen Scheffel Korn zahlte man 90 bis 110 Gulden und ein Scheffel Haber kam auf 30 Gulden, was einer 10- bis 12-fachen Steigerung gleichkam. Ein Fuder Wein, das 1617 noch 450 Gulden gekostet hatte, wurde um 600 Gulden verkauft. Ein empfindlicher Preisanstieg, wenn man bedenkt, daß Wein das einzige Getränk am Bodensee war. Brot war kaum zu kaufen, so rar war es geworden. Wollte man in eine Trinkstube gehen, mußte man sein Stück Brot mitbringen, weil dort keines feil war. Eine Melkkuh kostete 100 Gulden und darüber. Um dieses Geld konnte man zuvor ein kleines Haus kaufen. Ein Pferdehufeisen kostete 1 Gulden, während ein Zugpferd zu 500 Gulden gehandelt wurde.³

Die Zeitläufe bewogen den Bischof von Konstanz im Februar 1619, einen Tag nach Überlingen auszuschreiben. Auf dieser Versammlung erkannten die Stände, daß es auf die Ausrottung des Katholizismus abgesehen sei und alles auf dem Spiele stehe. Sämtliche Stände wurden daher zum Beitritt aufgefordert und eine weitere Beisteuer dekriert. Die protestantischen Städte legten die Hände auch nicht in den Schoß und hofften, den Ständen zu Überlingen die Spitze bieten zu können.⁴

Zu all diesen lebenserschwerenden Umständen kamen erneut Truppendurchmärsche und Einquartierungen. In Bregenz waren monatelang 4000 Spanier einquartiert⁵, während 10 000 in den Niederlanden geworbene Wallensteinische Kürassiere zum Krieg gegen Böhmen am Bodensee entlang nach Bayern und Österreich zogen, wobei auch Buchhorn in Mitleidenschaft gezogen wurde.² Am 23. Mai 1619 beschloß der Rat, wegen der durchmarschierenden Soldaten, eine zwei Mann starke Wache einzurichten, die abwechselnd von den Zünften gestellt werden mußten. Am 25. November beriet der Rat wieder „wegen fremdem Volk im Lande“. Diese Durchmärsche zehrten am Stadtsäckel, weshalb Buchhorn bei den Schwestern des Klosters Löwental 1000 Gulden gegen einen Jahreszins von 50 Gulden aufnahm. Doch trotz dieser Erscheinungen wurde die Weinlese gehalten und wie jedes Jahr ein Torkelmeister bestimmt und vereidigt.¹

Im Städtchen mußten zu jener Zeit Gerüchte umgegangen sein, daß man im böhmischen Krieg sein Glück machen könne, denn am 20. April 1620 teilten zwei verheiratete Bürger, Eberhard Morgenbom und Jakob Wun, dem Rat mit, daß sie nach Böhmen zu Herrn Hauptmann Johann Pfister in das Kriegswesen

3 A. SCHEDLER, Die Schutzmantelbruderschaft in Markdorf und deren Kirche, in: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees, Heft 16/1887 (BGV).

4 GUSTAV SCHWAB, Der Bodensee nebst dem Rheintal, 1840.

5 K. WOLFART, Geschichte der Stadt Lindau i. B., I. Band, zweite Abteilung, 1909.

reisen wollen. Sie baten und erhielten Erlaubnis mit dem Bemerkten, man wolle sie an ihrem Glück nicht hindern. Die Ratsherren wünschten den beiden, die Weib und Kind in des Rats Schutz und Schirm empfahlen, glückliche Wohlfahrt und freundliche Wiederkunft. Gar zu sehr muß es den beiden im Fähnlein des aus Buchhorn stammenden Hauptmanns Pfister doch nicht gefallen haben, denn nach geraumer Zeit fanden sich beide wieder im Städtchen ein.¹

Die Geldentwertung dauerte immer noch an, weshalb der Rat im Jahre 1621 bei dem bischöflich-konstanzischen Rat und Kanzler Dr. Gebhard Schelhammer 2000 Gulden aufnahmen.¹

Ende 1621 kamen etliche 1000 Mann zu Roß und Fuß durch die nördliche Bodenseegegend, die nach dem Elsaß zogen und mit Getreide, Brot oder Mehl zu versehen waren.⁵

Der Getreidepreis, der sich wieder einigermaßen normalisiert hatte, zog wegen Mißwachs im Frühjahr 1622 wieder an. Man zahlte für einen Scheffel Getreide 32 Gulden und für Haber 12 Gulden. Im September stieg der Preis auf 70 bzw. 30 Gulden. Die Teuerung erreichte im Dezember den höchsten Grad.³ Die Lebensmittelausfuhr in die Schweiz wurde streng verboten, was Buchhorn als Marktstadt mit hauptsächlichem Getreidehandel über den See empfindlich traf.²

Wegen der Unmenge schlechten Geldes, das im Umlauf war, wurde in Ulm im März 1622 ein Kreistag abgehalten, der eine Reihe Bestimmungen erließ, um die herrschende Geldnot zu lindern. Die Ausgabe der nahezu wertlosen Drei- und Sechsbätzner wurde verboten, der Wert der besseren Geldsorten festgesetzt und eine Vereinbarung über das Ausprägen sowie die Strafen für Falschmünzer beschlossen.⁶

Da die Schiffsleute Lindaus eine Verbesserung des Fuhrlohns für Salz über den See forderten, begegnete die Schweiz dieser Maßnahme mit der Einführung des Salzmonopols, was auch den Handel Buchhorns schwächte.

Die Graubündner Religionskämpfe führten viel spanisches und österreichisches Militär in das Bodenseegebiet.⁷ Im Spätherbst kam österreichisches Kriegsvolk nach Oberschwaben ins Winterquartier, wobei durch die Besetzung Lindaus und Tettngangs der Handel zurückging.⁸ Trotzdem hatte man in Buchhorn noch Zeit, sich mit der Neuverteilung der Kaplaneieinkünfte zu beschäftigen, wobei es unter anderem um den Hanf- und Krautgarten sowie um den Heuertrag ging. Die Kapläne waren Martin Oeler, gebürtig von Tettngang, und Bernhard Unmuth, gebürtig von Munderkingen.⁹

Mit dem Jahre 1623 kehrten auch endlich im Geld- und Wirtschaftswesen normale Zustände ein. Zwar kostete ein Malter Kernen im April immer noch 96 Gulden, im August jedoch nur noch 12 Gulden. Die Maßnahmen der Städte und die neue Ernte bewirkten diesen Preissturz.⁶

6 BERNHARD BAUER, Beiträge zur Geschichte der Reichsstadt Memmingen ..., Zeitschrift des Hist. Vereins für Schwaben und Neuburg, 18. Jahrgang 1891.

7 GUSTAV REINWALD, Chronologische Übersicht über die Geschichte der Städte Lindau und Bregenz 1900.

8 G. SCHNEIDER, Geschichtliches über das ehemalige Kloster Langnau, BGV Heft 15/1886.

9 LUDWIG BAUR, Geschichte des kirchlichen Pfründwesens in der Reichsstadt Buchhorn, FDA Bd. 26/1925-31/1930.

Im Jahre 1623 wurde die Pfarrei Hofen nicht mehr durch einen eigenen Pfarrer, sondern durch den Pfarrer von Buchhorn verwaltet. Dies geschah durch kommissarische Übertragung, erstmals durch Pfarrer Martin Freiberger. Die Buchhorer protestierten zwar anfangs gegen die Übernahme einer zweiten Pfarrei, da sie für ihre kirchliche Selbständigkeit fürchteten, welche sie aber trotzdem nicht besaßen, denn die Ursparrei war die zu Hofen mit der St. Andreaskirche. Der Protest blieb aber ohne Erfolg. Vom 18. Mai bis 11. November war die St. Jakobs-Kaplanei interimistisch von Pfarrer Katzmaier und dem Hl. Kreuz-Kaplan Johann Schuler versehen worden. Im Spätherbst fungierte noch ein Kaplan Jakob Igelmaier, ein Langenargener, und ab 2. Dezember der Kaplan Georg Keller.⁹

Der Winter 1623/24 war sehr streng, so daß teilweise die Reben erfroren, dazu war er ungewöhnlich lang. Erst am St. Jergentag (23. April) konnte man beobachten, daß die Reben wieder trieben. Trotzdem war in diesem Jahr Korn und Wein so gut geraten, wie seit vielen Jahren nicht mehr. Die Vereidigung der Hofener Torkelmeister fand bereits am 24. September statt, also zu einem ungewöhnlich frühen Termin.¹ Ein Chronist schrieb: „Es war drei Wochen vor Jakobi (25. Juli) Ernd und sechs Tag vor Michaelis (29. Sept.) Herbst, (also Beginn der Weinlese) und war widerumb in unserm Land guetter fried.“³

In diesem Jahr ließen sich in Oberschwaben Mannsfeldische Freibeuter blicken. Sie waren ohne Führer und hausten herrenlos auf eigene Faust in der Gegend, so daß der Kaiser, um sie los zu werden, dem Landvolk erlaubte, sie zu töten, wo man sie treffe.⁴

Die Buchhorer hatten, um ihre Geldsorgen los zu werden, ein Haus hinter der Sammlung, das der „Hl. Kreuzpfründ in der Kirche“ gehörte, verkauft „und das Geld an ihr Nützig gewendt“. Es wohnte der „Schuolmaister“ in dem Haus.⁹ Er erhielt in diesem Jahr 15 Pfund Pfennig Aufbesserung. In der Rechnungsrevision der Kirchenpflege und Pfründverwaltungen aber wurden jämmerliche Mißstände trotz früherer Ermahnungen angetroffen, ja, es wurden weitere aufgedeckt.⁹

Im Jahre 1625 wurde Buchhorn und Hofen ebenso, wie die ganze Bodenseegegend, von der Pest heimgesucht. Der Schwarze Tod, wie die Krankheit genannt wurde, griff wahllos zu und raffte Personen jeden Alters und Standes dahin. Dem Totengräber in Buchhorn mußte eine Zulage bewilligt werden, auch erhielt er einen Pferdekarren samt Roß und dem nötigen Futter. Die Toten wurden immer noch in Hofen bei der Andreaskirche begraben. Auch wurden die Pestleichen nur bei Nacht beigesetzt.¹⁰

In diesem Jahr hatten Stadt und Kloster sehr viel wegen Truppendurchzügen nach Italien zu leiden. Pappenheim hatte in Schwaben 3000 Mann zu Fuß und 500 Reiter geworben. Die Fußtruppen marschierten über Tettngang und Lindau, während die Reiter von Ravensburg nach Buchhorn und Hofen rückten und dann über den See weiter nach Lindau transportiert wurden. Dazu kamen weitere Truppen unter Graf Piccolomini und 4000 Fußgänger sowie 1000 Reiter unter Graf Wolf von Mansfeld. Aber der Marsch nach Italien wurde gestoppt und nun lagerten diese Truppen jahrelang in der Gegend, weshalb die Seegegend manche Drangsal zu erdulden hatte.¹⁰ Viel Ärger bereiteten auch die kaiserlichen Kriegs-

10 ADOLF RIEF, Die Geschichte des Klosters Hofen und der Reichsstadt Buchhorn, BGV Heft 22/1893.

kommissare, die fast alle habsüchtig und größtenteils nicht katholisch waren, so daß das Volk den üblen Spruch prägte, „Gott sei dieses Jahr kalvinisch“.⁴ Die Stadt Lindau, über welche eigentlich alle Truppen ziehen sollten, hatte Pappenheim 2000 Gulden verehrt und den Abgesandten auch noch 400 Gulden gegeben und damit eine Änderung der Marschroute erzielt, weshalb ein Teil der Truppen über Buchhorn und ein anderer Teil über Überlingen beordert wurde. Vier Monate hatte der Durchzug gedauert, denn aus dem angesagten Regiment waren zwei geworden.⁵

Anfangs Juni 1626 erschienen wieder Mansfeldische Truppen, welche von Italien zurückmarschierten und Mitte des Monats erfuhr man, daß in Schwaben 23 000 Mann gemustert werden sollten. Es beschwerte sich jedoch der Herzog von Württemberg im Namen der Stände des Schwäbischen Kreises, worauf durch ein kaiserliches Schreiben die Zahl der zu musternden Männer auf 9000 festgesetzt wurde.⁶

Das Kloster Hofen war in diesem Jahr gezwungen, eine größere Reparatur an seiner Schiffslandestelle durchzuführen. Vielleicht hatten die Truppenverladungen den Steg ruiniert. Ein Sturm zerstörte jedoch bald wieder, was kurz zuvor hergestellt worden war.¹¹

Im Sommer erreichten die Getreidepreise wieder eine ziemliche Höhe, jedoch war diesmal ein sehr nasser Sommer die Ursache. Neun Wochen lang hatte es durchgehend geregnet.⁶

Vom Kloster Löwental hören wir in diesem Jahr, daß die Disziplin der Nonnen durch die Kriegsereignisse gelitten habe, wodurch der Bischof von Konstanz gezwungen war, einzugreifen. Es wurde geplant, durch Klosterfrauen von Wil eine Reform durchzuführen.¹²

Die Wirtschaft, die bisher nur unwesentlich durch vereinzelte Maßnahmen beeinträchtigt worden war, nahm nun ab 1627 eine stark rückläufige Bewegung an. Überall wurden lästige Zollmauern errichtet, die den Verkehr behinderten. Handelssperren und Ausfuhrsperrn trugen zum Zusammenbruch des Wirtschaftslebens bei. Die Folge waren Lohnsteigerungen und Geldmangel, weshalb häufig fällige Zahlungen ausblieben.¹³

Dieses Jahr zeichnete sich durch zwei Truppendurchzüge aus. Anfangs Juni erschienen Mansfeldische Kompanien am See. Es waren sehr rabiate Burschen, welche wegen lang ausstehender Soldzahlungen rebellierten.⁶ Dann kamen 400 Mann aus den Niederlanden, welche nach Mantua zum kaiserlichen Heer sollten. Sie waren in Neufrach bei Salem einquartiert, wo sie übel hausten und plünderten. Sie wurden in Buchhorn eingeschifft und über den See nach Rorschach gebracht. Das Übersetzen ging sehr langsam vor sich. In Rorschach entwaffneten die Schweizer die Leute und wurde die Truppe dann über den Gotthard geführt. Die Bauern der Umgebung konnten die ihnen bei der Plünderung abgenommenen Pferde und das Vieh sowie andere abgenommene Sachen in

11 Hauptstaatsarchiv Stuttgart „B 458/59 Kloster Hofen, Büschel 116.

12 ALBERT PFEFFER, Die Weiße Sammlung in Friedrichshafen (Buchhorn), Schwäbisches Archiv 26. Jahrg. 1908, Nr. 1 und 2.

13 ERNST STEINEMANN, Der Zoll im Schaffhauser Wirtschaftsleben, Schaffhauser Beiträge z. vaterl. Gesch. Heft 27/1950.

Buchhorn wieder abholen, weil diese Dinge nicht in die Schiffe mitgenommen werden durften. Es ist zu jener Zeit mit den Truppen und Durchzügen noch ziemlich gut hergegangen. Auch hatte man noch die Möglichkeit, gegen die Soldaten aufzutreten.¹⁴ Ende 1627, am 15. November, erhielt Hofen einen neuen Pfarrer, Augustin Brunner. Er war der letzte Pfarrer von Hofen.⁹

Mit dem Jahr 1628 nahten die Vorböten des Dreißigjährigen Krieges, als die kaiserlichen und ligistischen Truppen in Oberschwaben Quartier bezogen, weil nun die Durchmärsche nach Italien infolge des Mantuanischen Krieges begannen, und Wallenstein sein Hauptquartier nach Memmingen verlegt hatte.¹⁵ Durch die vielen Einquartierungen und überall lagernden Truppen war die Unsicherheit auf den Straßen derart groß geworden, daß Kaufmannswagen nur noch unter bewaffnetem Schutz passieren konnten.⁶ Die Pest machte sich auch wieder bemerkbar, wenn sie auch noch nicht so stark auftrat, so bedeutete sie doch eine Gefahr. Vier Wochen nach Ostern sollte in Teuringen eine Dekanatskapitelsversammlung abgehalten werden. Sie mußte wegen der überall wütenden Pest, der Kriegsunruhen und wegen des Übermuts und der Ausgelassenheit der Soldaten, welche alles durchsuchten und ausplünderten, abgesagt werden.¹⁶

Wegen der überall im Schwäbischen Kreis und namentlich in Oberschwaben einquartierten Kriegsvölker glaubten die Schweizer, es gelte ihnen und besetzten sie daher die Grenzen, namentlich im Thurgau. Nachher verlangten die Thurgauer, der Bischof von Konstanz, sein Domkapitel und die Stadt Konstanz sollten einen Teil der Kosten bezahlen. Dagegen aber legten Bischof, Kapitel und die Stadt Konstanz am 2. Dezember 1628 Protest ein.¹⁷

Der Handel lag schwer danieder, wodurch auch die Romanshorner den Krieg zu spüren bekamen. Nicht nur daß eine Teuerung eintrat, sondern auch die Pest machte nicht halt vor der Grenze. Viele Leute waren gezwungen, Gras, Klee, Schnecken, Kleie usw. zu genießen. Dadurch wurden die Pestopfer noch vermehrt.¹⁸

Die Durchmärsche nach Italien dauerten im Frühjahr 1629 noch an.¹⁵ Man nahm jedoch die Schwere der Zeit noch nicht so ernst. Man hatte noch Zeit und Geld, um Reparaturen und Beschaffungen in Kirchen durchzuführen. So berichtete Dekan Augustin Rogg von Berg wegen eines Entwurfes für einen Tabernakel, den ein Schreiner „trefflich wol gemacht“ nach Weingarten.¹⁹

Doch im April 1629 kam der Schwarze Tod wieder nach Buchhorn und nach Hofen. Stärker als im Jahre 1625 muß er gewütet haben. Am 12. April ordnete der Abt von Weingarten an, daß nur noch „Weibsbilder in Bäumen und Trögen“ auf dem Gottesacker in Hofen beerdigt werden dürfen. Wegen der sich täglich mehrenden Beerdigungen war Streit ausgebrochen zwischen dem Kloster Hofen und der Reichsstadt Buchhorn. Dem Kloster und dessen Bewohnern sowie den

14 FRIEDRICH V. WEECH, Sebastian Bürsters Beschreibung des Schwedischen Krieges 1630–1647, Leipzig 1875.

15 J. N. v. VANOTTI, Geschichte der Grafen von Montfort und Werdenberg.

16 G. SAMBETH, Das Landkapitel Ailingen-Theuringen und das Landkapitel Tettngang, BGV Heft 15/1886–20/1891.

17 JOSEPH VOCHERER, Geschichte der Waldburg, III. Band.

18 E. BOLTSHAUSER, Geschichte von Romanshorn-Salmsach.

19 Hauptstaatsarchiv Stuttgart, B 458/59 Kloster Hofen, Büschel 28.

Pfarrgenossen waren die vielen Beerdigungen während der „sich begebenden Sterbensläufe beschwer- und gefährlich gefallen“. Weingarten nahm dies zum Anlaß, Buchhorn einen eigenen Friedhof zu geben. Die Stadt verkaufte an Weingarten ein Stück Land, auf welchem der Friedhof eingerichtet wurde. So kamen die Buchhorer nach jahrhundertlangem Kampf endlich zu einem eigenen Friedhof. Er besteht heute nicht mehr. Er lag in der Nähe der heutigen Uferanlagen beim Musikpavillon.¹⁰

Über den Verlauf der Pest im Dorf Hofen sind wir sehr eingehend unterrichtet. Wir erleben eine Organisation, die während der Pestzeit in Kraft trat, wie man sie in einem Dorf wohl kaum erwartet hätte. Man hört nicht nur vom Totengräber, dem übrigens hier ebenfalls ein Pferd, ein Zweiräderkarren, eine Truhe und ein Truhengeschirr zur Verfügung gestellt wurde. Der erste Totengräber war Adam Pflegehaar. Er infizierte sich und erlag schon bald der Seuche. Sein Nachfolger wurde Hans Eberlin. Insgesamt sind in Hofen 21 Personen der Pest erlegen. Dazu kamen noch zwei Fremde, die man tot auf der Straße fand.

Besonders hervorgehoben wurden folgende Dienstleistungen: Anna Weih, welche Speis und Trank, auch ander Notdurft für die infizierten Häuser getragen hat.

Peter Schmä, der Dorfpfleger und Jakob der Büttel, welche wegen der erkrankten Personen sehr bemüht gewesen waren.

Margaretha Pflegehaar, die besonders gerühmt wird, da sie bis auf ihr Absterben die Kranken gepflegt habe und ihr Leben für die Kranken opferte.

Insgesamt wurden 7 Häuser betroffen. Bei Kaspar Katzmayer starben 5 Personen, bei Kaspar Gessler 3 Personen, bei Thomas Becker 5 Personen, bei Kaspar Rösch ein Kind, bei Klaus Katzmayer 3 Personen, außerdem der Totengräber Pflegehaar und die bereits oben genannte Margaretha Pflegehaar. In die infizierten Häuser wurde alles geliefert, was zum Leben notwendig war, Wein, Salz, Schmalz, Fleisch, sonstige Lebensmittel und unter anderem auch Brennholz und Unschlitt. Das Gotteshaus Hofen gab Korn, Mehl, Haber und Heu. Die Häuser standen also unter Quarantäne. Als die Seuche erloschen war, wurden die gesamten Ausgaben verrechnet. Die Hinterbliebenen mußten einen geringen Teil der Kosten übernehmen, die Gemeinde übernahm den Großteil, und das Kloster, das der Gemeinde 40 Gulden vorgeschossen hatte, ließ noch 17 Gulden und 42 Kreuzer nach. Die Rechnung datiert vom 3. Mai 1629 und belief sich auf 169 Gulden, 51 Kreuzer.²⁰

Während der Pestzeit zogen viele Regimenter durch die Bodenseeegend. Diese werden auch noch zur Verbreitung der Seuche beigetragen haben. Bis in den September dauerten diese Durchmärsche.⁵ Die Seuche und die Truppenpassierungen verursachten auch in Buchhorn große Kosten und so nimmt es nicht wunder, daß sich am 6. September der Hl. Kreuz-Kaplan beklagt, er habe seit 16 Wochen keinen Gehalt mehr bekommen.⁹

Beredten Ausdruck des Elends, das die Einquartierungen und Durchzüge des Jahres in Schwaben zur Folge hatten, gibt ein Schreiben, das der Schwäb. Kreis am 17. Januar 1630 an den Kaiser richtete. Der Kreis, so lautet es unter anderem, sei durch die unerschwinglichen Kontributionen und Geldexekutionen, durch Raub,

²⁰ desgl. B 458/59 Kloster Hofen, Büschel 198.

Plünderung, Mord und Brand sowie andere täglich und stündlich zugemutete Beschwerden in das tiefste Elend geraten. Leider hätten dieselben nicht ab-, sondern zugenommen, so daß die Bevölkerung bis auf Mark und Bein und den äußersten Grad ersäuet, ausgemergelt und erschöpft sei. Viele hätten Haus und Hof verlassen, viele seien vor Hunger und Kummer verschmachtet, andere hätten sich in der Verzweiflung selbst leiblos gemacht.⁶

Jedoch das Jahr 1630 brachte keine Erleichterung. Im Gegenteil wurden die Truppen noch um die Hälfte erhöht. Auf einer am 19. November 1629 nach Memmingen einberufenen Versammlung der Schwäb. Stände waren Lindau, Ravensburg, Kaufbeuren, Wangen, Pfullendorf, Isny, Leutkirch und Memmingen vertreten. Dort wurde durch Oberkommissar Wolfstirn die Instruktionen des Oberst Wolf Rudolf von Ossa vorgetragen. In denselben wurde kurzerhand bestimmt, was jeder Stand zu kontribuieren habe. Ein Protest der Städte wurde überhaupt nicht angenommen. Es bedürfe auch keiner weiteren Zusammenkunft, denn die neue Auflage gehe vom 15. November ab.⁶

Ein eigener Geist herrschte im kaiserlich-ligistischen Heer. Abenteurer jeder Art, Menschen jeden Standes, den Ausschweifungen ergeben, hatten sich in dem Heere eingereiht, um ungestraft ihren Leidenschaften frönen zu können. Stolz und übermütig durch ihr bisheriges Glück glaubten sie, unüberwindlich zu sein. Außer Dienst waren alle Bande der Ordnung aufgelöst. Zügellos, habsüchtig, oft ohne Sold und ordentliche Verpflegung fielen sie über die Länder und deren Bewohner her, ohne großen Unterschied zu machen, ob Freund oder Feind. Ein Heer von Verpflegungsbeamten, Kriegskommissare genannt, welche unter dem Vorwand, für die Truppe sorgen zu müssen, dem Wohlleben nachjagten und sich auf jede Weise zu bereichern suchten, erlaubten sich jede Bedrückung. Ein großer Troß von Weibern und Kindern, schlechten Dirnen und Knechten schloß sich dem Heere an und halfen, das Elend der Gegend zu vergrößern, in welcher sie lagerten.¹⁵

In Buchhorn waren die Stadtkasse und vor allem die Pfründverwaltung die Leidtragenden. Die Pfründe kamen während des Dreißigjährigen Krieges in ihrem Einnahmen sehr zurück, da die Jahreszinsen nicht eingingen. Daher war auch nach dem Weggang des Kaplans Jakob Igelmaier um 1630 die Kaplanei unbesetzt geblieben. Die Buchhorer entschlossen sich, um ihren Kaplan wieder zu bekommen, ihre beiden Kaplaneien „St. Jakob“ und „Hl. Kreuz in der Kirche“ zusammenzulegen und an einen Geistlichen zu vergeben. So hatte der zum zweitenmal Kaplan in Buchhorn gewordene Jakob Igelmaier zwölf Jahre lang beide Pfründe inne und dabei trotzdem schwerlich seine gemachten Schulden bezahlen können.⁹

Das Jahr 1631 zeichnete sich vor allem durch einen vermehrten Durchzug von Truppen, vor allem spanischen Truppen aus. Am 24. Mai wird in Buchhorn die Hardegische Kompanie ausgeschifft. Diese Truppe wird als schlimm und teuflisch bezeichnet.²¹ Im Juni wurden 4000 Mann kaiserliche Truppen, welche von Italien von der Belagerung Mantuas kamen, von Langenargen mit Schiff nach Buchhorn geführt, um dann in Richtung Ulm in Marsch gesetzt zu werden. Die-

21 HERMANN BAIER, Akten zur Geschichte des 30jährigen Krieges am Bodensee, BGV Heft 44/1915.

se kaiserlichen Truppen waren sehr undiszipliniert. Sie plünderten und stahlen wo sie konnten.²² Der Rat hatte sich auch mit Durchzugsangelegenheiten zu befassen, man sprach von einem „spanischen“ Durchzug. Es kehrten damals 100 Kompanien zu Fuß und 65 Kompanien zu Pferd aus Italien zurück. Am 30. September standen wieder Durchzugsfragen auf der Tagesordnung des Rates. Es wurde beschlossen, daß jeder Bürger bei seinem Zunftmeister den Schaden, den er von spanischen Soldaten oder Reitern erlitten habe, spezifiziert angeben solle. Jeder Zunftmeister solle dann eine Spezialrechnung aufstellen. Auch wurde beschlossen, daß zwei Deputierte, und zwar der Stadtschreiber und Michael Schädler, die Rechnung nach Lindau überbringen sollen, wo sich damals eine kaiserliche Truppe befand. Sie erhielten Auftrag, dort mit Don Francisco di Corraduo zu verhandeln.¹

Im Oktober kamen wieder Durchzugsfragen zur Sprache. Wie der Stadtamann dem Rat berichtete, rebellierten die Untertanen von Eriskirch. Bei ihnen war Holz angefordert worden, das für zehn zu erwartende Kompanien zu Fuß hierher geführt werden sollte. Die Eriskircher aber hatten erklärt, sie würden „kein Scheitlein Holz“ nach Buchhorn führen. Darauf beschloß der Rat, den Stadtschreiber, einen Zunftmeister und den Vogt Michael Schädler zu ihnen zu schicken, welche den Eriskircher Bauern „mit höchstem Ernst“ den Befehl erteilen sollen, das Holz herzuführen. Ferner beschloß der Rat die Einsetzung einer Kommission, welche sich mit den Fragen befassen solle, die im Zusammenhang mit dem Durchzug der Truppen anfallen sollten.¹

Mit diesen Durchzügen setzten wie für die übrigen Seeorte auch für Buchhorn die direkten Kriegsnöte ein. Lasten fielen an, ob es sich um kaiserliche oder später um feindliche Truppen handelte. Am 22. Oktober lief das Schreiben eines Kommissars aus Memmingen ein, in welchem dieser 120 Gulden forderte. Falls Buchhorn diese nicht bezahle, werde er mit seiner Reiterei eine Exekution vornehmen. Die Stadt wandte sich in dieser Sache an Überlingen und Ravensburg, wie man sich dort bei derartigen Fällen verhalte. Am 29. November wurde von einer neuen Kontributionsforderung Mitteilung gemacht. Kein Wunder, daß sich Stadtschreiber Klockh zu jener Zeit beklagte, daß er nur einen geringen Teil seines Gehaltes erhalten habe. In diesen Tagen wurde der Rat über das Landgericht Schwaben von einem Gläubiger angemahnt, dem seit vier Jahren keine Zinsen bezahlt worden waren. Der Rat ließ durch den Stadtschreiber an den Gläubiger ein Bittschreiben des Inhalts richten, er möge sich noch etwas gedulden, bis „Meine Herren“ etwas käuflich hingeben könnten.¹

Im Mai 1631 beschwerten sich die Buchhorner beim Vogt von Hofen wegen Mißachtung ihrer Landestelle. Als das kaiserliche Kriegsvolk wieder aus Italien herausgeführt wurde und seinen Marsch auf Buchhorn nahm, hatte die Witwe des Vizekanzlers von Ulm an der Hofener Lände angelegt und den Vogt durch ihren Diener bitten lassen, ihr zu besonderem Gefallen Wein im Kloster Hofen stehen lassen zu dürfen, was der Vogt, wie er sich ausdrückte, „ihr billig nicht verweigern konnte, sondern gern bewilligte“. Die Buchhorner schickten einen Bürger hinaus, wie das sei. Sie hätten „eine Städin und Gred und niemand mehr

22 HUGO GMELIN, Der Kriegszug des Grafen Franz Egon von Fürstenberg gegen Württemberg im Jahre 1631, der sogenannte Kirschenkrieg, WHV – NF VII/1898.

sonst in dieser Gegend“. Der Vogt erwiderte, er habe die Schiffsleute nicht geheißen, hier zu landen und er hätte der „ehrengedachten Frau Wittib“ den Wunsch, den Wein eine Nacht im Kloster stehen zu lassen, nicht abschlagen können. Er wolle den Herren von Buchhorn ihre Freiheiten nicht schwächen. Die Witwe habe schon mehrmals Wein über Nacht im „Gottshaus“ stehen lassen, ohne daß die von Buchhorn eingeschritten wären.²³

Bisher waren nur Durchmärsche kaiserlicher Truppen erfolgt, was wohl Belastungen aller Art mit sich brachte, doch nach der Schlacht bei Breitenfeld (17. Sept. 1631) gestalteten sich die Dinge anders. Tilly war von Gustav Adolf aufs Haupt geschlagen. Nunmehr stand Süddeutschland dem Feind offen und war ernstlich bedroht. Die siegreichen Schweden drangen über Franken nach Süddeutschland vor.²⁴

Jetzt wurde die als notwendig erkannte Verteidigung der Seegegend organisiert. Die kaiserlichen Generale Graf Ernst Montecuculi, der Oberst und Generalkommissar Wolf Rudolf von Ossa, der Freiherr Peter von König, Mohr genannt, Gouverneur von Lindau und andere mehr oder weniger bekannte Offiziere der kaiserlichen Armee setzten sich miteinander in Verbindung.²⁴

Auch das Kloster Weingarten traf seine Vorbereitungen. Die wehrfähigen Männer wurden eingeteilt, wovon uns eine Stammrolle überliefert ist. Von Hofen waren 48 Mann eingeteilt, 24 Mann mit Musketen und 24 mit Büchsen. Von Wagershausen 7 Mann mit Musketen und 8 Mann mit Büchsen. Von Seemoos 3 Mann mit Musketen und 2 Mann mit Büchsen. Ledige junge Gesellen wurden zu Dorf (Hofen) 13 gezählt und zu Wagershausen 3. Daneben bestand noch ein Ausschuß, der zu Seemoos 3 Mann zählte, zu Hofen 10 Mann, wovon aber 4 entlassen wurden und durch andere Männer ersetzt wurden. Wagershausen stellte 6 Mann zu dem Ausschuß. Die vier aus Hofen wurden aus folgenden Gründen entlassen: Klos Kazmaier, weil er Weinobmann geworden war, Peter Schmid, weil er in den Krieg gezogen war, Georg Sapeler war des Ammanns Knecht und Adam Schaub wurde wegen seiner vielen Kinder und weil die Frau im Wochenbett lag, entlassen. Dafür wurden als Ersatz von Wagershausen der Georg Kazmaier und Georg Bunkhofer und von Hofen Kaspar Kessler und Hans Schlayer eingezogen.²⁵

Um den Plackereien abzuwehren, tagten die oberschwäbischen Stände im November 1631 und wieder im Januar 1632 in Ravensburg. Sie errichteten eine „Partikulär-Difension“. Der Kaiser duldete dies jedoch nicht. Da rückte überraschend schnell der Schwede nach Oberschwaben vor.⁴ Sie kamen über Höchstädt, Dillingen, Lauingen, Gundelfingen und Ulm.⁶

Ein Grund, warum Oberschwaben damals Kriegsschauplatz wurde, lag in dessen Örtlichkeit. Österreich lag nämlich sehr viel daran, die Gegend besetzt und in seiner Gewalt behalten zu können, weil das Land nicht nur zur Beschützung seiner eigenen Vorlande diente, sondern auch Gelegenheit bot, von da aus bis in die Mitte Schwabens vorzudringen, wozu die Reihe Festungen (Städte) am Ufer des Bodensees als Stützpunkte nützlich waren. Daher auch das Bestreben der

23 Hauptstaatsarchiv Stuttgart, B 458/59 Kloster Hofen, Büschel 205.

24 ROTH V. SCHRECKENSTEIN, Die Insel Mainau.

25 Hauptstaatsarchiv Stuttgart, B 458/59 Kloster Hofen, Büschel 123.

Schweden, sich am Bodensee festzusetzen und sich dieser Festungen zu bemächtigen.¹⁵

Am 16. April rückte der schwedische Generalmajor Patrik Ruthven mit einigen schwedischen Truppen in Ravensburg ein.⁴ Er kam von Ulm und hatte dort einen Spitznamen erhalten, denn die Ulmer nannten ihn „Pater Rotwein“, weil er ein gewaltiger Rotweinsäufer war.²⁶ Am 26. April traten in Buchhorn der große und der kleine Rat sowie die Bürgerschaft zusammen, „da das schwedische Kriegsvolk überall herumstreife“. Man beschloß „Leib und Leben zu lassen und beieinander zu verbleiben“. Ferner wurde der Beschluß gefaßt, daß die Gemeinde und Bürgerschaft schuldig und verpflichtet sei, jeden, wer immer es von der Stadt Buchhorn sei, der vom Feind gefangengenommen wurde, zu lösen, „sei er jung oder alt, Diener oder Knecht, also auf alle verstanden“. Hierauf wurde der Bürgerschaft ein Schreiben bekanntgegeben, das von „Ihrer Königlichen Majestät aus Schweden eingekommen sei“. Darin wird der Rat aufgefordert, sich zu präsentieren. Die Bürgerschaft, welche erkannte, daß von „Römischer Kaiserlicher Majestät keine Hilfe komme“, bestellte eine Deputation, „so dies arme Gemeinwesen leider, Gott erbarm's, übergeben solle“. Dabei solle aber keineswegs unterlassen werden, alle bereits ausgestandenen „Pressuren“ dem königlichen General anzudeuten. Die Deputation bestand aus dem Bürgermeister Michael Schädler, dem Stadtmann Jörg Heilig, dem Stadtschreiber Johann Jakob Handel und dem Zunftmeister Hans Gessler. Bald darauf rückte der Schwede in Buchhorn ein. Mit 8 Kompanien zu Pferd wurde die Stadt besetzt. Drei Tage blieben sie da und verheerten das Städtchen dermaßen, daß „gänzlich nichts mehr vorhanden gewest“. Die von den Schweden verlangte Summe konnte die Stadt nicht aufbringen und so wurden Bürgermeister Schädler, Stadtmann Heilig und Stadtschreiber Handel an Stricken gefesselt nach Ulm abgeführt, bis es ihnen nach geraumer Zeit gelang, das verlangte Geld, es waren 1000 Taler, herbeizuschaffen. Allzulang kann die Gefangenschaft nicht gedauert haben, denn bereits am 3. Juni erkundet Handel wieder als Stadtschreiber. In dieser Sitzung wurde beschlossen, den Erlös einer gewissen Menge Korn unter die Bürgerschaft zu verteilen.¹ Diese Ereignisse wirkten sich auf den Seehandel ganz erheblich aus. Es entstanden nicht nur Transportschwierigkeiten, sondern vor allem eine Versorgungskrise an Salz. Als aber Ossa mit 4000 Mann aus dem Elsaß gegen Oberschwaben vordrang, räumten die Schweden das Land und zogen sich über die Iller und nach Ulm zurück. Doch brachten die kaiserlichen Truppen dem Lande keineswegs die Erlösung. Auch sie ernährten sich aus dem Land und verursachten große Kosten. Unbekümmert um die Not beanspruchten die Soldaten stets gute Kost und guten Wein.

Gleich anfangs Juli traf die Stadt ein weiterer Schlag. Kaiserliche Reiterei war nach Hofen gekommen, um sich dort einzuquartieren. Der Vogt des Klosters, Jakob Boller, führte die Reiter vor die Stadt Buchhorn. Wahrscheinlich hatte er ihnen weisgemacht, daß in der Stadt eher etwas zu holen sei als auf einem kleinen Dorf. Die Buchhorner aber hatten Sturm geschlagen und ihre Tore verammelt. Wie es geschehen ist, ist nicht überliefert, auf alle Fälle kamen die Soldaten trotzdem in die Stadt. Sie waren sehr erbittert, daß eine Reichsstadt des

26 D. A. SCHULTES, Chronik von Ulm, 1937.

Kaisers ihnen den Zugang verwehrt hatte. Sie plünderten die Stadt aus, soweit überhaupt noch etwas zu holen war und quartierten sich einstweilen über Nacht ein. Die Buchhorner aber zeigten den Hofener Vogt Boller bei Ossa an, der sich damals in Radolfzell aufhielt. Die Folge war, daß am Mittwoch, den 9. Juni, einige Reiter in Hofen erschienen, den Vogt verhafteten und nach Lindau abführten. Abt Franziskus von Weingarten schrieb nun an Buchhorn, er könne nicht glauben, daß sein Vogt dies getan habe, solle aber die Schuld des Vogtes erwiesen werden, so werde er durch Verpfändung seines Gotteshauses für den Schaden geradestehen. An Ossa richtete der Abt ein besonderes Schreiben, in welchem er behauptete, die Buchhorner seien dem Vogt nicht gewogen, auch hätten sie ihm gedroht. Die Buchhorner seien selber schuldig, weil sie die Tore versperrt und Sturm geschlagen hätten. Er bitte um Freilassung des Vogtes, da er unschuldig sei. Am 13. Juni bestätigte Ossa dem Abt den Empfang des Schreibens und führte aus, er habe nicht den Befehl gegeben, diesen Obervogt gefangen nach Lindau zu führen, weil es aber geschehen sei, habe er befohlen, daß der Vogt denen von Buchhorn ihren Schaden, welcher mutwilligerweise und ganz vorsätzlich geschehen sei, wieder erstatten solle. Mehr als 100 Soldaten könnten beweisen, daß der Vogt sie selber dahin geführt habe, dadurch seien diese armen Bürger, so in aller Zeit Ihrer Kaiserlichen Majestät getreu und gehorsam gewest, in äußerstes Verderben gesetzt worden. Die Herren der Oberamtung des Klosters Weingarten hätten sich aber sowohl wegen seiner Person, als auch anderer Sachen Ihrer Kaiserlichen Majestät Dienst betreffend, mit leichtfertigen Worten verlauten lassen. Weil man wisse, daß die Herren nur ihren Dienern glauben, die kaiserlichen Ministri aber gleichsam für solche Leute, wie sie selbst mit ihren verlogenen Mäulern angeben, halten, müsse man auf Mittel denken, wie solche Leute um ihrer Unbescheidenheit willen gestraft werden. Wenn der Vogt von Hofen denen von Buchhorn nie Abtrag getan habe, solle er allezeit wieder auf freien Fuß gestellt werden. Ossa fuhr wörtlich fort: „Es ist nit Herkommen, daß einer eine Stadt des Reiches de facto solle ruinieren. Wenn einer mit Gewalt angefochten sei, so sei es zugelassen, daß er sich mit ebenmäßiger Gewalt mag defendieren.“ Wie die Sache ausging, ist nicht überliefert.²⁷

Aber auch das Kloster Hofen blieb von Einquartierungen und Durchzügen, von Repressalien und Kontributionen aller Art nicht verschont. Am 20. September 1632 führte die kaiserliche Besatzung Lindaus dem Kloster 84 Fuder Wein ab und droschen 6000 Korngarben aus. Auch in Hagnau wurden 80 Fuder kloster-eigener Wein geholt.²¹ Allein für 1632 führt das Kloster eine ganze Liste Lebensmittel an, worunter 736 Laib Brot, 2932 Pfund Fleisch, 3 Ochsen, 6 Schafe, 5 Kapaunen, 6 Hennen und eine große Menge Wein und Frucht im Gesamtwert von 11 825 Gulden gewesen sind.²⁷

Einen Tag vor seiner Verhaftung hatte Vogt Boller von Weingarten den Befehl erhalten, zur Erhaltung von Land und Leuten 18 namentlich genannte Männer seiner Vogtei mit ihrer Wehr nach Weingarten in Marsch zu setzen.²⁵

Die Schweizer liefen den Schweden in hellen Haufen zu, wurden sie aber von den Kaiserlichen aufgegriffen, nahm man ihnen lediglich die Waffen ab und schickte sie wieder heim.²¹

27 Hauptstaatsarchiv Stuttgart, B 458/59 Kloster Hofen, Büschel 138.

Am 12. November 1632 fand in Lindau eine Besprechung statt, wobei man festlegte, daß der See und das Gestade von Lindau bis Buchhorn durch Lindau, von Buchhorn bis Meersburg durch Konstanz, das übrige Gestade durch die Insel Mainau und durch Überlingen überwacht werden solle. Diese sogenannte Seeallianz bestand bis 1636. Buchhorn war nicht daran beteiligt, jedoch wurden häufig Buchhorner Schiffe beschlagnahmt und zur Kriegführung herangezogen.²⁴

Das Jahr 1633 machte in der Reihe der Kriegsjahre keine Ausnahme. Bereits im Februar erhielt Buchhorn eine Kompanie Pappenheimer Fußvolk ins Quartier. Der Stadt wurden die Gebühren und Lieferungen für Mann und Roß genau vorgeschrieben. Ein Hauptmann erhielt danach im Monat 150 Gulden, dazu 10 Brote, jedes 1½ Pfund schwer. Jedes Pferd täglich 8 Pfund Haber und 10 Pfund Heu. Die Soldaten dieser Kompanie waren anscheinend nicht alle mit einer Schußwaffe ausgerüstet, denn am 9. März erbat sich der Kompaniefeldwebel von der Stadt etliche Musketen, die im städtischen Zeughaus untergebracht waren, zum vorübergehenden Gebrauch. Wann die Soldaten wieder abrückten, ist nicht bekannt.¹

In Lindau saß der kaiserliche Oberst König, in Bregenz der kaiserliche Oberst Schmidt. Wegen schlechter Zusammenarbeit zwischen den beiden waren verschiedene Unternehmen gegen Radolfzell mißglückt. Truchseß Max Willibald von Waldburg sollte nun versuchen, die Zwistigkeiten zu beheben. Zu diesem Zweck fand am 4. Juli 1633 in Buchhorn eine Tagsatzung und die Aussöhnung statt. Fortan standen die beiden Oberst in gutem Einvernehmen miteinander.¹⁷

In den Buchhorner Ratsprotokollen wird zu jener Zeit von „armseligen Zeiten“ gesprochen und im Januar 1634 nennt der Ratschreiber die Welt „ein Jammerthal“. In der Bürgerschaft herrschte große Not. In der Ratssitzung am 31. August 1633 wird gegen Martin Baldauf verhandelt. Er wurde beschuldigt, sich bei Nacht und Nebel mit einem Seil über die Stadtmauer samt seinem Weib und einem Kind hinausgelassen zu haben. Er habe „zwei Stumpen Obst vor dem Thürli-Tor gestohlen“. Baldauf sagte, dies habe er wegen seiner kleinen Kinder getan, im übrigen habe er nur ein „wildes Birnbäumlein“ geschüttelt, das gleiche habe der „Schlosserle“ am Berg auch getan. Was dem Schlosserle recht sei, sei für ihn billig. Martin Baldauf wurde auf den Diebsturm gelegt, der Schlosserle aber stellte alles in Abrede.¹

Im Ratsprotokoll vom 29. September ist von einer „ankommenden großen Macht kaiserlichen Volks“ die Rede. Die Wirte bekamen daher Anweisung, an Fremde keinen Wein mehr zu verkaufen, damit für die zu erwartende Einquartierung Wein vorhanden sei. Am 19. Dezember wurden die Wirte „Zum Wilden Mann“ und „Zum Adler“ beim Rat vorstellig. Sie hätten nun schon fast acht Tage etliche Reiter im Quartier, man möge sie ihnen abnehmen und anderen Bürgern geben. Die Bitte wurde abgeschlagen.¹ Im Oktober war ein Befehl eingekommen, daß jeder Bürger den sechsten Eimer Wein nach Lindau zum Unterhalt der Truppe geben müsse. Dem Befehl wurde entsprochen, da „weder Bitt noch Bot helfen wolle“. Schon im Frühsommer hatte Ossa zur Verproviantierung der Festung Lindau die sechste Garbe gefordert.¹ Der Handel über den See kam nahezu zum Erliegen. Bereits im Frühsommer hatte Konrad Widerhold versucht, die Rheinschiffahrt zu sperren. Handelsgut aus dem Inland kam keines mehr. Der Fruchthandel über den See war häufig gesperrt.

Im August 1633 rückte das schwedische Hauptkorps unter Feldmarschall Gustav von Horn von Ulm aus über Stockach nach Stein a. Rh., überschritt dort den Rhein und rückte über Schweizer Gebiet vor die Stadt Konstanz. Am 8. September begann die Belagerung. Die Schweizer hatten keinen Finger gerührt. Mehr mit naiver Bewunderung als mit Schrecken betrachteten sie den Aufmarsch der 3000 Reiter. Ein Konstanzer sagte später: „Alle Glocken im Thurgau hatten den Schwengel verloren und jeder Trommel war der Boden aus.“ Vergebens wartete man auf ein Alarmsignal.²⁸

Nachdem sich Ende September 1633 die spanischen Hilfsvölker mit den Truppen Feldmarschalls Aldinger bei Ravensburg vereinigt hatten, stellte Horn nach einem letzten großen Sturm am 2. Oktober die Belagerung der Stadt Konstanz ein.²⁸

Der kaiserliche Rittmeister Gündtfeld, der später bei dem Entsatzversuch Buchhorns in Erscheinung trat, zechte am 7. August 1633 vier Stunden lang in Pfullendorf, anstatt in der Gegend plündernde Schweden, unter denen sich übrigens viele Katholiken befanden, zu verfolgen.²¹ Am 30. August hatten kaiserliche Reiter in Fischbach großen Schaden angerichtet.²¹

Das Schicksalsjahr 1634 für Buchhorn begann damit, daß der Buchhorneer Hafner Jörg Müller, nachdem er das Bürgerrecht in Ravensburg erlangt hatte, dorthin zog. Die Veranlassung dazu war eine Erbschaft, die er dort gemacht hatte.²⁹ Am 24. Januar wurde in Buchhorn ein „Alleruntertänigstes Schreiben“, eine Bittschrift an den Kaiser, sowie ein Schreiben an den kaiserlichen Rat Jörg Gagg verlesen. Der Rat wußte aber nicht, wie er die beiden Schreiben fortbringen könne, so beschloß er, dieselben vorerst nicht abgehen zu lassen. Der kaiserliche Rat Jörg Gagg war Buchhorneer. Mit diesen Einträgen vom 24. Januar 1634 hören die Einträge im Ratsprotokoll auf. Sie beginnen erst wieder am 5. Oktober 1634.¹

Die Schweden näherten sich wieder dem Bodensee. Am 4. Februar versuchten sie Schloß Langenargen zu erobern. Der Versuch scheiterte an der tapferen Verteidigung der Besatzung. Es lag eine Lindauer Besatzung auf dem Schloß.³⁰ Am 7. Februar erstürmten die Schweden Meersburg, Tor und Türme wurden demoliert und die Stadt geplündert. Am 25. März wurde Biberach erobert, am 31. März Kempten und Kaufbeuren. Am 14. April fiel Memmingen in Schwedenhand und am 24. April begann die Belagerung Überlingens. Sie wurde von Feldmarschall Gustav Horn geleitet, mißlang jedoch, da die Schweden zu Wasser viel zu schwach waren. Die Stadt erhielt laufend Zuzug und Unterstützung von Lindau und Konstanz. Proviant und Munition wurde zu Schiff beigesteuert. Am 16. Mai mußte Horn die Belagerung abbrechen. Am Tag zuvor hatte er einen Brief an den schwedischen Kanzler Oxenstjerna geschrieben, in welchem er sein Vorgehen vor Überlingen schildert und ankündigte, daß er nunmehr Buchhorn als Stützpunkt vorgesehen habe. Er schrieb wörtlich: „Nun hoffe ich zwar, zu Verfertigung einer Anzahl Schiff Mittel zu erhalten, wie ich schon während der Belagerung allbereits etliche zu Hand gebracht. So könnte auch interim die Statt Buchhorn, so ein guter Hafen und sehr wohl am See gelegen, befestigt und daselbst

28 JOH. DIERAUER, Der Zug der Schweden gegen Konstanz 1633, BGV Heft 35/1906.

29 Stadtarchiv Ravensburg, Ratsprotokolle vom 4. Jan. 1619 bis 29. Dez. 1636.

30 ALBERT MOLL, Schloß Argen im Bodensee, BGV Heft 10/1880.

eine kleine Admiralität angerichtet werden. Allein will es mir an guten Leuten, so Verstand von der Schifffahrt haben und selbige regieren können, erman-
geln.“³¹ Mit vier erbeuteten Schiffen, die mit etwa 200 Mann besetzt waren,
fuhr Horn in der Nacht vom 14. auf 15. Mai von seinem Lager aufwärts nach
Buchhorn. Er ließ seine Schiffe zu Land mit Reitern, Dragonern und etwas Fuß-
volk begleiten. Der kaiserliche Oberst Weiß, der sich bereits vor Konstanz als
Kommandant einer Flotte von 12 Schiffen ausgezeichnet hatte, folgte mit 12 klei-
nen, armierten Schiffen und beschoß sofort die Schweden bei Buchhorn. Oberst
Vitzhumb schickte ihm unverzüglich drei Lindauer und ein Bregenzer Schiff zu
und war am Werk, eine halbe Lädine mit genügend Volk und vier Stücklein zu
besetzen, um diese gleichfalls nachzusenden, damit man beizeiten diesem weit-
aussehenden Plan des Feindes zuvorkomme. Aber dieser hatte bereits so viele
Musketiere in die am See gelegenen Häuser gelegt, daß man den Schiffen nicht
beikommen konnte. Weiß versuchte am Abend Feuer nach Buchhorn hineinzuw-
erfen, wurde aber mit Verlust von vier Toten abgewiesen. Am 16. Mai schoß
Weiß mit Stücken auf die schwedischen Schiffe, aber ohne Erfolg. Deswegen ließ
Vithumb noch eine Falkone auf ein Schiff bringen und dieses abfahren. Trotz-
dem behaupteten sich die Schweden in der Stadt. Die Bewohner Buchhorns aber
flohen bei der Ankunft des Feindes nach allen Richtungen. Der größte Teil über
den See in die Schweiz. Nur ein ganz geringer Teil dürfte in der vom Feind
besetzten Stadt ausgehalten haben. Vitzhumb zog nun seine Schiffe vor Buch-
horn zusammen und Max Willibald, der Kommandant von Lindau, bemühte sich
nun, um den See zwischen Konstanz, Immenstaad, Meersburg, Buchhorn und
der Schweizer Seite freizuhalten, eine kleine Flotte aus Schiffen von Überlingen,
Mainau und Konstanz zu bilden.¹⁷

Ossa berichtete dem König, er habe Lindau dem Oberst Vitzhumb anbefohlen,
die Orte am See seien aber mit Proviant sehr übel versehen. In Konstanz lägen
1400 Mann. Der König solle Geld schicken. Horn sei in Ravensburg und das
besetzte Buchhorn werde von Schweden besetzt. Er, Ossa, habe noch 20 armier-
te Schiffe davor liegen, um dem Feind die Ausfahrt zu wehren und die Schweizer
zu hindern, daß sie den Schweden die versprochenen Schiffe zuschicken. General
Ossa hatte den Oberst Max Willibald von Wolfegg, Vitzhumb und Schmidt den
Befehl zukommen lassen, sich untereinander zu verständigen, wie der Feind mit
vereinten Kräften aus Buchhorn zu vertreiben sei. Da aber Oberst Schmidt sich
nur mit 100 Bauern beim Schanzen beteiligen wollte, unterblieb zunächst jede
Aktion.¹⁷

Die Schweden aber fingen an, Buchhorn zu befestigen. Die zu Schanzarbeiten
nach Buchhorn beorderten Bauern rissen großteils bald wieder aus. Nun zogen
die Schweden württembergische Mannschaften hinzu. Der Salemer Chronist
Bürster schrieb, daß „württembergische Jaköble“ die Schanzarbeiten ausgeführt
hätten. Unter der schwedischen Besatzung Buchhorns waren viele ehemalige
kaiserliche Soldaten, welche bei Biberach gefangengenommen worden waren.
Von diesen sind nach und nach etliche ausgerissen und nach Überlingen oder
Konstanz gekommen.¹⁴ Oberst Sigerod und David Kupfermann kommandierten

31 CHRISTIAN RODER, Tagebuch über die Belagerung der Reichsstadt Überlingen durch
die Schweden 1634, BGV Heft 40/1911.

in dem kleinen Buchhorn anfangs 1500 Mann. Später wurde ein Teil der Besatzung abgezogen und anderweitig verwendet.⁴ Von Buchhorn aus führte der Schwede verschiedentlich Raubzüge in die Umgebung durch, denn die Besatzung mußte versorgt werden. Allerdings nahmen sie dabei alles mit, was nur irgendwie von Wert sein konnte, so Zinn und Kupfer von den Kirchendächern, die Glocken, selbst die Ambosse aus den Schmieden, Handwerkszeug, auch Tür- und Kastenschlösser. Der Raub wurde in Buchhorn, Markdorf, Ravensburg und Biberach verkauft, ja selbst bis nach Ulm gebracht.¹⁴ In Buchhorn, das die Schweden in „Gustavsborg“ umbenannt hatten, bauten sie Schiffe, um damit den Kaiserlichen die Herrschaft auf dem See zu entreißen. Das Kriegsschiff „Königin Christine“ war mit 22 Kanonen bestückt, außerdem wurden noch vier kleinere Schiffe gebaut. Das Holz zum Bau der Schiffe wurde in der Klostermühle zu Löwental geschnitten. Dieser Flotille gelang es, den Kaiserlichen 5 mit Geschützen, Schießbedarf und anderen Gegenständen beladene Schiffe wegzunehmen. Am 7. Juni näherte sich in der Nacht Hauptmann Buchmiller mit mehreren Schiffen aus Konstanz der Stadt und ließ, in der Hoffnung, dieselbe in Brand stecken zu können, Feuer hineinwerfen. Der Plan mißlang jedoch.³²

Als bald darauf die Besatzungen von Buchhorn und Radolfzell vermindert wurden, einigten sich die beiden Kommandanten Max Willibald von Wolfegg und Vizthumb dahin, daß Vizthumb Buchhorn, Wolfegg aber Radolfzell angreifen solle. Die Befreiung der Stadt Radolfzell mißlang, da übermächtiger Einsatz heranrückte und das Wetter umschlug, und bei Buchhorn war nichts geschehen. Ossa urteilte hart aber gerecht, wenn er sagte: „Da er als Kommandant des Kaisers und der Erzherzogin Claudia begehrt habe, daß die Obersten sich zusammentun, mit gesamer Hand Buchhorn anzugreifen und den Feind, ehe er die Stadt befestigen, womöglich vertreiben sollen, habe doch niemand dazu helfen wollen, sondern jeder sei seinem eigenen Kopf gefolgt.“¹⁷

Wegen der Vertreibung der Schweden aus der Stadt war an Oberst Viztumb ein neuer Befehl ergangen, weshalb er am 25. August an Graf Wolfegg schrieb, er solle seine Dragoner und 100 gute Soldaten so zeitig in Konstanz abschieken, daß sie am Sonntag den 28. August nachts 12 oder 1 Uhr in Fischbach eintreffen und sich mit den anderen Soldaten vereinigen können, die von Bregenz und Lindau aus sich dort zur selben Stunde sammeln werden. Max Willibald erhielt dieses Schreiben bei seiner Rückkehr von Einsiedeln am 26. August und versprach, die 100 Musketiere mit einem Hauptmann zu schicken.¹⁷

Buchhorn hatte eine schwedische Besatzung von 60 Reitern und 500 Musketieren mit zwei Halbkartaunen und acht Feldgeschützen. Das Kloster Löwental war mit 11 Mann und zwei kleinen Geschützen belegt. Die Besatzung Hofens ist unbekannt.³²

Anfangs waren die kaiserlichen Truppen vom Glück begünstigt. Es gelang, Hofen und Löwental zu erobern. Nun rüstete man sich zum Sturm auf Buchhorn. Die kaiserlichen Musketiere fällten Obstbäume und verschafften sich dadurch freies Schußfeld. Vom See her wurden sie durch mehrere Schiffe unterstützt, welche durch ein kräftiges Bombardement die Landtruppen deckten. Auch von

32 LOCHNER VON HÜTTENBACH, Kriegerische Ereignisse auf dem Bodensee, BGV Heft 15/1886.

Land aus wurde die Stadt mit Geschützen beschossen. Es stand alles zum besten. Als das Gefecht in vollem Gange war, bekamen die Schweden unverhofft Verstärkung einer Truppe aus Biberach. Rittmeister Gündtfeld, der die Reiterei befehligte, ritt dieser Verstärkung entgegen. Er wurde aber von den Schweden überannt und vollständig geschlagen. Gündtfeld und mehrere seiner Reiter konnten sich retten. Die Gündtfeldschen Reiter hatten gänzlich versagt, sie waren wohl gute Plünderer, aber schlechte Soldaten. Die Kaiserlichen kamen nun zwischen zwei Feuer, weil die schwedische Besatzung gerade einen Ausfall machte. Es blieb ihnen nur der Rückzug übrig, der aber in eine Flucht ausartete. Die Schiffe legten bei Hofen an, um die Truppe aufzunehmen, doch die Panik war so groß, daß viele ins Wasser sprangen und elend ertranken. Selbst Vizthumb wäre beinahe ertrunken. Damit war auch Hofen wieder verloren gegangen. Die von Biberach kommenden Schweden sollen nur 110 Reiter stark gewesen sein. Um dem Gegner keine Stützpunkte mehr zu lassen, verbrannten die Schweden am 1. September Hofen, Löwental und Manzell.^{10, 14 und 32}

Schon am 5. September machten 70 Reiter der Buchhorner Besatzung einen Zug ins überlingische Gebiet. Die Überlinger hatten die Sägmühle in Löwental angezündet, um den Schweden den Bau weiterer Schiffe zu verunmöglichen. Jetzt brannten die Schaffelizkischen Reiter aus Buchhorn zur Vergeltung 22 Häuser in Hüfingen ab.¹⁴ Das Kloster Salem mußte an die Buchhorner Besatzung täglich 70 Zweipfundbrote und 70 Maß Wein liefern. Am 7. September wurde der größte Teil Fischbachs von den Schweden niedergebrannt.²¹

Die Bewohner Hofens waren durch die Vernichtung ihres Dorfes dem größten Elend ausgesetzt. 49 Häuser standen in Hofen, wovon 33 dem Kloster angehörten, während 16 Privatbesitz waren.²⁵ Die Bewohner waren in alle Winde zerstreut worden. Noch 12 Jahre nach dem Brand, also 1646, hieß es in einem Verzeichnis 16-mal, „ist niemand mehr vorhanden“, oft mit dem Nachsatz, „das Haus steht öd“, also noch nicht wieder aufgebaut. Noch wohnten zu dieser Zeit viele auswärts, so in Seemoos, in Lottenweiler, zu Kempten, in Windhag, zu Altnau in der Schweiz, zu Hagnau oder zu Weingarten. Sechsmal heißt es „wohnt zu Buchhorn“. 19 Häuser waren 1646 noch nicht wieder aufgebaut. Auch die Buchhorner hatten ihr Zollhaus, in welchem bis zur Zerstörung der Zoller Georg Probst wohnte, noch nicht aufgebaut. In der Bebauung der Äcker und Felder war keine Unterbrechung eingetreten. Auch die Klostergüter wurden laufend weiter umgetrieben. Auch waren schon wieder Bedienstete im Kloster beschäftigt, so ein Ofenknecht namens Georg Opser und ein Rebknecht Thomas Spät.³³

Die Schweden machten immer wieder die Gegend unsicher. Markdorf wurde mehrfach heimgesucht. Einmal, als vier Schweden im Posthaus zu Markdorf saßen, wurden sie von einer kaiserlichen Streife geschnappt. Sie hatten 10 gestohlene Pferde bei sich. Dabei stellte sich nun heraus, daß einer der schwedischen Soldaten ein Raderacher war, den haben sie dann auf einer Wiese bei Grasbeuren erschossen. Im Juli lag Schafflitzki, der eine Zeitlang zur Besatzung Buchhorns zählte, mit 250 Pferden in Tettngang und beunruhigte die Umgebung. Keim

33 Hauptstaatsarchiv Stuttgart, B 458/59 Kloster Hofen, Büschel 124.

Bauer war auf dem Feld vor den schwedischen Reitern sicher. Pferde waren rar geworden und die Garben wurden eingetragen.²¹

Auf die siegreiche Schlacht bei Nördlingen am 5. und 6. September 1634, wo die Kaiserlichen unter Ferdinand III. und Gallas die Schweden unter Horn und Bernhard von Weimar besiegten, räumten die Schweden ganz Süddeutschland. Buchhorn verließen sie am 10. September morgens um 6 Uhr in großer Eile. Zuvor schossen sie noch ein großes Stuck ab, ließen aber viele ihrer Sachen in Buchhorn im Stich. Ein Großteil der zurückgelassenen Dinge stammte von einem Raubzug nach dem Kloster Salem. Als das Kloster diese Sachen zurückforderte, war bereits Befehl aus Lindau eingetroffen, die gesamte Beute nach Lindau zu verbringen und das Kloster Salem hatte das Nachsehen.²

Nachdem das Städtchen wieder frei war, kehrten auch die Bewohner wieder aus dem Exil zurück. Am 5. Oktober fand wieder eine Ratssitzung statt, welche im Ratsprotokoll mit den Worten eingeleitet wurde: „Wiederum das erste Mal nach leider, Gott erbarm's, lang ausgestandener Hungers- und Kummernot, auch größerem Sommer-Exili, klein- und großer Rat gehalten worden.“ Der erste Beschluß der gefaßt wurde, war eine Aufforderung an alle diejenigen, welche sich noch in fremden Orten aufhalten, sich innerhalb acht Tagen einzustellen. Diejenigen, welche dem Befehl nicht Folge leisten und ausblieben, sollen nimmermehr als Bürger anerkannt werden. Der zweite Punkt der Sitzung betraf die Frage, ob einer der Ratsherren ein Pferd zu verkaufen oder zu verleihen habe, aber nicht ein Pferd war damals in Buchhorn verkäuflich. Der nächste Beschluß bestand in der Ernennung eines Torkelmeisters. Auf Buchhorns Fluren war trotz Kriegsnot und schwedischer Besatzung ein „Herbst“ herangereift, den es zu bergen galt.¹

Doch schon drang eine neue Sorge auf das Städtchen ein. Bereits ab Mitte Oktober wurden die von den Schweden angelegten Befestigungen geschleift, damit der Feind sich dort nicht mehr festsetzen konnte.²¹ Für diese Arbeit wurde die ganze Umgebung zugezogen. Die Grafschaft Montfort hatte 100 kräftige Leute, mit Pickel und Schaufel versehen, zu stellen.⁸ Auch die Stadt Meersburg mußte ein Detachement nach Buchhorn zur Schleifung der Befestigungen abordnen.³⁴ Das Kloster Salem lehnte mit der Begründung ab, ihre Leute zunächst noch für die Weinlese zu benötigen.²¹ In der Ratssitzung am 30. Oktober wird das in der Stadt umgehende Gerücht besprochen, daß auch die Stadtmauern demoliert werden sollen. Man wollte sich mittels einer Deputation an den ungarischen König, den nachmaligen Kaiser Ferdinand III. wenden. Die Stadt besaß aber nicht die Mittel, um die Abordnung abschicken zu können.¹ Doch alles kam zu spät. Die Mauern wurden an mehreren Stellen durchbrochen, die Türme jedoch blieben unberührt, wahrscheinlich wurden die Tore ausgehängt, um so die offene Stadt auch tatsächlich herzustellen. Doch bereits am 14. März 1635 wurde in der Ratssitzung mitgeteilt, daß man bei Oberst Vizthumb in Lindau angefragt habe, ob man die Löcher in den Mauern mit Palisaden schließen dürfe. Die Antwort lautete, daß man gegen Land Palisaden setzen dürfe, gegen den See jedoch müßten etliche Löcher offen bleiben. Kurz nach dem Abzug der Schweden war Buchhorn

34 Nach Angabe des Stadtarchivars Prof. Dr. ADOLF KASTNER, Meersburg (gest. 19. 7. 1963).

von kaiserlichen Truppen besetzt worden, doch verließen diese am 16. Oktober das Städtchen und zogen in Richtung Riedlingen ab.¹

Die Nonnen des eingeeäscherten Klosters Löwental mußten sich trennen; der Konvent wurde vorläufig aufgelöst. Die Mehrzahl der Frauen ging nach Bregenz, einige nach Dießenhofen, zwei fanden Unterschlupf in der dem Kloster gehörenden Trautenmühle. 1635 fanden dann 14 Löwentaler Klosterfrauen eine neue Heimat im sogenannten Schmechinhaus in Buchhorn. Eine Schmech war Pfründerin in Löwental gewesen und hatte ihr Haus in Buchhorn samt 1000 Gulden dem Kloster vermacht. Weil das Haus zu klein war, um alle Frauen aufzunehmen, überließ der Bischof von Konstanz mit päpstlicher Genehmigung am 3. 12. 1639 das innerhalb der Mauern Buchhorns gelegene kleine Klösterchen, „Die Weiße Sammlung“ samt allen Gütern, Rechten und Lasten den Frauen von Löwental. Erste Priorin war die vielgeprüfte, edle Anna Katharina Brendlin. Sie starb im Haus der Schmechin. Die Vollendung und den feierlichen Einzug im wiederaufgebauten Kloster Löwental erlebte sie nicht mehr. Bis zu diesem Zeitpunkt waren die Nonnen Gast in der Stadt Buchhorn.¹²

Am 5. März 1635 zählte Buchhorn nur noch 40 Bürger. Die Bürgerschaft war verarmt, sie konnte nicht einmal die Forderung des Kreiskommissars zur Stellung eines Wagens mit 4 Pferden erfüllen. In den Ratsprotokollen jener Tage kommen immer wieder Zeichen der Not und der bitteren Armut vor.¹

Im Februar machten wieder einmal die Gündtfeldschen Reiter, die sich beim Gefecht um Buchhorn so schlecht gehalten hatten, die Gegend unsicher. Da sich die Bauern nicht mehr alles gefallen ließen – in Salem hatten sie im Februar 8 Soldaten erschlagen – verlangten die Offiziere die Entwaffnung der Bauern in ganz Oberschwaben, aber die Stände ließen sich nicht darauf ein.²¹

Kaplan Igelmaier erhielt im März vom Rat die Erlaubnis, hinter dem Spital ein Gärtlein anzulegen. Die Erlaubnis wurde aber nur ihm gegeben ohne Präjudiz.⁹ Im März ging die Nachricht um, daß Weimarsche Reiter einen Plünderungszug gegen das Städtchen planten. Der Rat beschloß darauf, alle Bürger sollen sich wehren und mit Prügeln und Gabeln versehen, auch sollen sie sich sammeln, sobald man ein Zeichen mit der Glocke auf dem Rathaus gebe.¹

Im Januar 1636 richteten die geflüchteten Nonnen von Löwental, welche nach Bregenz geflüchtet waren, einen Bittbrief an das bischöfliche Ordinariat Konstanz. Darin schilderten sie ihr Elend, welches durch die Last des seit 1615 wahn-sinnigen Pfarrers von Ailingen stark vermehrt werde. Sie baten, daß ihnen „der aberwitzige Priester“ abgenommen werde. Es wäre besser, wenn er zu Konstanz dort versorgt würde, wo andere „korrupte und aberwitzige Priester“ auch untergebracht seien. Das Kloster sei zerstört und das letzte Mal seien sie von den Kaiserlichen ganz ausgeplündert worden, so daß sie derzeit nicht nur an Essen und Trinken, sondern auch an anderen Notwendigkeiten Mangel leiden.³⁵ (Die Pfarrei Ailingen war dem Kloster inkorporiert.)

Im April und Mai mußte sich der Rat der Stadt mit der Überhandnahme des Trödlerhandels befassen. Er beschloß, da man in letzter Zeit allerlei Kram allenthalben in der Stadt feilhalte, daß außerhalb von Mittwoch und Samstag nichts

35 Staatsarchiv Ludwigsburg, B 467, Büschel 16 „Ailingen, Cap. Teuringen, Schadloshaltungsklage des Klosters Löwental“.

mehr feilgehalten werden dürfe.¹ Am 16. April 1637 berichtete Stadtschreiber Lier, daß er eine Belegung des Städtchens mit Truppen abgewandt habe mit der Behauptung, daß sich in Buchhorn noch acht bis zehn Bürger von Eichelbrot ernähren müßten.¹ Am 17. September 1637 wirft der Rat den Kirchen- und Pfründpflegern vor, daß sie überhaupt nichts an Zinsen einziehen würden, und am 4. November droht Hofen der Stadt, es habe nun andere Maßnahmen zu gewärtigen, wenn die längst gerügten Mängel in der Pfründwirtschaft nicht abgestellt würden. Am 14. März 1638 erfolgte eine Prüfung der Kirchenrechnung von seiten des Klosters Weingarten. Sie ergab, „daß solch unrichtige Sachen erfolgen, als wird eine hohe Notdurft sein, bei diesem zu raten“. Ein wunder Punkt in der Verwaltung der Pfründe war auch, daß die Stadt längere Zeit die Einziehung der fälligen Zinsen den Kaplänen selbst überlassen hatte.⁹

Das Jahr 1640 zeichnete sich besonders dadurch aus, daß die Fruchtpreise unglaublich nieder waren.²¹

Am 12. Juli 1640 erfolgte die feierliche Einführung der Priorin von Löwental in den Besitz der Weißen Sammlung durch Dekan Rogg, Pfarrer in Berg. Als Zeugen fungierten Pfarrer Martin Freiberger von Buchhorn, Bürgermeister Balhasar Heggelin, Stadtamann Joachim Schmidberger, Oberzunftmeister Sebastian Späth und Stadtschreiber Johann Jakob Handel. Am 22. Oktober verglich sich die Stadt mit den Löwentaler Frauen. Die Sammlungsgüter blieben steuerfrei, der Schmeihin Hans gab jährlich 10 Gulden Steuer sowie an Winterquartier und Kriegssteuer zwei Prozent.¹²

1641 befahl Wolfegg, auf das Getreide, das von den Schweizern nach Lindau geführt wurde, einen Zollaufschlag zu legen. Für jedes verkaufte Malter zog er 16 Kreuzer ein. Da aber dadurch Lindaus Handelsbeziehungen zu den Schweizern sehr beeinträchtigt wurden, suchte der Kommandant durchzusetzen, daß auch in Langenargen, Wasserburg, Buchhorn und Überlingen die gleichen Maßnahmen durchgeführt wurden.⁵

Im Juni ordnete der Kaiser an, daß zur Unterhaltung der Festung Lindau und Mainau die Städte Lindau, Buchhorn, Überlingen, Wangen, Isny, Leutkirch, die Abtei Weingarten, die Grafschaften Hohenems, Reichenau und Wasserburg herangezogen werden.¹⁷ Ende November schrieb Max Willibald wegen des feindlichen Korps, das sich in der dortigen Gegend zusammengezogen hatte, an Buchhorn, wie sich die Stadt zu halten gedenke, wenn der Feind einen Angriff mache oder plündern wolle. Er erbot sich dabei zu aller möglichen Hilfe. Die Stadt dankte dafür am 29. November und bemerkte: „Wir haben uns einmal einmütig mit bestand- und mannhaftem Herzen resoliert, mit göttlichem Beistand und Euer hochgräflichen Gnaden Unterstützung uns dagegen zu wehren.“ Sie baten um 10 gute unverheiratete Soldaten samt einem Korporal, einen Zentner Pulver, 30 Pfund Lunten, 1000 Musketenkugeln und dazu von den ihnen Feinds halber abgenommenen und in das kaiserliche Zeughaus (vermutlich in Lindau) geführten 43 Doppelhaken und 12 kleinen Stucklein, einen entsprechenden notwendigen Teil. Dann hoffen sie, Streifdetachements wohl abweisen zu können. Wenn aber das gesamte Korps auf Lindau ziehen und sie mit Gewalt bezwingen wollte, so wollten sie in solchem Fall die Soldaten keineswegs zurückhalten, sondern solche alsbald einschiffen und dem Grafen Wolfegg wieder überlassen.¹⁷

Am 14. Januar beschwerte sich Buchhorn bei Graf Wolfegg, daß es seinerzeit

zu Befestigungszwecken viele Eichen ohne Entgelt habe abgeben müssen. Die Stadt sei zwar bereit, solche auch in Zukunft abzugeben, aber unter der Bedingung, daß es ihnen an der sonstigen Kontribution abgezogen werde. Am 21. Januar verlangte Max Willibald von Buchhorn die 80 Gulden Kontribution vom Dezember und am 4. Februar dasselbe vom Januar.¹⁷ Da erneut Spezialbefehl erlassen wurde, daß die Mauern und Türme, auch was sonst noch an den vom schwedischen Feldmarschall Gustav Horn angefangenen Fortifikationen bei der Stadt Buchhorn vorhanden ist, eilends demoliert, geschleift, niedergeissen und dem Erdboden gleichgemacht werden müsse, damit kein Feind darin „Posto fassen und sich verbauen könne“, versprach Max Willibald am 2. März 1643 der Stadt, ihr beim Kaiser behilflich zu sein und daß er ihr die Versicherung ausstellen werde, diese ohne ihr Verschulden vorgenommene Demolition solle ihren Privilegien und Stadtrechten unschädlich sein. Am 5. März baten Bürgermeister und Rat der Stadt, „da wir unserer abgetragenen Stadtmauern halber einem offenen Dorf gleichgemacht worden“, um Salvaguardia, die ihnen Graf Wolfegg auch anwies.¹⁷

Am 30. Januar 1643 morgens um 6 Uhr hatte Konrad Widerhold und Franzosen Überlingen überrumpelt und eingenommen. Deswegen drohte dem ganzen Bodenseegebiet größte Gefahr. Graf Willibald schickte einen Fähnrich zu Wasser nach Buchhorn, Langenargen und Wasserburg mit dem Auftrag, alle dem Feind tauglichen Schiffe nach Lindau in Sicherheit zu bringen. Da die meisten der Buchhorner Schiffe nach Rorschach geflüchtet worden waren, hatte der Abt von St. Gallen, um nicht der Parteilichkeit bezichtigt zu werden, die Schiffe durch seine Leute auf den See hinausführen lassen, um sie dem zu überlassen, der das Recht daran habe.¹⁷

Da Überlingen nun vom Feind besetzt war, eilten Städte, Klöster und Grafen dorthin, um sich wegen der Kontribution mit den Franzosen zu vergleichen. Das schien ihnen sicherer zu sein als eine Plünderung. Auch Buchhorn hatte eine Deputation dorthin gesandt. Diese Stände zahlten jetzt sowohl nach Lindau als auch nach Überlingen, an Freund und Feind.¹⁷

Am 6. Juni schrieb Max Willibald an die Stadt Buchhorn, der Feind nahe mit aller Macht. Er müsse daher die Schiffe, die da und dort noch liegen, in Sicherheit bringen. Sie sollen das große Schiff, das er ihnen zu ihrem Gebrauch verabfolgt habe, sofort zurückschicken. Wegen des nahenden Feindes und weil der Feind in Überlingen sich schon ziemlich stark auf dem See mache, müsse man auch mehr Schiffe auf dem See unterhalten. Sie sollen zugleich mit Eriskirch gute Schiffsleute bereithalten, die man im Notfall auch als Steuerleute gebrauchen könne. In einem Brief vom 16. Juli schrieb Graf Wolfegg an die Stadt, sie solle drei gute starke Schiffsleute bereithalten. Ein gut armiertes Kriegsschiff fahre nächstens vorbei, in welches diese einspringen müßten. Es kam jedoch nicht mehr dazu, da der Feind zurückgeworfen wurde.¹⁷

Bis April 1643 hatte Buchhorn zur Verpflegung der geylingischen Truppen in Ravensburg beizusteuern. Jetzt wurde angeordnet, daß Buchhorn mit Wasserburg und Weingarten wieder ihre Kontribution nach Lindau abliefern sollen. Graf Willibald bat gleichzeitig die kurbayerischen Generalkommissäre, diese Stände mit Einquartierung zu verschonen, da er fast keine Mittel mehr habe, seine Garnison in Lindau zu verpflegen. 1643 wurden 100 Römermonate⁴² bewil-

ligt, wobei der Schwäbische Kreis zu diesen 100 Monaten 1 327 200 Gulden beitrug. Die Stadt Buchhorn traf es bei dieser Kriegssteuer 2000 Gulden. Denselben Betrag hatte Buchhorn auch 1644 zu bezahlen.¹⁷

Im Januar 1644 beteiligte sich Buchhorn an einem Pferdeschmuggel in die Schweiz. Die Pferde wurden im Allgäu gekauft, in Lindau, Wasserburg und Buchhorn in die Schweiz übergesetzt, von wo sie die Schweizer dem Feind verkauften. Es wurde deshalb nach Wasserburg ein Kommando gelegt, das alle Pferde beschlagnahmte und die Roßkäufe einstellen sollte.¹⁷ Im selben Monat hatten Überlinger Franzosen mit einem kleinen Boot, in welchem sie sich als Fischer getarnt hatten, vor Buchhorn ein großes Schiff, das nach Konstanz wollte, überfallen und nach Überlingen entführt. Das Schiff hatte 15 Zentner Karpfen, zwei Faß Wein und Schmalz geladen.¹⁴ Im Dezember 1644 wurden die Quartiere wieder frisch verteilt, Buchhorn blieb Lindau zugewiesen. Die Klagen, daß dem Feind über die Schweiz Pferde und Frucht zugeführt wurden, hörten nicht auf. Graf Wolfegg versicherte dem kaiserlichen Kommissar von Rost, er verpfände seinen Kopf, wenn zu Lindau, Wasserburg, Langenargen oder Buchhorn ein Pferd zu erwerben sei.¹⁷

Das Jahr 1646 kann man das Jahr Konrad Wiederholds nennen. Der französische Heerführer Turenne hatte mit Königsmark und Hessen 14 000 Mann gegen die Reichsarmee im Felde stehen. Außerdem verlautete, daß der Herzog von Engchien mit 15 000 Mann über den Rhein zu gehen im Anzug sei. Es sei zu befürchten, daß ein Teil davon gegen den Bodensee vorrücke. Im August begannen die Hohentwieler umfangreiche Streifereien. Am 3. und 4. September führte Wiederhold einen großen Beutezug bis vor Lindau und Weingarten. Mit 500 Reitern, fast durchweg französische Truppen, plünderte und brandschatzte er die ganze Gegend nördlich des Sees, verheerte alles, zündete Häuser an und verursachte einen ungeheuren Schaden. Es war das Werk weniger Stunden. Auch Buchhorn mußte dranglauben, das in brutalster Weise ausgeplündert wurde. Die nach Buchhorn evakuierten Löwentaler Klosterfrauen halfen nach Kräften mit, zu der großen Brandschatzung beizusteuern. Den Abt von Weingarten schleppte Wiederhold mit auf den Hohentwiel, erpreßte ihm 6000 Gulden Lösegeld und ließ ihn dann wieder laufen. Kapitänleutnant Altmannshausen, der einige Zeit zur Abwehr der Hohentwieler Schnapphähne mit 50 Mann in Meersburg stationiert war, schrieb am 13. November: „Der auf dem Hohentwiel will alles verhergen und verderben, so Gott will, wird dieser Bluthund auch noch einmal zunichte gemacht werden.“ Mitte August 1645 erbeuteten die Hohentwieler in Buchhorn ein Schiff und fuhren damit nach Staad. Max Willibald ließ daher den Buchhornern ihre Schiffe, weil sie selbige trotz ernstlichen Befehls nicht besser verwahrt hatten, wegnehmen und nach Lindau führen.¹⁷

Pfarrer Augustin Rogg von Berg, Dekan des Kapitels Theuringen, wurde im November 1645 in stürmischer Nacht durch Soldaten vom Hohentwiel überfallen, seiner Habseligkeit beraubt und halbnackt auf den Hohentwiel verschleppt. Für seine Befreiung wurden 400 Dukaten verlangt. Am 16. Februar 1646 ließ der Bischof von Konstanz Franz Johann von Praßberg an Geistliche und Laien eine Bitte um Beisteuer ergehen, um den Dekan freikaufen zu können. Endlich widersetzte sich der bayerische Generalmajor Speereuter den Streifereien Wiederholds und setzte ihnen ein Ende.¹⁶

Im Herbst 1646 nahm der Getreidehandel über den See in die Schweiz wieder überhand. Der Truchseß verbot deshalb dem Grafen von Montfort und der Stadt Buchhorn, Getreide über den See passieren zu lassen.¹⁷

Unter gräßlichen Verwüstungen näherten sich im November die Schweden unter General Wrangel dem Bodensee. Am 4. Januar 1647 nahm er durch Verrat die Bregenzer Klause. Bregenz fiel am selben Tag. Eine große Anzahl Schiffe fiel den Schweden in die Hand und sie machten unermeßliche Beute, weil viele ihre Habe nach Bregenz geflüchtet hatten, da sie diese dort sicher wähten. Schon am 5. Januar begann Wrangel die Belagerung Lindaus. Am 10. Januar wurde Schloß Langenargen von den Schweden genommen. Der Schreck, der den Schweden vorausging, war so groß, daß der dort stationierte Korporal Sylvester Frey das Schloß ohne Not und völlig grundlos verließ. 24 Stunden stand es leer, bis der Feind sich getraute, einzudringen. Frey wurde am 23. Januar in Lindau nach gehaltenem Standgericht enthauptet. Von Schloß Langenargen aus machten die Schweden den ganzen Obersee unsicher, ja sie beherrschten ihn nahezu vollständig.¹⁷ Im August brannte infolge Unachtsamkeit das Schloß aus, blieb aber trotzdem bis 1649 im Oktober von den Schweden besetzt.³⁶

Buchhorn hatte seine Rolle im Dreißigjährigen Krieg ausgespielt. Kaum noch hört man etwas von der Stadt. Seine Bedeutung als Festung hatte es durch die Demolierung der Stadtmauern und durch die Schleifung der schwedischen Verschanzungen verloren.

Am 12. Februar 1647 fuhren mitten auf dem See 17 große und kleine Schiffe den See hinunter. Es stellte sich dann heraus, daß diese schwedische Expedition der Insel Mainau geglückt hatte, welche trotz heftigen Widerstandes in einem Schwung überrumpelt und besetzt wurde.³² Am 9. März sprengten sie die Burg auf dem Gebhardsberg und im Juni versuchten die Schweden, die Überlingen besetzt hielten, Lindau die Zufuhr abzuschneiden. Sie verlegten den ganzen Handel nach Buchhorn, Langenargen und Überlingen. Schweizer Schiffe fuhren fast ausschließlich nur noch diese Orte an.⁵

Der Kaplan in Buchhorn klagte im September, daß er aus Ursache dieser elenden Kriegszeiten kaum seinen Unterhalt bestreiten könne. Die Hälfte der Bevölkerung sei vertrieben und der andere Teil so arm, daß ihm schier nichts gereicht werde.⁹

Am 24. Oktober 1648 war der Westfälische Friede geschlossen worden. Die erste Nachricht davon kam am 5./6. November an den See. Der Friedensabschluß bedeutete aber noch lange nicht den Frieden selbst. Die Garnisonen blieben noch, sei es Freund oder Feind, und damit blieben auch die Kontributionen und Abgaben. Auf dem Kreistag in Ulm im Januar 1649 wurden jedem Stand 14 einfache Römermonate auferlegt, die aber bald auf 16 erhöht wurden. Am 8. September lud der Truchseß auf Grund kaiserlichen Befehls vom 17. Juli und 21. August die jetzt und früher an seine Garnison contribuierenden Stände zu Verhandlungen nach Lindau auf den 13. September ein, damit man ihnen die Absichten des Kaisers bekanntgeben könne. Diese Stände waren das Kloster Weingarten, Konstanz mit der Reichenau, Montfort, Wasserburg, Hohenems, Vaduz,

36 Aus der Zeitschrift „Bodensee und Rhein“, Ill. internationale Verkehrszeitung, Jahrgang VII, Nr. 9 und 10, 1902 (Verfasser nicht angegeben).

Buchhorn, Schussenried, Rettenberg und andere fürstliche augsburgische Ämter im Allgäu, wie Füssen, Oberstdorf und Nesselwang. Es wurde ihnen bekanntgegeben, daß die Gesandten der Kurfürsten und die Stände des Reiches zu Münster zur Erstattung der vom Kaiser für das Reich aufgewendeten großen Kosten und zur besseren Zufriedenstellung des kaiserlichen Heeres 100 einfache Römermonate bewilligt habe. Die Stände sollen nun als Abschlagszahlung auf diese 100 Römermonate so viel Geld herschießen, als zur Abdankung der Lindauer Garnison und zur Bezahlung eines Monatssoldes notwendig sei. Dadurch werde die Abdankung beschleunigt und die Stände kämen rascher von diesen Unkosten. Die Stände allerdings erwiderten, daß sie dies unmöglich könnten. Sie seien durch die seit Jahren vielfältig ausgestandenen Kontributionen, Einquartierungen, Durchzüge und Plünderungen, sowie durch die bereits abgelieferten Satisfaktionsgelder an die Schweden zu sehr erschöpft. Auch sei ihnen erinnerlich, daß diese 100 Römermonate wohl begehrt, aber niemals bewilligt worden wären und schließlich und endlich könnten sie ohne Entschließung des Schwäbischen Kreises in so etwas nicht einwilligen.¹⁷

Die im Friedensvertrag den Schweden zugesicherte Entschädigungssumme legte auf die ohnehin verarmten Länder eine neue große Last. Vierzehn schwedische Kavallerieregimenter waren nach dem abgeschlossenen Frieden zur Beitreibung der Gelder in Schwaben eingerückt, welche den Schwäbischen Kreis monatlich 150 000 Gulden kosteten.¹⁵

Am 30. September 1649 wurden in Lindau die Kriegsvölker entlassen. Zur gleichen Zeit wurden auch die Besatzungen in Überlingen, Langenargen und Mainau abgedankt. An den benannten Orten löste man alle Stücke und es wurde in feierlichster Weise das Te Deum gesungen.¹⁷ Die Schweden marschierten nach Ulm und die Kaiserlichen bezogen Quartier im Oberland.³²

Buchhorn hatte im Laufe des Krieges 107 983 Gulden an den kaiserlichen Kriegsdienst bezahlen müssen. Plünderungen von allen Seiten hatten den Bürger seines persönlichen Eigentums beraubt. Der Kaiser mußte mehrmals Moratorien erlassen, um die verarmten Buchhorer vor ihren Gläubigern zu schützen. Trotzdem der Gedanke aufkam, die Stadt ihrem Schicksal zu überlassen und anderwärts ein neues aber sorgenfreies Leben zu beginnen, blieben die Bewohner ihrer Heimatstadt treu.¹

Der Krieg hatte das Geschäfts- und Wirtschaftsleben zum Erliegen gebracht. Der Nachholbedarf war groß, denn viele Kriegsschäden waren zu beheben. Zwar herrschte großer Geldmangel, aber in zusehendem Maße erholte sich die Wirtschaft, Handel und Verkehr blühten wieder auf. Um zu Geld zu kommen, war die Stadt gezwungen, Güter zu verkaufen, so 1656 ein Lehengut zu Seemoos um 3200 Gulden. Auch 1658 verkaufte die Stadt einige Grundstücke und Güter an Abt Dominikus Laymann von Weingarten, wobei die Buchhorer den Abt daran erinnern, daß er ihnen noch 600 Gulden schuldig sei, um welche man bitte.³⁷ Auch die Zünfte regten sich wieder, wie es uns besonders von der Schmiedezunft überliefert ist.³⁸

37 Hauptstaatsarchiv Stuttgart, B 167, Reichsstädt Buchhorn, Büschel 10.

38 MAX MESSERSCHMID, Aus Buchhorns Zunftleben 1655–1679, BGV Heft 81/1963.

Im 1634 zerstörten Hofen begann noch vor Kriegsende der Wiederaufbau. Am 27. Juni 1646 erhielt Zimmermeister Inlickofer den Auftrag zur Erstellung der Geipertorkel um den Preis von 55 Gulden und zwei Eimer Wein, wobei sämtliche Baustoffe vom Kloster gestellt wurden. Auch waren Verhandlungen mit einer Gräfin von Heiligenberg im Gange, die Erlaubnis zu bekommen, von Raderach her Wasser aus einem Weiher in den Mahlweiher der Hofener Mühle einzuleiten.³⁹

Acht Jahre nach dem Brand wohnten in Hofen schon wieder 71 Personen, in Wagershausen 20 und in Seemoos 24 Menschen und bei der Zählung im Jahre 1645 waren in Hofen 72, in Wagershausen 31 und in Seemoos 28 gesessen. 1646 besaßen die 22 Bauern und 2 Frauen in Hofen bereits wieder 7 Rosse, 8 Zugtiere und 36 Melkkühe, außerdem hatten sie 94 Jauchert mit Winterfrucht und 25 Jauchert mit Sommerfrucht „angeblümt“, 78 Mannsmahd Wiesen waren im Betrieb und von 36 $\frac{1}{2}$ Stück Reben hatten sie 335 Eimer Wein gewonnen. 1650 waren 24 Hofstätten wieder aufgebaut, aber noch waren 21 klostereigene und 5 freie Hofstätten „öde“.²⁵ Das Kloster hatte in diesem Jahr 22 Stück Reben zum Anbau verdingt,⁴⁰ und zur Bergung der Ernten schon kurz nach der Zerstörung Behelfsbauten erstellt, wogegen der große Keller im „alten Bau“⁴¹ anscheinend noch benützbar war.

Wie lange die Verwüstungen in Deutschland nachwirkten, beweist die Tatsache, daß 1651 in der Seegegend Wölfe auftauchten, weshalb die Bevölkerung aufgefordert wurde, diese zu jagen, wo sich Gelegenheit dazu böte.³

Die Buchhorner bauten ihr zerstörtes Zollhäusle auf Klostergrund erst 1655 wieder auf.¹⁰ Auch das Kloster Löwental begann noch während des Krieges mit dem Wiederaufbau seiner niedergebrannten Anlagen, aber wie in Hofen dachte man auch hier zuerst an den Aufbau der Wirtschaftsgebäude und erst später an die Klausurgebäude und die Kirche.

So regte sich überall wieder das Leben und bei den Menschen begannen bei der Überfülle der Arbeit das Elend und die Schrecken der vergangenen Kriegsjahre zu verblasen.

Anschrift des Verfassers:

Max Messerschmid, Bauingenieur, D 7990 Friedrichshafen, Eugenstraße 13

39 Hauptstaatsarchiv Stuttgart, B 458/59 Kloster Hofen, Büschel 29.

40 desgl. B 458/59 Kloster Hofen, Büschel 45.

41 WILHELM RITTER, Schloß Friedrichshafen, das ehemalige Kloster Buchhorn-Hofen, Friedrichshafen 1935.

42 Römermonat hieß im alten deutschen Reich in Erinnerung an die früheren Römerzüge der Monatssold für das Reichskontingent. Das waren nach der maßgebenden Wormser Matrikel von 1521 4000 Reisige und 20000 Fußknechte, der Monatssold betrug seit 1541 12 Gulden, so bewilligten die Stände eine Summe von 128000 Gulden.

Die Ravensburg und ihre letzte Erneuerung vor der Zerstörung

VON ALFONS DREHER UND HEINRICH WURM

I. *Geschichtliches*

Bis vor kurzem erwartete niemand, daß unsere Kenntnisse über die alte Ravensburg eine Ausweitung erfahren würden. Ein unvermuteter Fund hat nun doch einen weiteren Aufschluß über die Architektur des einstigen Welfensitzes während der Gegenreformation erbracht. Herr Stadtarchivar Dr. KURT DIEMER (Biberach) entdeckte vor einiger Zeit unter den Beständen des österreichischen Staatsarchivs – Finanz- und Hofkammerarchiv – in Wien eine Bauzeichnung der Ravensburg, die einem Gesuch des Landvogts in Schwaben Georg Ilsung an König Ferdinand I. mit dem später hinzugefügten Datum 9. September 1553 beigegeben worden war. Herr Dr. Diemer hat seinen für die oberschwäbische Geschichte bedeutsamen Fund freundlicherweise dem Archiv der Stadt Ravensburg zur Bearbeitung überlassen. Dafür gebührt ihm der herzlichste Dank aller Ravensburger und der Stadtverwaltung, die sein Entgegenkommen zu schätzen weiß.

Die in Wien ans Tageslicht gebrachten Archivalien legen es nahe, einen knappen Abriß unseres augenblicklichen Wissens von der Ravensburg den bautechnischen Erwägungen vorangehen zu lassen. Es sei dabei von vornherein betont, daß von dem Aussehen der welfischen oder, wie manche wollen, gar vorwelfischen Burg nichts bekannt ist und auch nicht bekannt werden wird, solange keine archäologische Durchforschung des heutigen Veitsbergs stattfindet. Da die Ravensburg sicher eine der ältesten und historisch wichtigsten Burganlagen im deutschen Südwesten war, könnten Grabungen wesentliche Ergebnisse zeitigen, auch auf die Gefahr hin, daß nicht alle Hoffnungen in Erfüllung gehen.

Bekanntlich ist die Burg nicht vollständig verschwunden. Die nach Osten gelegenen Wirtschaftsgebäude und ein in der heutigen Veitsburg steckender Turmstumpf haben die Zeiten überdauert. Dagegen wurde die ebenfalls erhaltene Burgkapelle zum hl. Veit 1833 ohne zwingenden Grund abgebrochen, doch ist ihr Standort hinreichend genau zu lokalisieren: sie erhob sich außerhalb des spätmittelalterlichen, weitgehend reduzierten Burgbezirks auf der ovalen Hochfläche des Veitsberges, und zwar allem Anschein nach im Hof der hochmittelalterlichen Gesamtanlage. Die Schloßgebäude des 15. und 16. Jahrhunderts hätten für eine herzogliche Hofhaltung mit ausgedehnter Verwaltung und für die staufische Prokuration in Schwaben, die einen bedeutenden Teil des westlichen und südlichen Deutschland umfaßte, wohl kaum ausgereicht; diese späte Burg besaß keinen militärischen Wert mehr. Solche Überlegungen zwingen zu dem Schluß, daß die Ravensburg der welfisch-staufischen Epoche das jetzige Bergplateau ganz bedeckte. Dem entspricht noch in der Gegenwart die Führung der Burgstraße,

die, vom Ravensburger Obertor ausgehend, im Uhrzeigersinn den Osthang der steilen Höhe erklettert und in einem südlich gelegenen Geländeeinschnitt unterhalb der Bergkuppe in die entgegengesetzte Richtung umschlägt, d. h., an der Stelle begannen die Toranlagen der älteren Zeit. Ob der erwähnte Geländeeinschnitt, wie schon KARL OTTO MÜLLER vermutete¹, künstlich vertieft wurde, ist nicht mit Sicherheit zu entscheiden; die Möglichkeit bleibt jedoch erwähnenswert.

In den letzten Jahren ist ebenfalls im Anschluß an Müller die These verfochten worden, die günstige Spornlage des Berges habe bereits in vorwelfischer Zeit eine Befestigung des 8. und 9. Jahrhunderts hervorgerufen.² Da es mit einiger Sicherheit so früh auch in Oberschwaben Burgen gegeben haben kann, darf man diese Vermutung nicht von vornherein ablehnen, nur weiß man zur Unterstützung dieser Annahme fast nichts. Das einzige brauchbare Argument dafür bietet der Name Ravensburg.³

Er enthält aller Wahrscheinlichkeit nach den Besitzer- oder Bewohnernamen Ravan oder Raven, der schon im fränkischen Zeitalter in Oberschwaben, wenn auch infolge der Spärlichkeit der Quellen nicht in der Ravensburger Gegend, vorkommt. Die Sprachwissenschaft hält ihn für eine vorwiegend niederdeutsche Wortform und setzt ihn einem hochdeutschen ‚Raben‘ gleich. Der Schluß, der Namengeber sei ein Franke gewesen, gehört daher in den Bereich des Möglichen, nur mahnen die in Süddeutschland nicht seltenen Zusammensetzungen mit ‚Raven‘ in Ortsbezeichnungen zur Vorsicht. Die nächste Frage ergibt sich daraus von selbst: Wann hat dieser Raven gelebt? 839 gelangten die mit den Karolingern versippten Welfen in den zeitweiligen oder dauernden Besitz des Königshofs Schussengau im Gebiet um den namengebenden Flußlauf mit dem Siedlungszentrum an der Stelle des heutigen Altdorf-Weingarten; der dort vor bald 20 Jahren aufgedeckte große Reihengräberfriedhof beweist dies zur Genüge. Dieses karolingische Königsgut verdankt seine Entstehung am ehesten Konfiskationen von Land und Leuten nach dem letzten großen Aufstand der Alemannen gegen die fränkische Herrschaft. Herr des eingezogenen Grundeigentums kann zuvor ein alemannisierter vornehmer Franke der Merowingerzeit gewesen sein; Angehörige des Erobererstammes wurden schon so früh in dem unterworfenen Land an entscheidenden Stellen zur Beherrschung der widerspenstigen Bewohner eingesetzt. Der fragliche Ravan gehörte also möglicherweise in die Zeit der Befriedung Alemanniens um 750 durch die Hausmaier Pippin und Karlmann, nur bleibt er seiner Funktion nach Hypothese und ist nie und nirgends faßbar. Kein Welfe hieß, soweit bekannt, Ravan, es sei denn, ein Mitglied des Geschlechts hätte einen entsprechenden Beinamen geführt. Wie soll man aber die niederdeutsche Wortform erklären? Lüneburg und Braunschweig haben die Welfen erst im 12. Jahrhundert erhalten, und ihre Heiraten mit Frauen aus dem Norden beginnen vermutlich nicht vor der Ehe Welfs IV. mit Judith von Flan-

1 KARL OTTO MÜLLER – Die oberschwäbischen Reichsstädte (Darstell. a. d. württ. Geschichte 8. Bd.), Stuttgart 1912, S. 37 Anm. 1.

2 Ebda. S. 36/37 und folgende Anm. 4.

3 ALFONS DREHER – Das Patriziat der Reichsstadt Ravensburg, Stuttgart 1966, S. 23 ff. u. Anm. 57.

dern oder England. Eine weitere Schwierigkeit bildet die Tatsache, daß Ravensburg aller Wahrscheinlichkeit nach immer mit einem f-Laut gesprochen wurde, denn 1162 nannte sich Welf VI. ‚de Rafensburch‘. Der bekannte Germanist KARL BOHNENBERGER hat daher seinerzeit zur Deutung des Namens einen oberdeutschen ‚Rafo‘ konstruiert, der aber in den Quellen nirgends zu belegen ist.

Versetzt man den Raven nicht ins 8. oder in den Beginn des 9. Jahrhunderts, so bleibt noch eine andere Möglichkeit, ihn zeitlich unterzubringen. Konrad, der Bruder der Kaiserin Judith, Gemahlin Ludwigs des Frommen, ein Welfe, fiel bei seinem Schwager, König Ludwig dem Deutschen, wegen seiner Stellungnahme bei den Reichshändeln in Ungnade und verließ um 860 das fränkische Ostreich. Sein Sohn oder naher Verwandter Welfo hielt jedoch in Oberschwaben aus. Es kann nun sein, daß die Welfen zwischen 860 und dem Regierungsantritt des deutschen Königs Konrad I. (911) den Königshof Schussengau wieder aufgeben mußten.⁴ Somit könnte der Raven in diesem Zeitraum gelebt haben, aber keine Geschichtsquelle berichtet davon. Der Namengeber der Ravensburg führt daher weiter sein schattenhaftes Dasein. Gelebt hat er, aber dies ist auch alles, was man über ihn aussagen kann. Auch der Gedanke, er könnte ein Beauftragter der Welfen im 10. oder 11. Jahrhundert gewesen sein, der im Dienst seiner Herren einen wichtigen Punkt im Land besetzt hielt, führt zu keinem Ergebnis. Es lag doch kein Grund vor, daß die Welfen, die sich im 12. Jahrhundert Herzöge von Ravensburg nannten, einen Raven im Burgnamen festhielten, der höchstens in einer unklaren Erinnerung fortlebte. Das Alter der Burg ist demnach völlig ungewiß und läßt eine Reihe von Hypothesen zu, die alle gleich unsicher sind.

Zum Wohnsitz der welfischen Familie wurde die Ravensburg kaum vor Ende des 11. Jahrhunderts. Im allgemeinen neigte die ältere Geschichtsliteratur dazu, den Aus- und Neubau der Burg dem Grafen Welf II., einem der Hauptparteiänger Herzog Ernsts II. von Schwaben, zuzuschreiben. Dies kann richtig sein, obwohl die einzige historische Quelle, die davon berichtet, der sogenannte Chronographus Weingartensis, diese Angabe nur in einer sehr schematischen Aufzählung macht und die Errichtung der Ravensburg in die Zeit Kaiser Heinrichs II. († 1024) legt.⁵ Selbst wenn eine ältere Befestigungsanlage damals erweitert wurde, war sie vermutlich kein welfischer Wohnsitz, denn die Familie hielt zunächst die Titulatur ‚de Altdorf‘ fest. Noch 1105 hieß Heinrich der Schwarze (von Bayern) ‚Sohn des Herzogs Welf v. Altdorf‘⁶, und der bedeutendste deutsche Geschichtsschreiber des 12. Jahrhunderts, Bischof Otto v. Freising, spricht in seinen *Gesta Friderici I.* zum Jahr 1152 von der famosa familia *Gwelforum de Aldorfo*. Den Beinamen ‚v. Ravensburg‘ haben daher vermutlich erst Welf V. oder sein Bruder Heinrich der Schwarze angenommen. In der *Historia Welforum* wird die Ravensburg erstmalig im Jahr 1088 erwähnt; Welf IV. setzte damals in ihr seinen Gegner Bischof Siegfried von Augsburg gefangen. Der

4 ALFONS DREHER – Über neuere Vorstellungen zur frühmittelalterlichen Geschichte Oberschwabens / *Zeitschr. f. württ. Landesgeschichte* XXVII/1968, S. 419.

5 P. GERARDUS HESS – *Monumentorum Guelficorum pars historica etc.*, Kempten 1784, S. 59.

6 MÜLLER – *Reichsstädte*, S. 41.

Ausbau der Burg zur herzoglichen Wohnung erfolgte vielleicht sogar erst nach dem Tod Welfs IV. (1101). Bezeugt wird, daß Heinrich der Schwarze 1126 in der Ravensburg starb, nachdem er seinem Hauskloster Weingarten als Laienmönch beigetreten war.⁷

Die Burg, deren Bauwerke spätestens um diese Zeit die ganze Berghöhe einnahmen, war von nun an nicht nur fürstliche Behausung, sondern auch welfisches Verwaltungszentrum, zum mindesten für die schwäbischen Stammgüter des Geschlechts. Die Stellung als administrativer Mittelpunkt dauerte bis in den Beginn der Neuzeit an, obgleich seit der Mitte des 14. Jahrhunderts die Bedeutung der in ihr tätigen Verwaltung ständig abnahm.

In der Epoche scharfer Gegensätze zwischen Welfen und Staufern während der Regierung Konrads III. († 1152) trat die Ravensburg einige Male stärker hervor. Heinrich der Stolze, Schwiegersohn Kaiser Lothars, wies der ihm 1127 angetrauten Gertrud v. Sachsen nach der Hochzeit auf dem Gunzenlee (am Lech unweit Augsburg) die Ravensburg bis zum Herbst des Jahres als Aufenthaltsort an.⁸ Damit ist freilich nicht erhärtet, daß beider Sohn Heinrich der Löwe dort geboren wurde, denn er kam wahrscheinlich erst 1129 zur Welt. Dennoch bleibt die Möglichkeit bestehen, daß seine Geburt innerhalb der schwäbischen Welfengüter stattfand, denn er nahm selbst das schwäbische Stammesrecht für sich in Anspruch. Als sein Geburtsort kommt also trotz allem die Ravensburg in erster Linie in Betracht.

1129 versuchte Heinrich der Stolze, seinen Schwager, den Stauferherzog Friedrich II. von Schwaben, anläßlich einer Begegnung im Kloster Zwiefalten gefangenzunehmen, hatte aber dabei keinen Erfolg. Der erzürnte Staufer verwüstete darauf das welfische Territorium in Oberschwaben, u. a. auch Ravensburg. Es wird sich jedoch in diesem Fall weniger um die Burg als um das zu ihren Füßen heranwachsende Suburbium, die spätere Stadt, gehandelt haben (1131).⁹

1133 schickte der Welfe einen seiner Hauptfeinde in Bayern, den Grafen Otto VI. von Wolfratshausen, als Gefangenen auf die Ravensburg,¹⁰ die auch in den folgenden Jahrzehnten ein starkes welfisches Bollwerk in Schwaben blieb.¹¹

Während der erbitterten Fehde Welfs VII. gegen Pfalzgraf Hugo v. Tübingen überfiel Herzog Friedrich v. Rothenburg, ein Sohn König Konrads III., als Helfer des Tübingers 1166 mit einem böhmischen Hilfsheer den Welfen bei Gaisbeuren (Kr. Ravensburg) und zwang ihn zur Flucht in die schützende Ravensburg, die offenbar unbeschädigt blieb.

Nach der Übergabe des süddeutschen Welfenbesitzes um 1179 durch den erbenlos gewordenen Welf VI. an seinen Neffen Kaiser Friedrich Barbarossa spielte die Ravensburg nur noch gelegentlich eine Rolle als fürstliche Wohnstätte, wurde aber immer wichtiger als Verwaltungszentrale. Alle Nachkommen Barbarossas haben sicher zeitweilig die Ravensburg zum Aufenthalt genommen. 1203 hielt

7 *Historia Welforum*, neu hsg. v. ERICH KÖNIG, Stuttgart u. Berlin 1938, S. 28/29.

8 *Ebda.* S. 30/31.

9 *Die Zwiefalter Chroniken Ortliebs und Bertholds* neu hsg. v. ERICH KÖNIG u. KARL OTTO MÜLLER, Stuttgart u. Berlin 1941, S. 234/45.

10 *Historia Welforum*, S. 42/43.

11 *Otonis de St. Blasio Chronica*, ed. Ad. Hofmeister/Script. rer. Germ. in us. Schol., Hannover u. Leipzig 1912, S. 21.

König Philipp v. Schwaben in ihr einen Hoftag ab, bei dem er seine schwäbischen Vasallen zu einem Feldzug gegen Thüringen aufrief und mit dem Prior Martin von Camaldoli, dem Abgesandten des Papstes Innocenz III., verhandelte. Von Friedrich II. bis auf Konradin sind eine Reihe von Angaben vorhanden, die ihren Aufenthalt in der Burg beweisen. Der letzte Staufer erwähnt sogar Ravensburger Bürger in seinem Testament (1268).¹²

Unterdessen war die Ravensburg zum Sitz der schwäbischen Prokuration geworden. Wann dies geschah, ist nicht genau zu bestimmen, aber möglicherweise erfolgte ihre Einrichtung schon in den ersten Regierungsjahren Friedrichs II. (nach 1212). Da der erste von dem jungen König eingesetzte Prokurator Heinrich v. Neifen zur Belohnung für seine Tätigkeit als Erzieher Heinrichs (VII.) vielleicht ein Gut in unmittelbarer Nähe der Burg erhielt, das bis 1246 im Eigentum der Neifen war,¹³ beherbergte die Ravensburg spätestens um 1220 die Prokuration als Zentrum der Haus- und Reichsgutverwaltung in Schwaben. In ihr hatten zweifellos die Nachfolger Neifens, Truchseß Eberhard v. Waldburg und Konrad v. Winterstetten, ihren Amtssitz. In den Geschäftsbereich der Prokuratoren gehörte mit einiger Sicherheit ursprünglich auch das bekannte Reichssteuerverzeichnis von 1241. Nach dem Tod Eberhards v. Waldburg trat sein Sohn Ottoberthold in die Dienste der Ravensburger Verwaltung. Konrad v. Winterstetten, der die Aufsicht über die Reichsinsignien führte und Mitglied der vormundtschaftlichen Reichsregierung für Konrad IV. geworden war, starb 1243 und wurde in seinem Hauskloster Baintd (Kr. Ravensburg) beigesetzt. Schon 1242 erscheint in den Quellen Berthold v. Trauchburg als Prokurator; er verschied aber im gleichen Jahr. Aus den folgenden Jahrzehnten sind keine Prokuratorennamen überliefert. Dennoch ging die Verwaltung in der Ravensburg weiter.¹⁴ Berthold v. Fronhofen und Schenk Heinrich v. Schmalegg waren 1269 und 1270 in ihr als Beauftragte im Amt.¹⁵ Es ist daher mit Sicherheit anzunehmen, daß der gesamte Verwaltungsapparat einschließlich der schriftlichen Unterlagen in die von Rudolf von Habsburg 1274 eingerichtete Landvogtei in Oberschwaben übergeleitet wurde.

Wenige Monate nach seiner Wahl zum deutschen König sandte Rudolf einen seiner Verwandten, den Grafen Hugo v. Werdenberg, zur Übernahme der bisherigen Prokurationsverwaltung nach Oberschwaben. Er hoffte, damit einen günstigen Ansatzpunkt zur Erwerbung des Herzogtums Schwaben und so eine Hausmacht zu gewinnen. Diese Absicht ließ sich jedoch nicht verwirklichen; zu viele Gebiete des einstigen Reichs- und staufischen Hausguts waren bereits in andere Hände gelangt. Zunächst machte sich jedoch Graf Hugo – spätestens im März 1274 – in der Ravensburg an die Arbeit. In seinem neugeschaffenen Amt nannte er sich Landgraf oder Landrichter, da er die richterliche Funktion der Prokuratoren wenigstens teilweise ausübte. Von den umfassenden Ansprüchen König Rudolfs war, wie gesagt, nicht mehr viel realisierbar. Das Territorium der

12 MÜLLER – Reichsstädte, S. 47 Anm. 3 – Wirt. Urk. Buch 6, S. 419.

13 Acta St. Petri in Augia, ed. FRANZ LUDWIG BAUMANN: Zeitschr. f. Geschichte d. Oberrheins 1877, S. 125/26.

14 HANS NIESE – Die Verwaltung des Reichsguts im 13. Jahrh., Innsbruck 1905, S. 267 ff.

15 Wirt. Urk. Buch 7, S. 11 ff. u. 115.

Landvogtei bildete daher kein geschlossenes Ganzes und umfaßte nur ländliche Gebiete, in denen der Flecken Altdorf die größte Siedlung war. Als wertvoller erwies sich anfänglich, daß es gelang, eine beträchtliche Anzahl Stauferstädte an das Reich zu ziehen und der Aufsicht des Landvogts zu unterstellen. Sie wurden dadurch zu Reichsstädten, die aber im Lauf der Zeit eine immer größere Selbständigkeit erreichten, da die Könige nur in ganz seltenen Fällen sie für wenige Tage besuchten und bloß noch nominell Stadtherren waren. Zu ihnen gehörte auch Ravensburg, das vermutlich in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts Stadtrechte erhalten hatte.¹⁶

Der im Vergleich zur einstigen Prokuration stark verkleinerte Geschäftsbereich machte wahrscheinlich einen guten Teil der Gebäude in der Ravensburg überflüssig; sie gerieten daher im Lauf der nächsten Generationen mehr und mehr in Zerfall, der allerdings nur langsam voranschritt. Nachteilig wirkte sich auch für die bauliche Erhaltung der Burg der häufige Wechsel in der Person der Landvögte, die von der augenblicklichen Gunst der Herrscher abhängig waren, auf die Dauer aus. Zudem kam es nicht selten vor, daß Männer fürstlichen oder hochadligen Ranges als Landvögte berufen wurden, die gar nicht im Land ansässig waren und die Betreuung der Geschäfte ihren Stellvertretern und Unterorganen, den Unterlandvögten und Landrichtern, anvertrauten, die ihrerseits wenig für den Bauzustand der Burg taten.

Noch war jedoch die politische und militärische Rolle der Ravensburg nicht ganz ausgespielt. Die neuentstandene Schweizerische Eidgenossenschaft bedrohte nach der Ermordung König Albrechts I. (1308) in steigendem Maß den Zusammenhang der habsburgischen Stammlande in der West- und Zentralschweiz mit der österreichischen Machtbasis des Geschlechts. Schon Albrecht I. hatte daher begonnen, Herrschaften im Norden von Bodensee und Hochrhein zu erwerben. Diese Landstriche wuchsen zwar nie zu einer geschlossenen Einheit heran, bildeten aber doch eine Brücke zwischen den österreichischen Alpenländern und den Besitzungen der Habsburger in der Schweiz, im Breisgau und Elsaß. In dieser Querverbindung gewann die Ravensburg während der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts eine besondere Bedeutung. Sie war immer noch der Mittelpunkt einer nicht unwichtigen Administration und daher nach der Doppelwahl von 1314 für den Habsburger Friedrich den Schönen und seinen Rivalen Ludwig den Bayern erstrebenswert. Der vorangegangene Ausbau des habsburgischen Landbesitzes in Oberschwaben verschaffte Friedrich zunächst ein klares Übergewicht. Wie wichtig die Ravensburg für die habsburgische Partei war, kam gleich im ersten Regierungsjahr Friedrichs zum Ausdruck; er hielt im April 1315 in Anwesenheit zahlreicher Fürsten und Herren große Hochzeitsfeierlichkeiten als König in ihr ab, obwohl seine Vermählung mit Elisabeth v. Aragon wahrscheinlich schon im Vorjahr stattgefunden hatte. Die Königin verbrachte anschließend allem Anschein nach einen guten Teil des Jahres in der Burg, die also noch genügend Platz für eine königliche Hofhaltung bot.¹⁷

Die große Bedeutung, die die Habsburger ihrer Stellung in Oberschwaben beimaßen, wurde kurz vor der Entscheidungsschlacht bei Mühldorf (1322), in der

16 DREHER – Patriziat, S. 35 f.

17 MGH Const. 5 S. 241, 254, 275.

Ludwig der Bayer siegte und sein Gegner Friedrich der Schöne in Gefangenschaft geriet, noch einmal offenkundig. Herzog Leopold, des Königs energischer Bruder, verharrte so lange bei seinen militärischen und politischen Aktionen nördlich vom Bodensee und eilte zu spät Friedrich zu Hilfe. Er vermochte die Niederlage nicht zu verhindern. Das Münchner Abkommen der Gegenkönige von 1325, das Friedrich nur eine Scheinherrschaft beließ, und Ludwigs Romzug (1328–1330) verzögerten das unmittelbare Eingreifen des Kaisers in Oberschwaben.¹⁸

Die Bemühungen der Habsburger um die Reichslandvogtei hatten seine Aufmerksamkeit längst auf diese Nahtstelle der gegnerischen Hausmacht gelenkt. Einige Monate nach Friedrichs Tod (1330) erschien er persönlich auf der Ravensburg und zog die Landvogtei an sich. Wahrscheinlich gedachte er das kleine Territorium der wittelsbachischen Hausmacht einzuverleiben und dadurch die Verbindung der habsburgischen Gebiete nachhaltig zu erschweren oder im Bedarfsfall zu unterbrechen. Ludwig hat in seinen späteren Regierungsjahren versucht, diese oberschwäbische Position auszubauen. 1341 und 1342 ernannte er seinen Sohn Stephan II. zum Landvogt. Der Herzog nahm zeitweilig seinen Wohnsitz in der Ravensburg, überließ aber die Verwaltung der Landvogtei stellvertretenden Landvögten; einer von ihnen war der frühere Ravensburger Ammann Frick Humpiß. Der Kaiser verfolgte mit diesen Maßnahmen die alten Pläne einer Neuerrichtung des Herzogtums Schwaben. Stephan erhielt zwar den Titel eines Herzogs in Schwaben, aber der Tod Ludwigs (1347) machte alle weiteren Bestrebungen zunichte.

Der Aufenthalt Herzog Stephans in der Ravensburg beweist, daß ihre Bauten und Räume für einen fürstlichen Haushalt noch einigermaßen ausreichten. Wenn der von Kaiser Ludwig vor Stephan eingesetzte Landvogt Truchseß Johann v. Waldburg 1336 Ansprüche der Brüder Töllenzler, Pantaleon und Marquard v. Schellenberg – die Familie hat mehrere Landvögte gestellt – an die Ravensburg mit 40 Pfund Pfennig ablöste, so liegt die Vermutung nahe, daß die Schellenberger diese Summe zur Instandhaltung der Burggebäude verwendet hatten.¹⁹

In den Jahrzehnten nach 1347 ging die Ravensburg rasch an Bedeutung zurück. Die luxemburgischen Könige verfolgten in Oberschwaben keine Pläne zur Ausweitung ihrer Hausmacht. Sie benützten die Landvogtei als Objekt der Belohnung für ihre Parteigänger, die deren Verwaltung überhaupt nicht selbst in die Hand nahmen oder nur gelegentlich in ihren Mauern weilten. Infolgedessen zerfielen ihre Bauwerke, so daß der südliche Teil des Burgplateaus mit Ganz- und Halbruinen bedeckt war. Das herumliegende und in einem bruchsteinlosen Land wertvolle Baumaterial wurde von den Umwohnern allmählich abgetragen. Ladislaus v. Sunthain, Historiograph König Maximilians I., ein gebürtiger Ravensburger, kannte diese einstürzenden Burgteile noch vom Hörensagen und schrieb sie drei einstigen Schlössern auf der Berghöhe zu, die natürlich nie nebeneinander da oben standen.²⁰

18 SIGMUND v. RIEZLER – Geschichte Baierns Bd. 2, Gotha 1880/Aalen 1964, S. 360 ff.

19 Johannis Vitodurani Chronica hsg. v. FRIEDR. BAETHGEN, Berlin 1955², S. 192.

MÜLLER – Reichsstädte, S. 76 Anm. 2.

20 Cod. hist. fol. Nr. 250 d. Landesbibliothek Stuttgart.

Immerhin legten die amtierenden Unterlandvögte einen gewissen Wert auf genügende Unterkunft für sich und die anderen Landvogteibeamten. Bereits gegen Ende des 14. Jahrhunderts begegnet in den Quellen als Unterlandvogt Truchseß Hans v. Waldburg mit den vier Frauen, wie ihn die Geschichtsschreibung unserer Zeit wegen seiner vier Heiraten meist nennt. Ihm verpfändete König Sigmund während des Konzils zu Konstanz im Mai 1415 um 6000 rh. fl. die Landvogtei in Schwaben einschließlich der Feste Ravensburg und ihrem Zubehör. Dafür erklärte sich der neue Landvogt offenbar bereit, die eingefallenen Burganlagen in bescheidenerem Rahmen auszubessern. Im August 1417 schlug daher der König 500 fl. zu der Pfandsomme und ersetzte damit dem Truchseß seine bisherigen Auslagen.²¹ Da immer wieder Reparaturen nötig wurden, stieg der Auslösungsbetrag weiter an.

Das Ergebnis der Bautätigkeit des Truchsessen Hans war aller Wahrscheinlichkeit nach eine Beschränkung des eigentlichen Burgbereichs auf das nördliche Viertel der Hochfläche des Bergs. Die Ravensburg verlor dadurch ihre Funktion als befestigter Wohnort des Burgherrn, aber darauf legten die Landvögte keinen Wert mehr; sie fühlten sich unter dem königlichen und bald auch habsburgischen Schutz sicher genug. Aus der Burg wurde die schloßartige Residenz des Stellvertreters der Könige in Oberschwaben. Wiederhergestellt wurde sicher der Palas, in den der alte Bergfried vielleicht noch nicht einbezogen war. Daran schlossen sich im Osten Wirtschaftsgebäude, die für den verkleinerten Bedarf ausreichten. Die Kapelle des hl. Veit aus dem 12. Jahrhundert lag nun außerhalb des Burgbezirks. Die Ravensburg dürfte so etwa den Bauzustand erhalten haben, den die allerdings sehr schematischen Abbildungen in der Bauernkriegschronik des Abts Jakob Murer v. Weißenau (nach 1525) wiedergeben.²²

Die weiteren Schicksale der Burg am Ausgang des Mittelalters sind gut zu übersehen. Sie blieb bis zum Tod Kaiser Sigmunds an die Waldburger verpfändet. Dann führte die Rückkehr der Habsburger auf den deutschen Königsthron zu mehreren Versuchen von ihrer Seite, die Landvogtei samt der Ravensburg auszulösen. 1448 und 1452 erlaubte Friedrich III. seinem Bruder Albrecht v. Österreich den Rückkauf der Pfandschaft; der Erzherzog konnte die benötigten Gelder nicht aufbringen, aber er zwang die Waldburger, die Landvogtei in seinem Namen zu verwalten. Dennoch blieb es auch 1486 bei einer rein nominellen Übernahme des kleinen Reichsgebiets durch Habsburg. In dem letztgenannten Jahr ließ Erzherzog Sigmund von Tirol-Vorderösterreich die Pfandsomme auszahlen, gab aber die Landvogtei gleich wieder an die Grafen v. Sonnenberg-Waldburg.²³ 1497 gestattete König Maximilian I. Jakob v. Landau, dem Bruder eines seiner Räte, die Auslösung. Der neue Landvogt machte sich aber rasch bei den angrenzenden Reichsständen so unbeliebt, daß die betroffenen Nachbarn der Landvogtei lange Jahre hindurch stets von neuem versuchten, ihrerseits das Reichsland einzulösen.²⁴ Es war freilich von Beginn der Verhandlungen an vorzusehen, daß Habsburg niemals zustimmen würde. So führten denn alle Be-

21 ALTMANN – Regesta Imperii 11 Nr. 1658 u. 2508.

22 Originale im Besitz S. D. des Fürsten Waldburg-Zeil.

23 FRIEDRICH METZ – Vorderösterreich 2. Bd., Freiburg i. Br. 1959, S. 655 f.

24 DREHER – Patriziat, S. 167 ff.



Abb. 1 Ausschnitt aus Murers Bauernkriegschronik (nach 1525).



Abb. 2 Ausschnitt aus dem Stadtprospekt des Wenzel Hollar (publiziert 1658), Zustand 1640.

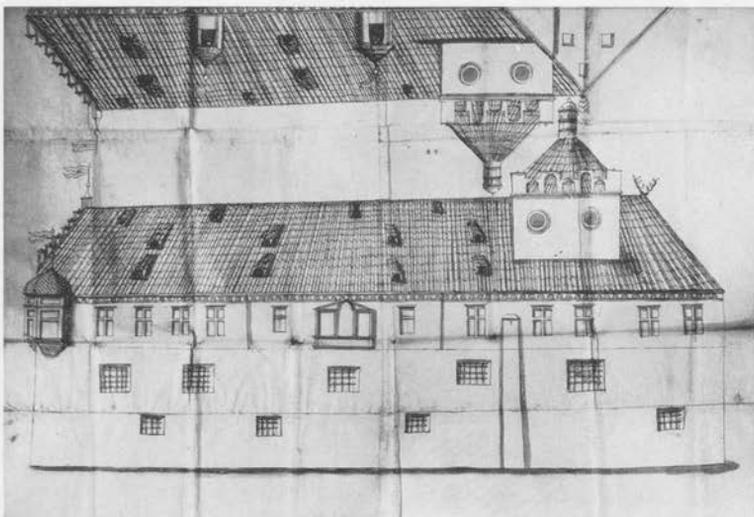


Abb. 3 Bauzeichnung 1553. Talseite.

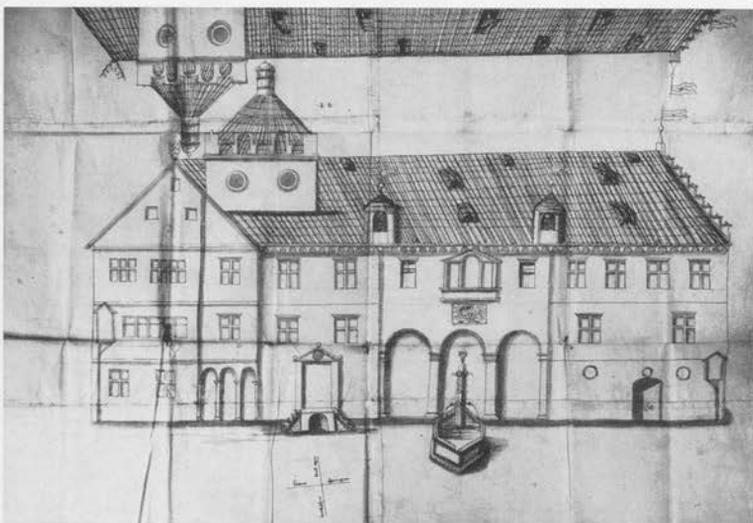


Abb. 4 Bauzeichnung 1553. Hofseite.

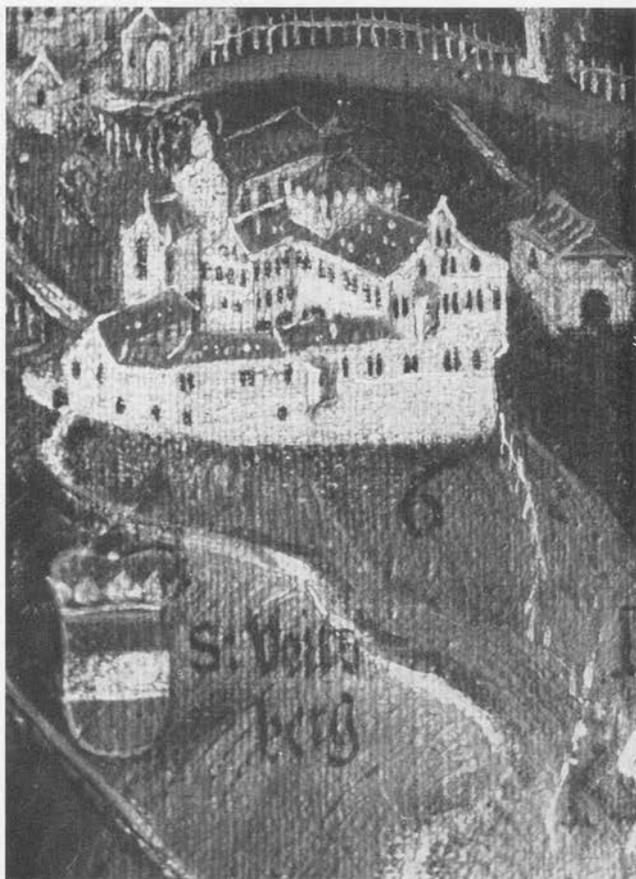


Abb. 5 Ausschnitt aus dem Prospekt Ravensburg-Weißenuau des Andreas Rauch, 1622.

mühungen während der Regierung Maximilians zu nichts. Erst sein Enkel und zweiter Nachfolger Ferdinand I. gab die Pfandschaft pro forma zugunsten seines getreuen Dieners, des Truchsessens Georg III. v. Waldburg, des Bauernjörgs, noch einmal heraus (1529). Sie blieb den Waldburgern bis 1541. Von der ausbedungenen Pfandsomme von 50 000 fl. zahlte die des bisherigen Verhältnisses zu Waldburg müde gewordene Innsbrucker Regierung nur knappe 38 000 fl. und berief als Landvogt den, wie sich erst später herausstellte, reformationsfreundlichen Ritter Hans v. Laubenberg-Wagegg, der seiner religiösen Haltung wegen 1545 abgesetzt wurde.²⁵

Die österreichische Regierung schickte als Nachfolger nur noch bewährte Beamte der eigenen Verwaltung, zunächst den Dr. Georg Gienger von Ulm (1546) und dann 1551 Georg Ilsung aus einer Augsburger Patrizierfamilie. Ilsung hat offensichtlich gerne gebaut – ab 1554 ließ er die schöne Burg Tratzberg bei Jenbach im Inntal nach seinem Geschmack umgestalten und nannte sich Ilsung v. Tratzberg. Er fand die Ravensburg des 15. Jahrhunderts in halbverfallenem Zustand vor und machte sich, anscheinend schon in seinem ersten Amtsjahr, an die Erneuerung seiner Residenz. 1553 war er mit ihrer Instandsetzung so ziemlich fertig. Die nötigen Mittel bewilligte ihm die Innsbrucker Hofkammer aus den Strafgeldern, die die Reichsstadt Ravensburg wegen ihrer Teilnahme am Schmalkaldischen Krieg an König Ferdinand zahlen mußte. Ursprünglich standen dem Landvogt für die Burgreparatur 2000 fl. zur Verfügung, aber die Summe wurde um 100 fl. für die benachbarten Klöster gekürzt. Ilsung steckte rasch mehr als die gewährten Geldmittel in den Bau, wollte aber aus eigener Tasche nicht zu viel ausgeben und richtete daher an König Ferdinand eine Eingabe, in der er den Monarchen bat, ihm seine bisherigen Unkosten zu ersetzen und die endgültige Durchführung seiner Baupläne zu ermöglichen. Zu diesem Zweck fügte er seinem Schreiben, das er wohl in Innsbruck einreichte, eine Bauzeichnung der restaurierten Ravensburg bei. Sie liegt mit dem Gesuch heute im österreichischen Staatsarchiv – Finanz- und Hofkammerarchiv – in Wien unter der Signatur: Reichsakten Fasz. 45 Rb-sgz und sg: Das Schriftstück ist in doppelter Ausfertigung – vermutlich Entwurf und endgültige Form – erhalten. Letztere lautet:

Allerdurchleuchtigster, großmechtigster vnd vnüberwindlichster König, allergnedigster Herr!

Nachdem E. (Ewerer) Rö. (Römisch) Kü. (künglichen) M. (Majestät) schlos Rauenspurg allters halben dermassen bawfellig worden vnd ergangen, das sonderlich der ein stockh nimer bewont werden mögen, vnnnd also die hochvnuermeydlich notturfft erfordertt, das dasselbig abgetragen vnnnd vonn neuem wider gebautt würde, so haben E. Rö. Kü. M. vergangen acht vnnnd vierzigisten jars von der statt Rauenspurg aufferlegtem Straffgeltt zwey tausent gulden verordnet vnnnd beuolchen, an gemeltem schlos zu verbawenn.

Weill aber E. Rö. Kü. M. den gottsheusern in der Lannduogtey Schwaben für den schaden, so sy inn vergangnem Schmalckaldischem zug erlitten, eilff hundert

25 JOSEF VOCHSEZER – Geschichte des fürstl. Hauses Waldburg 2. Bd., Kempten 1900, S. 720 ff. u. 755 ff.

HEINRICH GÜNTNER – Gerwig Blarer – Briefe u. Akten 1. Bd. (Württ. Gesch.-Quell. 16. Bd.), Stuttgart 1914, S. 526.

gulden zu ergetzlichkaiit aller gnedigst verwilligt vnnd zu völliger erstattung der selbenn hundert guldin von ernantem bawgeltt gegeben werden müessen, so seindt mit mer als neunzehen hundert gulden ze verbauen beliben. Darauff hab ich verschinen ein vnnd fünfzigisten jars, als ich der ennden auffziehen welen . . .

Textversion im Entwurf:

. . . gedachten baw durch der stat Augspurg wergkmaister beratschlagen lassen . . .

. . . gedachten baw durch verstendige werckmaister berattschlagenn lassen vnnd gleichwoll anfangs befunden, weill der altt zergangen stockh so abgebrochen vnnd der blatz so wider gebauvt werden müessen, an im selbs so gros vnd namlich einhundert vnnd sechs vnnd neunzig werckschuech lang vnnd fünfzig braitt, das ich gleich anfangs sorg getragen, das gemelte neunzehenhundert gulden nit gelanngen künden, wo anderst was bestendigs vnnd werhaffts gebaut werden soltt. Dieweill aber das rigelwerckh in gemeltem schlos an ettlichen orten eins theils gar eingefallen vnnd sonst eins theils so gar erfaultt, das gemelatter baw on grosse geferlickait nitt lenger eingesteltt werden künden oder mögen, so hab ich mich des selben vnndersteen müessen, vnd als ich das erfaultt rigelwerckh vnd zimmer weeg raumen lassen vnnd auff die recht grundtmaur komen, das vorhabens wider darauff auffzefaren, hab ich befunden, das die selbig vor jaren durch prunnst dermassen verdorben, das ir nitt mer ze vertrauen gewesen. Derhalben ich sy den merertheils wider abtragen vnnd schier von grundtauf wider auffbawen müessen. Deßwegen dann auch die bewilligt suma desto weniger geraichen mögen. Damit ich aber mit gedachten neunzehenhundert gulden desto weitter gelangen möcht, so hab ich bey den vmbbligenden gottsheusern Weingarten, Aw vnnd Painnt vnnd denen von Rauenspurg vnnd dan bey der Landtuogtei hindersessen souill erhalten, das sy mir allen kalch, ziegl vnnd stainn vmb ein rechters dan sonnst gewendlich ze kauffen geben, dieselben auch sampt allem holdswerckh, den stain in fenstern, den deuchlen vnnd was ich sonnst zum baw gebraucht, alles ein zimlich weitten weg vnnd gar den berg hinauf ins schlos gar vmb ein rings gefiert, also das ich durch ir hilff ettlich vill hundert gulden am baw erspart, darneben auch die sachen dermassen befürderet, das ich gemelthen baw durch hilff gutter nachpaurn bis an ettliche in gepew vnnd besserung des thors verricht, wie E. Rö. Kü. M. ganntz aigentlich auß hie- neben ligenter verzeichnus aller genedigst ze vernemen.

Vnnd nachdem auch bemelts schlos auf einem berg sechs vnnd funffzig klafftern hoch gelegen, derhalben bisher kain lebendig wasser darauff gepracht werden mögen, vnnd ein lanndtuogt das wasser jeder zeitt durch ein ösell mit grosser vngelegenheit hinauff tragen lassen müessen, so hab ich souill weg gesucht, bis das ich ein brunenflus von guettem, hörtem wasser auf der statt Rauenspurg grunden gefunden vnnd souill bey inen erhalten, das sy gemelthen brunenflus E. Rö. Kü. M. zu vnderthenigistem gefallen bewilligt, darneben auch vergont, den selben durch ire grundt hinauf von einem berg zue dem andern, sibenhundert deichlenn weitt ins schlos zefüeren. Darauff ich mich der sachen vnderstanden vnnd ein guten rörprunnen mit drey rören hinauff gar ins schlos gepracht, dardurch jetz ein lanndtuogt nitt allain wassers gnueg zu all seinner not-

turfft gehalten, sonnder auch im vall einner feurs nott das ganntz haus erhalten werden mag, vnnnd an obgemeltem schlos vnnnd disem brunnen baw in alles bis in acht oder neunhundert guldin vngefarlich vber E. Rö. Kü. M. gethonne bewilligung verbauen müessen, wo ich annderst den rörbrunnen als das nottwendigest stuckh machen vnnnd den angefangnen baw vngewittert halben vor schaden verhüetten vnnnd den selben der notturfft nach verrichten wellen.

Textversion im Entwurf:

Was dann das vbrig, so noch zebauen vnnnd nit vmbgangen werden khann, betrifft, befinndt ich, das eerstlich der portigkh vnnnd dann noch drew gewelber, darin der Lanndtuogtey schrifften vnnnd ander notturfft zebehalten, gewelbt vnnnd das haus inen vnnnd aussen verworffen werden mueß. Darnach so sondt noch alle inngebew, darzue aber ein zimlicher vorrath vorhanden, auch zemachen, deßgeleichen auch ein großer korenn khasten zue berierter Lanndtuogtey jährlichen traidt gülden, dann dieselben biß annher nit onn geringen nachtail an frembten ortten behalten oder mit vnstatten verkhaufft werden miessen.

Zum driten so ist auch die cappel zebessern vnnnd ein new thor, prugkh vnnnd prusstwheher zemachen, dann das alt thor so vbl versechen, das ein lanndtuogt so uil leit amts halber auf sich laden mueß, khain stund sicher im schloß wonnen khann, wie dann E. Rö. Kü. M. solches alles von derselben rat Herrn Georgen Giengern grüntlichen zeerfaren.

Damit aber E. Rö. Kü. M. ein lautern bericht habe, was vnnkosten zue verrichtung ietzemelts vorsteennenden bauß noch aufgeen möcht, so hab ich dennselben durch E. Rö. Kü. M. zeug vnnnd bawmaister zue Bregenntz Vlrichen Rötten, der stat Rauenspurg baw vnnnd brunnenmaister vnnnd eetlichen maurern vnnnd zimmerleüthen vnnnd dann der Lanndtuogtey ambleüten vberschlagen lassen. Die vermainen, wo die inngebew allain mit gemainem holtz vnnnd aufs schlechtist außgemacht werden sollen, das solches alles, wie oben gemelt, so gemaine lanndtschafft vnnnd die vmblichen prelaten ir hilf wider dar zue thuen würdennt, noch mit tausennnt gulden verricht werden möcht . . .

Dieweill dan, allergnedigister künig, ich zu verrichtung dises baws von den vmblichten prelaten, der statt Rauenspurg vnd gemainer lanndtschafft der Landtuogtey Schwaben souill vorthails wie vorgemeltt erlangt, vnd also disen ansehnlichen, grossen baw wider menicklich vermuetten . . .

Textversion im Entwurf:

. . . mit einem so geringen gelt dermassen nummer merer thails verricht, das ich woll wais, wo der allerding vollennndt wirdet, das onn berüem ze melden khain haus in hieiger(!) lanndtsart dises weder der frembden welschen art noch auch lussts vnnnd gelegenheit halber vbertreffen wirdet . . .

. . . mit einem so geringen geltt nuhmer so weitt gepracht, wo der allerding vollennndt, das E. Rö. Kü. M. oder derselben geliebten sön, meine gnedigiste Herrn, an iren für vnnnd durchzügen (weill doch E. Rö. Kü. M. in derselben gantzen Lanndtuogtey Schwaben sonst kain wonung haben) nit vngelegen herberg alda finden, sonder auch, on berühem zemelden, kain haus in vmblichter lanndgart dises vbertreffen wirdet. Demnach so gelanggt an E. Rö. Kü. M. mein vnderthenigist, gehorsamist bitt, die geruechen, disen ansehnlichen, schönen baw von eins ringen geltts wegen nitt stecken, sonder den selben E. Rö. Kü. M. vnnnd der Lanndtuogtey ehrenn vnd notturfft nach gnedigist vollenden zelassen vnnnd der selben Oberösterreichischen regierung vnd chamber ze beuelhen, comissari ze

ordnen, von mir solches baws halber raittung zu empfachen, vnnd was sy durch erbere, guette raittung befunden, das ich (ich) vber die bewilligt suma verbaut, das selbig ze bassiern vnnd mir beuelch zegeben, den vbrigen baw, so sich vngefarlich auff vierhundert guldin erstrecken möcht, gar an sein endt zebringen. Vnnd damitt aber solches mit desto minderm vncosten bescheiden mög, so gelangt an E. Rö. Kü. M. mein vnderthenigist bitt, die geruechen, ein vaß kupffer von dem hüttwerckh zu Rottenberg im Ynthall dartzue ze verordnen, daruon die rynnen an dechern vnnd zistern gemacht werden mögen. Damit auch angeregter baw desto fürderlicher vnd noch diß jar zu endt gepracht werden mög, so bin ich des gehorsamen erbietens, was noch verner ze verbauen, mittler zeitt darzeleichen, bis ich mich des selben von den gefellen berüerter Landtuogtey künfftig wider bezallen kan. Daran ertzaignen E. Rö. Kü. M. ein loblich, romlich vnnd der Lanndtuogtey halber ein nottwendig, guett werckh.

E. Rö. Kü. M. mich jeder zeitt in aller vnderthenickaitt zu gnaden beuelhent

E. Rö. Kü. M.

underthenigister vnnd gehorsamister dienner
Georg Ilsung landuogt inn Schwaben.

Die Eingabe selbst enthält kein Datum, doch hat eine spätere Hand (19. Jh.?) über ihre erste Zeile den 9. September 1553 gesetzt. Dieser zeitliche Ansatz dürfte richtig sein.

Der Entwurf – um einen solchen handelt es sich, wie die Einschiebsel und Korrekturen beweisen – müßte etwa ein halbes Jahr früher anzusetzen sein als die vorstehende Eingabe. Ob eine entsprechende Bittschrift Ilsungs eingereicht wurde, bleibt eine offene Frage, denn der Tenor der beiden Schreiben ist weitgehend der gleiche. In dem älteren berichtet der Landvogt über Einzelheiten, die ihm während des Baus wichtig waren, später aber an Bedeutung verloren. So erwähnt er als Sachverständige, die er bei seinem Vorhaben heranzog, einen Augsburger Werkmeister (ohne Namensangabe), den Bregenzer Zeug- und Baumeister Ulrich Rot oder Röt, den Ravensburger Bau- und Brunnenmeister (ebenfalls ohne Namen) und als Gewährsmann seinen eigenen Vorgänger Georg Gienger. Einige Details zu den Renovationsarbeiten fehlen in der Haupteingabe, z. B. die Ausbesserung des Burgtors, der Grabenbrücke, der Brustwehren und der Kapelle. Die Kostenberechnungen differieren um 100 fl. in der Aufstellung des Fehlbedarfs (500:400 fl.). Am eigentlichen Tatbestand änderte sich nicht allzu viel.

Mehrere Ravensburger Stadtprospekte, die zwischen 1605 und 1630 fertig wurden, legen die Vermutung nahe, daß der Bauplan Ilsungs im großen ganzen verwirklicht wurde.²⁶ Seine architektonische Beschreibung und Würdigung wird sich dieser historischen Einführung anschließen. Jedenfalls steht fest, daß die Wiener Zeichnung Auskunft darüber gibt, wie die Ravensburg vor ihrer Zerstörung, abgesehen vielleicht von der einen oder anderen Einzelheit, sich dem Auge des Betrachters darbot. Wie viele Umbauten diesem letzten Zustand vorangingen, bleibt zunächst unklar. Hier kann nur eine archäologische Untersuchung die Erweiterung unserer Kenntnisse bringen. Hoffentlich wird sie eines Tages durchgeführt.

²⁶ MAX SCHEFOLD – Die alte deutsche Stadt Bd. IV Baden-Württemberg (Stuttgart 1961).

Die Vorgänge, die die Vernichtung eines Großteils der späten Burganlage zur Folge hatten, sind ziemlich genau bekannt. Der Feldzug der schwedischen Armee unter Wrangel in Oberschwaben (Winter 1646/47) fand mit der Einnahme der Bregenzer Klause und der Zerstörung der Feste Hohenbregenz (Gebhardsberg) trotz des weiteren Vormarschs schwacher Kontingente in Vorarlberg im wesentlichen seinen Abschluß. Die vom Krieg heimgesuchten Landstriche hatten unsäglich gelitten. Das schon zuvor fast ausgeblutete und verwüstete Gebiet im Norden des Bodensees wurde nochmals gründlichst ausgeplündert. Die wenigen Burgen, die bisher der Zerstörung entgangen waren, gingen in Flammen auf, damit kein Gegner sich darin festsetzen konnte. Merkwürdigerweise entrann jedoch die Ravensburg noch für kurze Zeit dem Untergang. Nach dem Abzug des schwedischen Heeres blieb in der Stadt Ravensburg eine schwache Besatzung von 60 Reitern unter dem Befehl des Majors Johann Nachtigall zurück; sie unterstand der schwedischen Kommandantur in Überlingen. Als nun österreichische Truppendeinheiten des Obristen Kaspar Schoch nach dem Rückmarsch der letzten kleinen Feindabteilungen aus Vorarlberg langsam und vorsichtig in die angrenzende oberschwäbische Landschaft vordrangen, wurde die Lage der schwedischen Besatzung in Ravensburg äußerst unsicher. Schoch besetzte schließlich die Ravensburg mit seinem Vorarlberger Aufgebot, wagte aber keinen Angriff auf die Stadt, sondern begnügte sich mit einer wenig wirksamen Beschießung aus kleineren Stücken. Nach drei Tagen ging er wieder zurück, und zwei Tage später, am 20. August 1647, brannte der Palas der Burg in den Nachtstunden bis auf den alten, in das Gebäude einbezogenen Bergfried nieder, der dem Feuer widerstand. 11 Tage später marschierte Nachtigall mit seiner Truppe ab. Kurz darauf besetzte Schoch die Stadt und ließ nach den Schuldigen am Schloßbrand fahnden. Wirklich brachten ausgeschiedte Streifen den schwedischen Soldaten Kaspar Eggert und den Ravensburger Papierer Wolfgang Frey als Gefangene ein. Sie wurden, wahrscheinlich zu Recht, der Brandlegung beschuldigt. Nach einem längeren Verhör, dessen Akten verlorengingen, ließ Schoch die beiden Missetäter an einem Baum bei der Brandstätte hängen. Es ist wenig glaubwürdig, daß die Brandstifter ohne Wissen und Zustimmung Nachtigalls handelten. Der erwähnte Bergfried oder Turmstumpf, die Kapelle und die Wirtschaftsgebäude der Burg im Osten entgingen der Zerstörung.²⁷

Seitens der österreichischen Regierung geschah nichts mehr zu einem Wiederaufbau des ‚Schlosses‘, das bis dahin wohl nur noch als Wohnsitz für den selten anwesenden Landvogt gedient hatte. Die Landvogteiverwaltung war, vielleicht schon seit dem 15. Jahrhundert, allmählich nach Altdorf (Weingarten) verlegt worden. Noch während Ilsungs Amtszeit gab man in Innsbruck dem Landvogt einen Verwalter bei, der die anfallenden Geschäfte in der Hauptsache erledigte. Die Regierung kehrte nach 1600 zur Berufung einheimischer Adliger als Landvögte zurück. In dieser Eigenschaft begegnen vor und im Beginn des 30jährigen Kriegs ein Fugger von Kirchberg-Weißenhorn, nach 1630 ein Waldburg-Zeil, und dann vererbte sich das Amt seit etwa 1640 in der Familie der Grafen v. Königsegg, die es fast bis zum Preßburger Frieden (1805) innehatten. Alle diese adligen

27 DREHER – Patriziat, S. 333 ff.

Herren hatten ihre Schlösser in der Nähe und brauchten als Landvögte keine eigene Residenz mehr.

Die vom Brand verschonten Burggebäude wurden, vielleicht schon im 17. Jahrhundert, an Landvogteiuntertanen oder Ravensburger Bürger verpachtet, die in ihren Räumen Sommerwirtschaften betrieben. Auch die gehobene Gesellschaft der Reichsstadt verschmähte es nicht, in der Halbruine Gastereien zu veranstalten. Dort war man den Augen der gestrengen Obrigkeit entrückt und konnte sich gehen lassen. Dabei gab es freilich von Zeit zu Zeit wüste Raufhändel und Schlägereien unter den Betrunkenen. Die Landvogteiverwaltung war daher vermutlich froh, daß die Innsbrucker Regierung nach längeren Verhandlungen der Jahre 1746–1749 dem Ravensburger katholischen Magistrat gegen Zahlung von 3000 fl. den Burgberg als österreichisches Lehen übergab; die hohe Obrigkeit verblieb der Landvogtei. Die evangelische Bürgerschaft der Stadt hat diese Regelung nicht gern gesehen und weigerte sich, zu den Unterhaltskosten des nunmehrigen Veitsbergs beizutragen.²⁸

Die in diesem Zusammenhang aufgelaufenen Schulden rührten wohl von dem Umbau her, den der Altshäuser Baudirektor und Ravensburger Bürger Johann Kaspar Bagnato an dem erhaltenen Bergfried in den Jahren 1751/52 vornahm. Infolge der ungünstigen Finanzierungsmöglichkeit dachte man katholischerseits um 1780 an den Verkauf der Veitsburg. Nun entschloß sich der evangelische Rat, sie mitzübernehmen. Die Belehnung beider Religionsteile der Stadt erfolgte 1784.²⁹

Nach der Mediatisierung Ravensburgs verlangte die bayerische Regierung zur Deckung der reichsstädtischen Schulden den Übergang des Veitsbergs in Privathände. 1807 kam sie so in den Besitz eines Ravensburger Patriziers, des Regierungsdirektors und späteren Generalkommissars in Vorarlberg und im Illerkreis Maximilian Balthasar Ludwig v. Merz³⁰. Dann wechselte sie mehrfach den Eigentümer. Einer von ihnen, der Güterhändler und Flaschner Friedrich Beck, ließ 1833, wie eingangs erwähnt, unnötigerweise die Veitskapelle abreißen. Erst 1875 ging der Burgberg in das Eigentum der Stadt über.³¹ Nicht ganz ein Jahrzehnt später hielt man den Bagnatobau nicht mehr für zeitgemäß und versah ihn an der Westseite mit einem architektonisch mangelhaften Aussichtsturm.

Die Palasruine wurde, möglicherweise im Anschluß an die Renovierung von 1752, eingeebnet. Die Trümmer liegen heute unter den Terrassen am Bergrand. Da die leeren Flächen als unschön empfunden wurden, errichtete man in ihrer Nordwestecke einen bescheidenen Pavillon in anspruchsloser Holzkonstruktion, der 1892 einem schweren, jetzt wieder beseitigten Zementtempel weichen mußte.

A. D.

28 Stadtarchiv Ravensburg B. 1024 b, 1030 a–c u. 1497 a–1499 a.

29 Ebda. u. Ravensburger Ratsprotokolle.

30 Stadtarchiv Ravensburg B. 1994 c.

31 TOBIAS HAFNER – Geschichte der Stadt Ravensburg, Ravensburg 1887, S. 22.

II. Bautechnische Betrachtung

Die Abbildung des Ravensburger Veitsburg-Schlusses im Besitz des Österreichischen Staatsarchivs Wien mit dem Datum 1553 ist in mancher Beziehung bemerkenswert.

Es ist eine Federzeichnung auf Papier, Blattgröße 86/83 cm, aus verschiedenen Bogen zusammengesetzt. Kein üblicher Bauriß, keine sorgfältig gezeichnete Visierung. Der Strich ist flott und sicher, eher etwas grob, mit der freien Hand, nur wenig mit dem Lineal gezogen. Dagegen sind gewisse Details sorgfältig und mit Sinn für das Dekorative dargestellt. Schatten sind an den Hauskanten mit Blei, auf den Fensterflächen mit dem Tuschepinsel angedeutet. Auf perspektivische Darstellung wurde verzichtet, ebenso auf jede Art von Figuren- oder Baumstaffage. Wahrscheinlich standen dem Zeichner nur Risse für die neuen Teile zur Verfügung, und so mußte er sich das Bild selber vervollständigen, zumal manches noch gar nicht fertig war, als er die Zeichnung schuf. Sicher haben die Bauleute vieles an Ort und Stelle improvisiert. Das Foto vermittelt nur ein entstelltes Bild der Zeichnung; durch die Stöße der Bogen, durch vielerlei Faltung und durch das Zusammensetzen der Kopien erscheinen die Linien und Flächen vielfach unterbrochen, krumm und verzogen, worunter der Gesamteindruck erheblich leidet.

Auf der Zeichnung ist das Schloß in der West- und der Ostansicht dargestellt. Der die Zeichnung fertigte, war kein Mann vom Bau; viele Einzelheiten lassen sich nicht so ausführen, wie sie abgebildet sind. Der Künstler hat nach seinem Auftrag das Konterfei des neuen Schlosses gefertigt, keine Vorlage für die Bauleute. Der heute noch erhaltene 9 m breite Turm ist auf der Zeichnung 12 cm breit abgebildet, was einem Maßstab von 1:75 entspricht. Dieser Maßstab ist, soweit man das z. B. an Fenstergrößen und auch am Lageplan kontrollieren kann, auf der ganzen Zeichnung ziemlich durchgehalten. Auch die von Georg Ilsung in seinem Brief an den König erwähnte Länge des Baues von 196 Werkschuh = rd. 62 m entspricht annähernd der Zeichnung.

Überblickt man den ganzen Bau, so merkt man gleich, daß es sich um keinen Neubau im üblichen Sinn handelt. Der Baumeister mußte sich nach den vom Vorgängerbau noch vorhandenen Teilen richten, die man beim Studium der Zeichnung mehr ahnen, als präzise bezeichnen kann, doch ist wahrscheinlich im Ilsung-Brief mit dem „zergangenen“ und wieder aufzubauenden „Stock“ hauptsächlich das Obergeschoß gemeint. Auch ohne die Grundrisse, und damit die Inneneinteilung zu kennen, läßt sich an den beiden Ansichten ablesen, daß es sich hier nicht um eine Burg oder Festung, sondern um ein Schloß für Wohn- und Repräsentationszwecke handelt. Zur Verteidigung gegen einen feindlichen Angriff, womöglich mit Feuerwaffen, war es nicht eingerichtet. Andererseits hat das Gebäude nichts von der steifen Feierlichkeit der Renaissanceschlösser seiner Zeit. Trotzdem hat es in hohem Maße das, was man Stil heißt. In seiner freien, aber kultivierten Formensprache erinnert es an einen Tiroler Ansitz.

Der stattliche Bau hat an seinem Südende einen nach Osten vorspringenden Flügel mit Giebeldach. Die Länge dieses Flügelbaues und seine Verbindung mit dem Hauptbau ist weder aus unserer Zeichnung noch aus den vorhandenen alten Abbildungen klar erkennbar. Man möchte annehmen, daß überhaupt das Süd-

ende des Baues von dem Strebepfeiler auf der Westseite an samt dem Turm und dem nach Osten vorspringenden Flügelbau noch auf einen mittelalterlichen Rest zurückgeht. Darauf deutet auch die unregelmäßige Anordnung der Fenster, besonders in dem Ostgiebel mit den typisch spätmittelalterlichen drei-vier- und fünfteiligen Reihenfenstern hin. Auch der starke Mauerpfeiler auf der Westseite läßt hier auf eine Baufuge schließen. Merkwürdig ist die nicht in den Maßstab des Ganzen passende dreiteilige Rundbogenarkade in der rechten unteren Ecke des Flügelbaus. Technisch unmöglich ist die äußere Halbsäule, die als Wandpfeiler allenfalls denkbar, hier aber freistehend dargestellt ist, dabei stehen die beiden neuen Fenster darüber auf der Achse dieser Dreierarkade. Vielleicht hat die Schrägstellung, bezogen auf den Hauptbau, dem Zeichner hier Schwierigkeiten gemacht.

Der aus dem Schloßdach herausragende Turm ist, wenn auch in veränderter Form, zum großen Teil heute noch erhalten. Mitten in dem Gebäude konnte er nur als Ausguck, vielleicht auch noch als repräsentatives Symbol einer stolzen Burg dienen, wie man solche Türme heute z. B. an vielen Tiroler Ansitzen findet. Letzte Zuflucht konnte der Turm nicht mehr sein, denn im Ernstfall wäre die Besatzung inmitten des brennenden Schlosses elend umgekommen. Ilsungs Baumeister hat ihn mit Rundfenstern, Gesims, Zierbrüstung, Zeltdach und Laterne herausgeputzt. Diese Laterne ist eine verkleinerte Wiederholung des achteckigen Oberteils des Ravensburger Blaserturms mit den zwei Quergurten, den Rundbogenfenstern und dem Harthäuser-Zwiebeldach³² samt den Bogengiebelchen. Repräsentativ ist die gegen den Hof zu gekehrte Ostfront des Schlosses. Der Mittelteil ist durch eine dekorative Gestaltung herausgehoben. Hinter der dreiteiligen Bogenarkade liegt wahrscheinlich eine durch die beiden unteren Stockwerke gehende Halle mit schöner Treppe. Über der Arkadenmitte ein dreiteiliges Fenster mit größerem rundbogigem Mittelteil, nach Art einer Ädicula mit Dreiecksgiebel, Gewände und Sockel, wahrscheinlich etwas vor den Hausgrund vorgezogen. Dieses Motiv sucht man in jener Zeit in Oberschwaben ebenso vergeblich wie in Ulm oder Augsburg. Hier an Palladio zu denken, wäre wohl etwas hoch gegriffen, käme auch zeitlich kaum in Betracht. Jedenfalls würde man sich nicht wundern, die Vorlage in einem der damals in Mode kommenden Traktate zu finden. Dieselbe Partie findet sich auf der gegenüberliegenden Westseite. Unter der Ädicula auf der Ostseite ein flott gezeichneter Wappenadler. Hier liegt sicher ein durch die ganze Gebäudetiefe gehender repräsentativer Saal. Zwei Dachgauben betonen noch weiter diese Mittelpartie, von der man nicht deutlich sehen kann, ob sie gegenüber dem Hausgrund vorgezogen oder zurückgesetzt ist. Das Obergeschoß mit den Repräsentationsräumen zielt an der N.-W.-Ecke ein Erker im Stil der Zeit, der sich aber nicht zum weiten Schussental mit dem Bodensee und dem Alpenhorizont wendet, sondern zur unten liegenden Stadt. Sein etwas gedrücktes Zwiebeldach gleicht dem der Turmlaterne und vor allem dem des Blaserturms, der, um dieselbe Zeit, wie das Veitsburgschloß, nach dem Visier des Goldschmieds HANS HARTHAUSER³² erstellt wurde. Links von den Hauptarkaden ist über einer zweiläufigen Treppe ein Tor mit Gewände und Dreiecksgiebel,

32 Laut Inschrift über der Turmtüre. – s. HAFNER (Anm. 31), S. 546; ALBERT KNÖPFLI – Kunstgeschichte des Bodenseeraumes, Bd. 2, J. Thorbecke Verl. 1969.

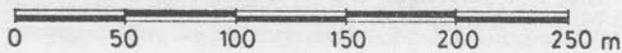
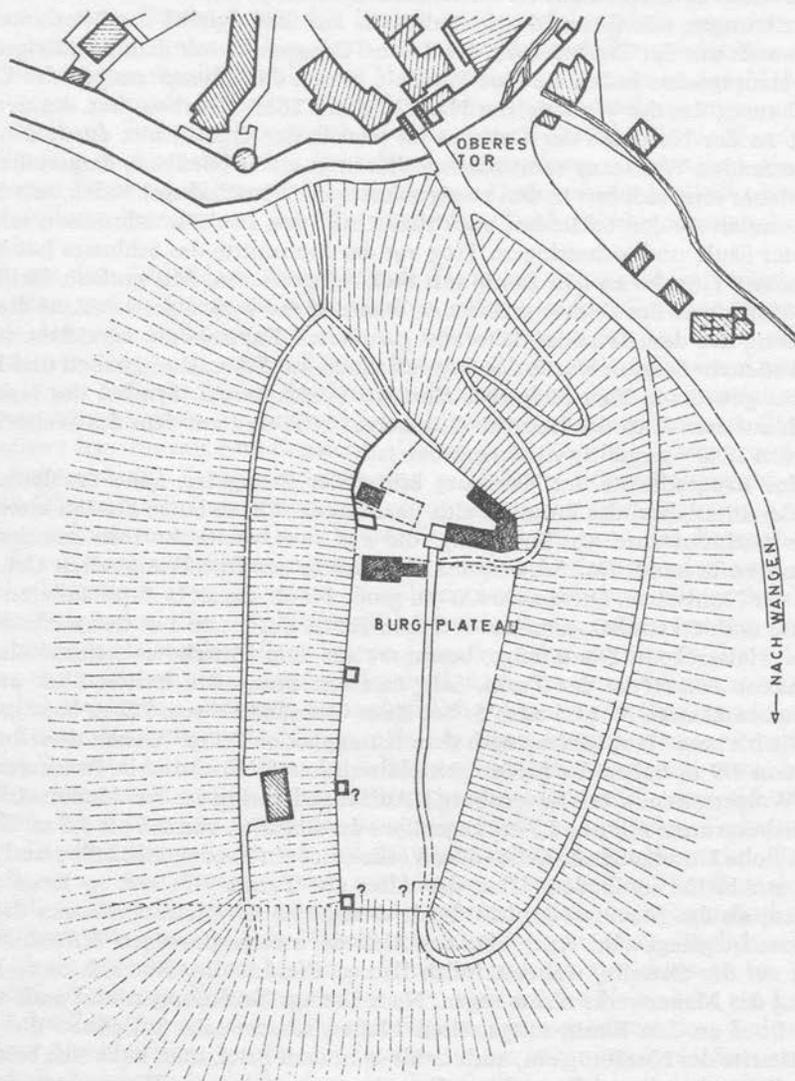
am rechten Gebäude-Ende ein einfaches Tor mit Stichbogensturz. Die ganze Westseite zeigt in den beiden unteren Geschossen nur vergitterte Fenster; hier geht sicher noch vieles auf die mittelalterliche Anlage zurück. Die balusterartigen Verzierungen mit ihren Muschelaufsätzen am Staffelgiebel der Nordseite sind verwandt mit der Zierbrüstung des Turms. Zusammen mit dem Rundbogenfries am Hauptgesims haben sie eine Parallele in den Giebelverzierungen des Ulmer Rathauses, das der Werkmeister Hans Michel³³ 1539–40 erbaut hat. An der Süd- und an der Nordecke der Ostfront ist jeweils der Querschnitt durch den dort ansetzenden Wehrgang samt Mauer, allerdings etwas laienhaft, dargestellt. Diese Mauer setzt sich fort in den zweigeschossigen Wirtschaftsgebäuden, mit denen zusammen sie den Schloßhof umschließt. Auf den Dreiröhrenbrunnen mit verzierter Säule und sechseckigem Trog vor der Frontmitte des Schlosses hat Ilsung in seiner Eingabe an den König mit Stolz hingewiesen. Mit großem Fleiß sind die Hohlziegel des Daches gezeichnet, während merkwürdigerweise auf die Darstellung der damals meist dekorativ gestalteten Kaminköpfe verzichtet wurde. Um so mehr Sorgfalt wurde den Wetterfahnen auf Erker, Dachgauben und Nordgiebel gewidmet. Den Südgiebel ziert ein Hirschgeweih, Symbol der Jagd, das auch auf dem Stich des Heinrich Kumberger 1605 und auf dem des Wenzel Hollar von 1640³⁴ sorgfältig wiedergegeben ist.

Zur Baugeschichte der Veitsburg bringt der Ilsungsplan neue Probleme. Die große, mittelalterliche Burg, die sich über das ca. 220 m lange Plateau erstreckte, war bestimmt eine Abschnittsburg, die aus zwei, vielleicht auch aus drei Abschnitten bestand. Der Schwerpunkt lag, schon aus fortifikatorischen Gründen, auf der Nordspitze. Diese ca. 3400 qm große Nordburg ist in ihrer äußeren Form heute noch erkennbar, samt der östlichen Hälfte des bis zu 3 m tiefen Abschnitts- bzw. Halsgrabens. Der einzige, bestimmt aus dem Mittelalter stammende, vorhandene Bauteil ist der Turm. Sein Standort bietet den besten Blick auf das Schussental nach N. und nach S. Bei einer Grundfläche von 9/9 m beträgt seine Höhe bis zum Hauptgesims nach dem Ilsungsplan ca. 22 m. (Genau dieselbe Größe von 9/9 m haben die beiden mittelalterlichen Wehrtürme in Fronhofen und in Wolpertswende bei Ravensburg.) Auffallend gering ist die Mauerstärke des Veitsburgturms mit nur 1,7 m, gegenüber der üblichen von 2,5 bis 3,5 m. Das ca. 6 m hohe Untergeschoß, Keller oder Verlies, hat ein Kreuzgratgewölbe und steckt bis zur Hälfte im Boden. Über das Alter des Turms läßt sich so lange nichts sagen, als das Mauerwerk nicht durch wenigstens teilweises Entfernen des Verputzes freigelegt wird. Auch über das Alter der zweigeschossigen Wirtschaftsbauten auf der Ostseite, wahrscheinlich Ilsungs Pferdeställe, läßt sich ohne Freilegung des Mauerwerks nichts sagen. Nach Ilsungs Zeichnungen und nach seinen im Brief an den König mitgeteilten Maßen nimmt sein Schloßbau die ganze Westseite der Nordburg ein, auch heißt es in dem Brief, man habe sich beim Bau an die vorhandenen Reste bzw. Grundmauern gehalten. Wenn demnach der Vorgängerbau auch den Turm umschloß, dann kann er, wenigstens in diesem südlichen Teil nicht der mittelalterliche Palas gewesen sein. Als Reduit für

33 Hans Michel d. J. – 1534 Werkmeister der Stadt Ulm, 1546 Münsterbaumeister; Werke: 1535 Steuerhaus, 1538 Schuhhaus, 1539/40 Rathausumbau, 1545 Seelhaus; gest. 1547 (nach frdl. Mitteilung v. Herrn Dr. Reinhard Wortmann, Ulm).

34 s. Anm. 26.

VEITSBURG 1753



Schutz und Verteidigung muß der Turm frei stehen, wie auch fast alle Bergfriede ursprünglich freie standen. Das die Nordecke des Platzes überbaut war, geht auch daraus hervor, daß man im 19. Jahrhundert beim Bau des Pavillons dort auf ein altes Kellergewölbe stieß.

In diesem Zusammenhang muß die einzige bekannte Darstellung der Veitsburg aus der Zeit vor dem Ilsungbau erwähnt werden. Sie entstammt der Chronik des Weißenauer Abtes MURER zum Bauernkrieg 1525. Da diese Zeichnungen überhaupt viele wichtige Aufschlüsse, z. B. über die Gestalt des mittelalterlichen Klosters Weißenau, geben, sollte man die merkwürdige Darstellung der Veitsburg nicht als unmöglich abtun. Sie zeigt auf der Nordspitze des Plateaus den Palas auf hohem, massivem Unterbau mit gekuppelten Rundbogenfenstern unter Blendbögen, vorkragendem Obergaden aus Fachwerk, und Giebeldach. Talseitig Zwinger mit Wehrmauer. Rechts davon ein freistehender Turmrest neben einem kleinen Haus, und weiter rechts, sehr klein, die Kapelle. Der südliche Teil des Plateaus ist der Perspektive zum Opfer gefallen. Wichtig ist, daß der Turm hier frei und ohne Zusammenhang mit dem Palas steht. Wenn die Veitsburg hier in ihrem Zustand von 1525 einigermaßen zutreffend abgebildet ist, dann hat sie bei der Übernahme durch Georg Ilsung 26 Jahre später kaum viel anders ausgesehen, und Ilsung hat dann den südlichen Teil seines großen Schlosses um den Turm herum ganz neu und nicht auf die Reste des Vorgängerbaus erstellt; lediglich den bei Murer abgebildeten Palas könnte er mehr oder weniger übernommen haben. Die andere Möglichkeit ist, daß Abt Murer bei seinen Zeichnungen nicht das zu seiner Zeit Vorhandene, sondern einen noch früheren Zustand vielleicht nach einer älteren Abbildung dargestellt hat.

Die Substruktion der Westseite, heute eine betonierte Stützmauer, deren Außenkante im Grundriß ein gebrochener Linienzug ist, kann die einer früheren Wehrmauer gewesen sein, hinter der ein schmaler Zwinger vor der Palasmauer geführt hätte, und auf dessen Ostflucht der Turm gestanden wäre. Die Zeichnung des Abtes Murer würde diese Anordnung bestätigen.

Die Nordburg nimmt nur ca. ein Viertel des Burgplateaus ein; auf den übrigen drei Vierteln sind heute Tennisplätze angelegt. Von alten Bauteilen sieht man da keine Spur mehr. Man weiß überhaupt nicht, wie der ca. 13 000 qm große Burgteil ausgesehen hat. Die abgebrochene Burgkapelle ist im Katasterplan von 1825 mit einem Langhaus von ca. 18/11 m und einem eingezogenen Rechteckchor von ca. 11/5 m Größe eingezeichnet. Ein anderer alter Plan zeigt entlang der westlichen Plateaukante eine Mauer und an dieser in gleichen Abständen 4 Türme, von denen der nördlichste kürzlich durch Grabung mit einer Grundfläche von 7/7 m nachgewiesen werden konnte. Auch die Plateau-Stützmauer ist talseitig noch teilweise zu erkennen. Sicher war am südlichen Hauptzugang ein starkes Torbauwerk mit Anschluß an die Ostmauer, von der aber nichts mehr vorhanden ist. Da der östliche Berghang ungefähr doppelt so steil ist wie der westliche, könnte die Mauer dort auch ohne Türme gewesen sein. Man wird mit Recht annehmen, daß dieser südliche, ca. 150 m lange Burgteil aus Gründen der Verteidigung in zwei Abschnitte geteilt war; im Ernstfall hätte es sonst unverhältnismäßig starker und führungsmäßig schwer übersehbarer Kräfte bedurft. Auch hätte ein Gegner auf dem ganzen Südplateau von vorneherein eine ideale Ausgangsstellung für einen Angriff auf den nördlichen Burgteil, in gleicher Höhe

gehabt. Man wundert sich, daß eine so große Burg im Lauf der Zeit einfach verschwinden konnte. Der Grund ist einmal der, daß es in der Umgebung an natürlichen Bausteinen nur Moräne-Findlinge gibt, die in den Kiesgruben mehr oder weniger vereinzelt vorkommen. Als Werkstein diente der ab und zu anstehende Süßwassertuff, meist aber der umständlich zu beschaffende Molasse-Sandstein aus Rorschach. Backsteine verwendete man in Ravensburg vor 1400 noch kaum. Aus dem nach Menge und Güte ungenügenden Lehm wurden hauptsächlich Hohlziegel für die Dächer gebrannt. Man muß ferner daran denken, daß um 1350 die neue Ravensburger Stadtmauer in einer Länge von ca. 1400 m fertiggestellt war. Bei einer durchschnittlichen Höhe einschließlich Fundament von 8 m und einer Mauerstärke von 1,5 m kommt man auf einen Bedarf an Mauersteinen von 17 000 cbm. Die Steine von der Veitsburg waren damals sicher sehr begehrt.

Wie der Turmrest aussah, als J. K. BAGNATO 1751 den Auftrag erhielt, aus ihm ein Schlößchen für die Ravensburger Bürgerschaft zu machen, weiß man nicht. Jedenfalls aber hat er sich seines Auftrags mit sehr viel Geschick unterzogen. In das 6 m tiefe, gewölbte Turmverlies zog er auf halber Höhe ein Tonnengewölbe ein. Der untere Teil wurde Keller, der obere, auf Geländehöhe liegende, Wirtschaftsraum. Nach O. erweiterte er den Bau in ganzer Breite um 4 m und gewann damit Raum für Treppe, Küche und Aborte. Die beiden oberen Geschosse des dreistöckigen Baues bestanden innerhalb des alten Turms aus je einem quadratischen kleineren Saal mit „welschem Kamin“; ein solcher Kamin mit hübscher Stuckverzierung ist noch vorhanden. Unverkennbar ist das typische Bagnato-Dach: Ein Walmdach mit ca. 50° Neigung, starkem Gesimsvorsprung, zurückgesetztem Sparrenfuß und langem Aufschiebling. Dadurch bekommt die Dachlinie ihren eigenartigen Schwung. Der Bau hat nun bei einer Grundfläche von 9/13 m und einer Höhe bis zum Hauptgesims von 11 m sehr angenehme Proportionen. Bagnato hat wahrscheinlich vom alten Turm nur noch den ersten Stock übernommen und neue Fenster bzw. Blenden mit Stichbogensturz ausgebrochen, den zweiten Stock aber neu aufgesetzt. Die Fensterläden sind heute leider nicht mehr vorhanden; unter abgefallenem Verputz sieht man gemalte Eck-Quader in zartem Englischrot. Bei seinem Anbau hat Bagnato wahrscheinlich die Fundamente des alten Schlosses benützt. Bemerkenswert ist, daß lt. Ratsprotokoll Bagnato seinerzeit einen „Riß über den Burgberg“ gefertigt und vorgelegt und später den Auftrag erhalten hat, „daß die Mauer um das ganze Gebäw gezogen und das alte Gebäw ausgebessert“ werden solle. Gemeint sind die Wirtschaftsgebäude im Osten und die südliche Umfassungsmauer des nördlichen Burgteils.

Kehren wir zurück zu Georg Ilsung, seinem Veitsburgschloß und seiner merkwürdigen Zeichnung.

Der Chronist³⁵ nennt den reichen Augsburger „kunst- und prunkliebend“.

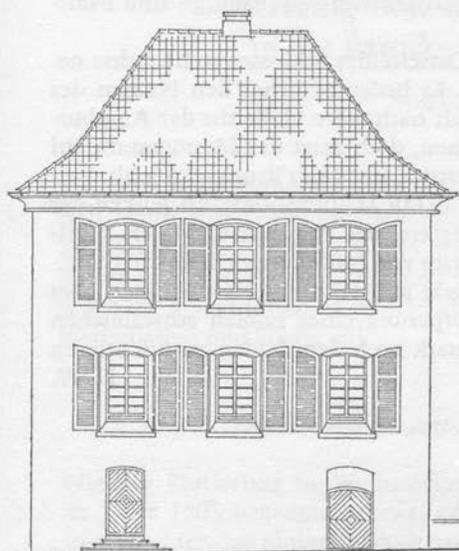
Ein Jahr nach seinem Brief an König Ferdinand erwarb er das Schloß Tratzberg in Tirol, baute es großzügig um und richtete es prächtig ein. Den kostbaren Renaissance-Innenausbau ließ er den Schreiner Hans Waldner³⁶ aus Ravensburg

35 SIGHARD GRAF ENZENBERG – Schloß Tratzberg – Innsbruck 1958.

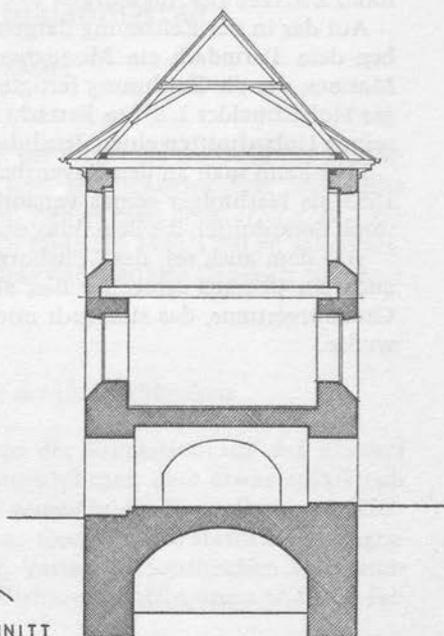
36 RECLAMS Kunstführer Österreich Baudenkmäler Bd. II, Stuttgart 1961.

VEITSBURG · SCHLÖSSCHEN RAVENSBURG

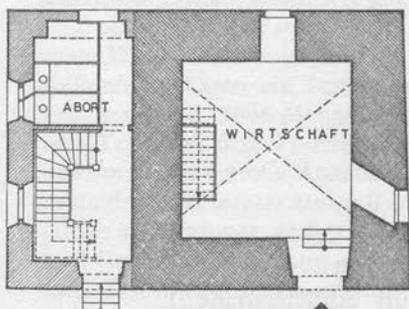
1753



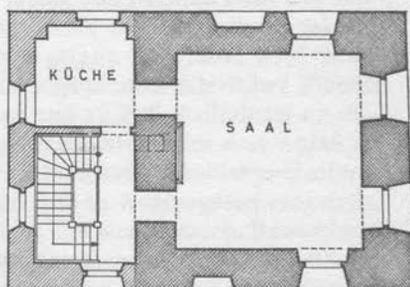
NORDANSICHT



QUERSCHNITT



ERDGESCHOSS



1.OBERGESCHOSS

ZUSTAND VOR 1753



fertigen, der damals auch die Chorstühle und das Oratorium in der Innsbrucker Hofkirche schuf. Die Meister, die Georg Ilsung mit dem Bau des Veitsburgschlosses beauftragte, sind nicht bekannt. In seinem Brief an König Ferdinand schreibt er, er habe „gedachten baw durch verstendige werckmeister berattschlagen lassen“. Ziemlich sicher waren es HANS HARTHAUSER von Ravensburg³² und BERNHARD ZWITZEL aus Augsburg.³⁷

Auf der in der Zeichnung dargestellten Ostseite des Schlosses steht rechts neben dem Turmdach ein Monogramm L B. Es bedeutet sicher den Namen des Mannes, der die Zeichnung fertigte. Der Zeit nach wäre vielleicht der Augsburger Holzschneider L B³⁸ in Betracht gekommen, doch zeigt das Monogramm auf seinen Holzschnitten einen deutlichen Querstrich, der beim Ilsungplan fehlt.

Eher kann man an den Ravensburger Maler LUCAS BOCKSDORFFER³⁹ denken, der 1553 als Nachfolger seines verstorbenen Vaters, des Konstanzer Malers Christoph Bocksdorffer, die Bemalung des Rathauses von Mülhausen i. E. übernahm.

Wie dem auch sei, das Veitsburgschloß war stilistisch ein eigenwilliger, aber auch ein überaus reizvoller Bau als Verkörperung eines noblen schwäbischen Großbürgertums, das sich auch mit Geschmack nach dem Süden zu orientieren wußte.

H. W.

Anschriften der Verfasser:

Dr. Alfons Dreher, D 798 Ravensburg, Schliererstraße 51
Dipl.-Ing. Heinrich Wurm, D 798 Ravensburg, Elfeldweg 3

37 Bernhard Zwitzel war Stadtwerkmeister von Augsburg (nach frdl. Hinweis v. Herrn Archivdirektor Dr. F. Blendinger Augsburg).

38 THIEME-BECKER Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler. Leipzig 1950.

39 ERNEST MEININGER - Les anciens artistes-peintres et décorateurs Mulhousiens, Mulhouse 1908.

Heilig-Blut-Ritte zu Weingarten in der Barock- und Aufklärungszeit

VON GEBHARD SPAHR

Die gewaltigste katholische Manifestation in der Bittwoche während der Barock- und Aufklärungszeit im Bodenseegebiet und in Oberschwaben war ohne Zweifel der Heilig-Blut-Ritt von Weingarten. Zählte man doch 1753 z. B. 7055 Reiter auf ihren Pferden, während 1970 noch ungefähr über 1700 zu sehen waren. 1737 marschierten 14 militärisch gekleidete und geführte Gruppen einzelner Herrschaften und Städte auf.

Der Heilig-Blut-Ritt am Ende des 18. Jahrhunderts

Wie der Blutfreitag in Weingarten kurz vor der Säkularisierung des Klosters im Jahre 1803 begangen wurde, gibt ein ausführlicher, aber etwas aufklärerisch angehauchter, im übrigen jedoch manchmal gerade in der Darstellung von Kleinigkeiten seltener Bericht Kunde, der sich in: Geographisch-statistisch-topographisches Lexikon von Schwaben, Ulm, 1792, Verlag der Stettinschen Buchhandlung, Band 2, Seite 979 bis 982 findet. Der Verfasser schreibt unter anderem folgendes:

Unter den Seltenheiten des Klosters Weingarten wird . . . auch eine Reliquie des Blutes Christi, welches König Heinrich der Dritte von Mantua nach Deutschland gebracht haben soll, gezeigt, welches nachgehends an dieses Kloster gekommen. Diese Reliquie ist in Gold mit Edelsteinen gefaßt. Alle Jahre wird dieser Reliquie zu Ehren ein Festtag gefeiert und ein sogenannter feierlicher Blutritt gehalten. Eine große Menge Menschen zu Pferd und zu Fuß wallfahrtet an diesem Tag unter dem Vortritt der Obrigkeit nach Weingarten, um dort Ablass zu gewinnen. Eine große Anzahl der Wallfahrer ist beritten, in Soldaten-Uniform gekleidet, und immer einige Tausend stark, die sind in Kompagnien eingeteilt, einige als Dragoner, andere als Husaren gekleidet, die aus Biberach, Ravensburg und Grafschaft Waldburg und anderen umliegenden Gegenden zusammenkommen. Ihre Uniformen werden ihnen zu diesem Blut-Ritt aus den Landschaftskassen angeschafft, die auch immer daher rekrutiert werden. Jeder dieser militärischen Blut-Reiter hat seinen natürlichen Schnurrbart, den er sich sechs Wochen vorher wachsen läßt und ihn am Paradedag „wichset“.

Am Vorabend des heiligen Blut-Freitags, am Feste der Himmelfahrt, rücken die entfernten Kompagnien ein und nehmen ihr Quartier teils in Altdorf (Stadt Weingarten) teils in der umliegenden Gegend. Die Feierlichkeit nimmt am bestimmten Tage ihren Anfang früh um sechs Uhr. Das ganze Konvent begibt sich

zu dem Blutaltar, wo der Pater Custos in rot samtenem Ornat mit Gold das Heilige Blut in einem silbernen Behältnis an den Hals hängt und sich unter Läutung der Glocken im Klosterhof zu Pferde setzt, wo ihn die Blut-Reiter erwarten und mit ihm auf das Feld reiten.

Zuerst eröffnen den Zug eine Kompagnie Studenten mit Feldmusik, das Kloster weingartische „Zehendamt Reuter-Kontingent“ und Bediente in Livree, die bürgerliche Schützenkompagnie von Altdorf, die das Heilige Blut als eine Garde begleitet. Auf diesen Vortrab folgt ein Reiter in altrömischem Ornat, der den Soldaten Longin vorstellt, der die Seite Christi geöffnet haben soll, der Pater Custos mit dem Heiligen Blut, mit sechs geharnischten Männern umgeben und vier Reitern, die Standarten führen, nebst einigen Geistlichen zu Pferden. Auf dieses folgen die Chevauxlegers, Jäger, Dragoner, Husaren, Grenadiers à cheval und andere in Uniform gesteckte Blut-Reiter.

Während des Zuges werden die Evangelien viermal gelesen und die Feldfrüchte mit dem Blut gesegnet, damit es vor Ungewitter bewahrt werde. Vieles Volk macht den Umgang zu Fuß mit. Nahe bei Altdorf ist ein Zelt aufgeschlagen, in welchem der Custos wartet, bis sich die Reiter wieder in Ordnung gestellt haben. In der Kirche werden viele Messen gelesen und Wein getrunken, der mit dem Heiligen Blute gesegnet ist, wodurch vollkommener Ablass erlangt wird, welchen der Papst Clemens X.(!) verliehen hat.

Der Reichsprälät oder ein anderer mit einer geistlichen hohen Würde bekleideter Gast empfängt in reichem Ornat, von seinen Geistlichen umgeben, unter einer vor dem Tore aufgeschlagenen Bühne das Heilige Blut, das gleichsam im Triumph zurückgebracht wird. Sobald es bei der Bühne angelangt ist, empfängt es der Untercustos, der dem Volk damit den Segen gibt. Unter Absingung des 79. Psalmes geht die Prozession in die Kirche vor den Hochaltar, wo der letzte Segen gegeben und der ganze Akt mit einem Hochamt beschlossen wird. Diese Prozession soll nicht nur wegen des Ablasses für Menschen, sondern auch für Pferde gut sein, deswegen werden eine Menge Pferde an diesem Tage hierher gebracht. Eine Buchdruckerei ist mit der Verfertigung verschiedener geistlicher Bilder und Zettel beschäftigt, welche durch die Reliquie berührt und geweiht als kräftig und wundertätig durch das ganze katholische Schwaben ausgebreitet werden.

Biberachs Anteil am Heilig-Blut-Ritt

Daß nun am Ende des 18. Jahrhunderts noch ein so malerisches Bild beim Heilig-Blut-Ritt in Weingarten zustande kam, war nicht zuletzt katholischen Bürgern und Bauern Biberachs und seiner Umgebung zu verdanken. Stolz berichtet hierüber ein Protokolleintrag vom 10. Juni 1764 an den Abt von Weingarten, daß es Biberacher Kompagnien gewesen, die zum ersten Mal beim Blutritt in einheitlichen Uniformen erschienen. Anlaß hierzu boten die Fronleichnams- und Karfreitagsprozessionen in der freien Reichsstadt an der Riß. Teilnehmer und Zuschauer freuten sich nämlich an einer Kompagnie mit drei Offizieren, einem Paukenschläger, zwei Trompetern, einem Unteroffizier und 24 Mann, die in einer beinahe einheitlichen Uniform aus blauen Röcken mit roten Überschlägen, roten Schabracken über den Pferderücken, von allerdings schlechtem Stoff, ritten. Die

Infanterie erschien in grünen Kleidern mit weißen Strümpfen und selbst bordierten Hüten. Nun wurden seit 1729 und besonders anlässlich der Hundertjahrfeier der Corporis-Christi-Bruderschaft in Biberach Stimmen laut, den Blutfreitag in Weingarten auch mit solchen Monturen zu verschönern, aber alle Truppen sollten gleich gekleidet sein.

Finanzielle und personelle Engpässe

Doch war von Planung bis Ausführung ein weiter Weg, denn besonders Bauern litten unter Einquartierungen, so daß zunächst materiell wenig zu erhoffen schien. Wohl gewährte der katholische Rat und Bürgermeister von Biberach den 14 aufgestellten Artikeln und dem Entwurf zweier Standarten der künftigen Blutreitergemeinschaft am 16. August 1734 seine Genehmigung, und schon am Sonntag darauf, am 22. August, machten etliche Biberacher Bürger in Uniform eine Werbe-„Reise“ nach Baustetten, Burgrieden u. a., also gleichsam nur vor die Stadt, um Reiter für den Blutritt zu gewinnen. Es entwickelte sich im Lauf der Zeit ein eigenes Brauchtum hierfür. Mit nicht geringer Anstrengung ritten an Sonn- und Feiertagen etwa 70mal in circa 48 Dörfern hauptsächlich Vertreter des katholischen Patriziates, nämlich der Familien von Pflummern, Brandenburg, Scherrich von Auredorf, Sättelin, Lafontaine, Montfort, die sich eifrigst der Angelegenheit angenommen hatten, bei Hitze und Kälte, tiefem Schnee und bisweilen nicht geringen Gefahren, wenn z. B. der Kompagnieschneider, der gleich zum Maßnehmen der Uniformen mitgenommen wurde, vom Pferde stürzte. Freude und Leid wechselten dabei ab, denn am ersten Sonntag ließ sich die Werbung gut an, im Laufe der Zeit meldeten sich sogar 174 Reiter. Diese mußten jedoch materielle und moralische Potenzen zeigen. Sie hatten nämlich als ehrliche Leute zu gelten, durften nicht übermäßig dem Trunk und unerlaubtem Spiel überhaupt nicht ergeben, nicht händelsüchtig sein, nicht leicht schwören oder gar gotteslästerlich fluchen, sondern mußten Männer sein, die ihr Morgen- und Abendgebet verrichteten und die heilige Messe besuchten. Eigenhändig trugen sich die Angeworbenen in das mit einer Samtdecke und Goldschnitt versehene Artikelbuch ein, nachdem ihnen die Statuten verlesen worden waren. Die meisten Männer konnten selbst schreiben, ein Zeichen für die gute Schulbildung der Zeit, nur wenige mußten ihre Freunde oder Frauen dafür beanspruchen. Im allgemeinen betrug die Taxe zur Teilnahme am Ritt, d. h. um Uniformen anzuschaffen, 7½ fl. (Gulden), ungefähr 150 DM. Die Bürger und „Ausländer“ gaben schriftlich an, wieviel und wann sie bezahlen wollten, ob an Martin (11. November), an Lichtmeß (2. Februar), an Ostern oder in 14 Tagen.

So wäre an sich der Aktion ein schöner Erfolg beschieden gewesen, wenn nicht ein beträchtlicher Prozentsatz – insgesamt 76 Mann – wieder zurückgetreten wären – unter vier bis fünf Bauern blieb kaum einer beständig – mit dem Bemerkten, der Ritt diene nur der Prahlucht und der Prachtliebe wie den privaten Interessen der Werber. Andere ließen sich abspenstig machen, weil ihre Kameraden sie verlachten. Ihre Männer, so gaben manche Frauen vor, würden nur deswegen kompagnieweise aufgestellt, um geschlossen an den Rhein geführt zu werden als Soldaten gegen Frankreich. Wieder andere erklärten, sie hätten ver-

nommen, es herrsche eine scharfe Kriegszucht beim jeweiligen Ritt, und sie sollten nun 7½ fl. Beisteuer geben, damit sie mit dem spanischen Stock von den Korporalen Prügelsuppe empfangen. Ein solches Traktament könnten sie umsonst haben. Im Federseegebiet mußten die Werber besonders scharfe Worte hören. Jene bemühten sich oft in stundenlangem Gespräch, was nicht selten Kopfweh verursachte, ihrem Gegenüber klarzumachen, der Ritt diene nicht den eitlen Ehren, sondern der Ehre Gottes, der Zier des „katholischen Wesens“, der Erwerbung von Verdiensten, Gewinnung von Ablässen, dem Heiligen Blut von Weingarten, der zeitlichen und ewigen Wohlfahrt, daß Gut und Vieh vor Unglücksfällen verschont bleibe, der Erbauung und dem Beispiel für Katholiken wie Nichtkatholiken.

Nun hatten wohl manche der Angeworbenen und wieder Zurückgetretenen schon bezahlt, diesen wurde aber gewöhnlich nichts mehr oder nur ein Teil herausgegeben, andere versprachen, zwecks Anschaffung von Monturen einen Beitrag zu leisten, die dritten hingegen gaben überhaupt nichts. Den vierten versprach man, sie würden das Geld wieder herausbekommen, wenn es ihnen beim Blutritt nicht gefiele.

Schlimm war auch, daß der Präses der Biberacher Bruderschaften, Dekan Holl, ganz und gar gegen die Anschaffung der Uniformen war und finanziell das Unternehmen überhaupt nicht unterstützen wollte. Laien jedoch, die führend bei den Bruderschaften und im Stadtreiment waren, kamen in diesem Fall zum Ziel. Der Prälat von Schussenried stellte sich anfangs auch nicht günstig zum Plan der Biberacher, er verbot sogar die Anwerbung von Reitern in seinem Gebiet. Nach entsprechender Aufklärung jedoch schmolz das Eis, und der Abt forderte sogar mit herzlichen Worten zum Beitritt und Ritt auf.

Vor allem schien das ganze Unternehmen zu fallieren, weil um Weihnachten 1734 Josef Aurelius von Pflummern, die Seele der ganzen Aktion, als Sekretär zur Landkomturei nach Altshausen zog. Hätte nicht der katholische Bürgermeister der paritätischen Stadt den Zurückgebliebenen, die schon drauf und dran waren, das bisher eingenommene Geld zurückzugeben, wieder Mut gemacht, sie finanziell unterstützt und geschaut, daß ausstehendes Geld hereinkäme, so hätte im kommenden Jahr der Blutritt nicht in einem solchen Glanz stattfinden können. Dem Rat lag es schon aus Prestigegründen daran, den Plan zu fördern und ein glückliches Gedeihen zu sehen.

Festliche Vorbereitungen

Ein Lichtschein zeigte sich, nachdem Herr Junker Hieronymus von Brandenburg als Major die Führung aller Reiter übernommen hatte. Bald begaben sich auch drei Männer von Biberach nach Memmingen zu Fuß, um hier Büffelleder für Patronentaschen und Karabinerriemen samt 600 Ellen Tuch und Futter für Uniformen zu bestellen, was in Leipzig am besten und billigsten zu bekommen war. Zudem wurden Herrn Regimentsquartiermeister Luzan Bretter für Uniformkästen vermacht, und Frauen der Reiter spendeten weißen „Faden“ für Schabrackenborten. Mit der Standartenweihe am 16. Mai 1735, die der Guardian der Kapuziner, Pater Seraphim von Überlingen, morgens um 7 Uhr in Gegenwart

aller Offiziere und etlicher Gemeiner und des katholischen Rates in der Kapuzinerkirche vorgenommen hatte, kam eine gewisse Krönung aller Mühen zustande. Zwei Fahnenpatinnen oder „Bräute“, eine von Sättelin und eine von Aurdorf, Tochter des katholischen Bürgermeisters, hefteten je eine von ihnen gestickte Schleife an die Standarte, und alle Anwesenden schlugen in die Fahnen „Goldnägeln“ ein. Unter Paukenschlag, Trompetenklang und Böllerkrachen wurde ein feierliches „Großer Gott“ angestimmt und im Speisesaal des Klosters die Feier fortgesetzt. Während des Essens verschoß man 51 Pfund Pulver. Dem Herrn Reichsprälaten und dessen Konvent in Weingarten gab der katholische Rat in einem besonderen Schreiben bekannt, daß am kommenden Blutfreitag 130 Biberacher zum ersten Mal in zwei Kompagnien zu Pferd in gleicher Uniform aufmarschierten, darunter befänden sich ein Major, Herr Rittmeister von Pidon, ein Feldpater, zwei Kapitänleutnants, ein Regimentsquartiermeister, Cornetts, ein Fourier und Feldscher, Wagenmeister, Wachtmeister, Korporale, drei Trompeter, ein Pauker (1783 wollte man 9 Pauker einführen). Beim Herrn Reichsprälaten und dessen Konvent verursachte (verursachte) die Mitteilung ein besonderes Vergnügen, Freude und Friede.

Von 1736 an bildete der 3. Mai der eigentliche Vorbereitungsstag für den Blutfreitag und das interne Fest der Biberacher Kompagnien. Morgens um $\frac{1}{2}7$ zogen die Reiter geschlossen zu den Kapuzinern zur Beichte, begaben sich dann zur Brandenburgischen Kapelle in der Pfarrkirche St. Martin, um ein feierliches Amt vom Kreuzauffindungstag für Lebende und Tote der von Papst Clemens XII. errichteten Heilig-Blut-Bruderschaft in Biberach zu begehen; für die im vergangenen Jahr Verstorbenen wurden nach und nach zehn heilige Messen gefeiert, wofür die einzelnen Mitglieder einen, drei oder sechs Kreuzer gaben. Seit 1780 dachte man auch daran, die Frauen der Reiter in diesen Meßbund aufzunehmen. Am gleichen Tag wurde auch der von Rom gewährte Ablass gewonnen und eine Predigt, auf die Blutreiter besonders zugeschnitten, gewöhnlich von einem Kapuziner gehalten. Pater Lektor Eduard von Weissenhorn vermochte 1737 sogar zwei ganz „hartgesottene“ Biberacher zu Tränen zu rühren, daß sie es in Zukunft aufgaben, weiter gegen die „Andacht“ der Reiter mit ihren scharfen Worten zu Felde zu ziehen, sondern sich selbst der Heilig-Blut-Bruderschaft anschlossen. Der Feldpater wie der Mesner erhielten bisweilen, wenn die Finanzen gut standen, für die Ausübung ihres Dienstes beim Amt, das mit Pauken, Trompeten und Böllern in seiner Solennität sich noch steigerte, Bezahlung. 1766 jedoch wurde ihnen versprochen, sie umsonst in die Bruderschaft aufzunehmen und für sie nach ihrem Tode Messe feiern zu lassen. Nach Beendigung des Gottesdienstes marschierten wieder beide Kompagnien zur katholischen lateinischen Schule, wo der Eintrag ins Bruderschaftsbuch erfolgen konnte, Bruderschaftszettel ausgeteilt, das Umlaggeld von 8 bis 12 Kreuzern für den kommenden Blutfreitag bezahlt und alles Nötige und Nützliche den Ritt betreffend besprochen und die von Prälaten, Herren und Grafen, nämlich von Schemmerberg-Salem, Ochsenhausen, Schussenried, Stadion-Warthausen, Mittelbiberach-Ulm u. a. approbierten Statuten verlesen wurden, und auch manchmal ein Rechenschaftsbericht über die Finanzen gegeben wurde.

Marsch nach Weingarten

Am Himmelfahrtstag wurde gewöhnlich um 4, 5 oder 5.30 Uhr zum Wecken geblasen. Etwa um 7 oder 7.30 Uhr bestieg man das Pferd, und es erfolgte der Abmarsch zum Blutritt nach Weingarten. An sich schrieben die Statuten vor, daß um 8 Uhr für die Heilig-Blut-Reiter ein Gottesdienst in der Stadtpfarrkirche St. Martin zu Biberach stattfände. Weil aber die Bruderschaft dank päpstlichen Privilegs die Erlaubnis erhielt, auf freiem Feld der heiligen Messe beizuwohnen, feierte man stets unterwegs den Gottesdienst, z. B. beim Tor zum Kapuzinerkloster, wo auch das erste Mal die Übersetzung des päpstlichen Schreibens zur Errichtung der Bruderschaft verlesen wurde, oder bei Rißegg, aber gewöhnlich kam der Feldpater, der um glückliches Gelingen des Ritts zu beten und seit 1766 auf seine 2 fl. 18 Kreuzer Reisegeldentschädigung zu verzichten hatte, in Waldsee seiner Pflicht nach, so daß beim Ausritt ein Kapuziner, sei es der Guardian oder der Provinzial, der übrigens von Rom die päpstliche Bulle für die Bruderschaft besorgt hatte und deswegen bei einem Besuch in Biberach (1736) 100 Maß Wein und einige Speisen erhielt, den Reisesegen erteilte.

An der Spitze jeder Kompagnie marschierte die Mutter, nämlich die Standarte, die von Cornetten und Korporalen abwechslungsweise getragen bzw. gehalten wurde, wenn sie durch ihre Dörfer, aus denen sie stammten, zogen, oder wie es durchs Los bestimmt wurde. Als Ausrüstung stellte die Gruppe einen blauen Rock mit roten Aufschlägen, einen Zopf, einen breiten Karabinerriemen samt Haken, Patronentaschen, weiß bordierte Schabracken, ein Pistolenhülsensäcklein, einen Kanister für Haberreichung an die Pferde, seit 1781 ein Säckchen, um Haber zu empfangen. Selbst mußte jeder einzelne anschaffen ein rotes Camisol (eine Art Unterjacke), einen blaufarbigem Mantel, der in der Mitte mit Riemen aufgebunden werden konnte, einen schwarzen Hut mit nicht zu breiten oder zu schmalen noch durchbrochenen Borten, später war es eine K. K. Kopfbedeckung für Unteroffiziere, welche die Biberacher bei einem ihrer Mitbürger, namens Hammer, sahen, Stiefel, zwei Pistolen und eine saubere Flinte in der Länge eines gewöhnlichen Karabiners von vier Schuh, der aber seit 1780 zu Hause gelassen wurde, einen Behälter, in den die Flinte gesteckt werden konnte, einen nicht zu krummen Reitersäbel, ein Pferd – Schimmel, Hengst und Scheck durften nicht geritten werden – und einen Sattel samt Zubehör. Der einzelne mußte so für die Ausrüstung viel aufbringen, deshalb wurde vorgeschlagen, manches oder gar alles zu entleihen. Die Trompeter und Pauker trugen ebenfalls schöne Uniformen, so waren 1781 die Hüte mit „Zackporten“ und Silberschnürlein geschmückt. Da die Felddecke des Herrn Grenadierhauptmanns das Wappen Biberachs, nämlich nicht bloß den Adler oder den Biber allein, aufwies, sondern den im Adler gestickten Biber, so versah man damit auch die Paukentücher.

An sich war es nach den Statuten von 1734 verboten, auf dem Marsch einzeln zu schießen, um nicht unachtsam ein Unglück zu verursachen, aber trotz Verbots hielt man sich nicht daran, deshalb wurde schon 1737 angeordnet, daß zwischen- durch, wenn es das Terrain erlaube, besonders aber in Wäldern, eine Salve abgegeben werde, doch auch dies genügte nicht, denn 1738 lud Johann Georg Zell, der Sohn des Biberacher roten Löwenwirts, beim Wegreiten seine Pistole vermutlich mit nassem Papier und durchschloß damit den Karabinerriemen des Mathias

Keller, der für seinen Vater, den Spitalhofmeister, Dienst leistete, auf der Uniform des jungen Keller blieben Brandflecken zurück. 1781 wurde das Schießen in der Stadt und Dörfern während der Parade, im Stehen wie auf dem Marsch vom Magistrat wahrscheinlich auf kaiserliches Drängen hin verboten. Bei Nichtbeachtung dieser Vorschrift mußte ein fl. bezahlt werden.

Gewöhnlich beteten auf dem Weg nach Weingarten die Korporale mit ihren Korporalschaften, die 1781 in Nachbarschaften eingeteilt waren zu elf Mann, und einen Knecht zum Füttern der Tiere mitführten, um die Uniformen zu schonen. Kein Reiter durfte während des Ritts ohne Erlaubnis die Kompagnie verlassen oder voraus- oder zurückreiten.

Da Oberschwaben aus zahlreichen Herrschaften bestand, die Straßengeld verlangten, hätte jenes z. B. beim Durchmarsch durch Essendorf und Baintd bezahlt werden müssen, aber die hochgräflich waldburgische Verwaltung und die reichsfreie Äbtissin schenkten es großzügig. Diese beneventierte (hieß willkommen), komplementierte und invitierte (lud ein) den Major samt seinen Soldaten durch ihren Oberamtmann. Gewöhnlich gab es auch während des Rittes Überraschungen, wenn z. B. 1735 der Weihbischof von Konstanz von Sirgenstein hinter Waldsee auf dem Weg zum Blutritt nach Weingarten begegnete, oder württembergische oder kaiserliche Fahnen vor Wirtshäusern in Schweinhausen oder Waldsee aufgepflanzt waren, jedes Mal ließen dann der Major der Biberacher und die Hauptmänner der Gegenseite unter großem Zeremoniell die Standarten öffnen, die Wache antreten, paradieren, defilieren und Pauken rühren. In Waldsee hatte schon vor Anknft der Kompagnien der Regimentsquartiermeister dem Prälaten im Namen des Majors sein Kompliment gemacht und um die Erlaubnis zur Abhaltung der Feldmesse in der Kirche gebeten. Hierauf folgte ein Gegenkompliment von seiten des Prälaten mit der Versicherung, es sei ihm eine hohe Ehre, die Heilig-Blut-Reiter empfangen zu dürfen. An die Messe schloß sich gegen 12 Uhr das Mittagessen an und um 14 Uhr erfolgte wieder der Aufbruch.

In Weingarten

Unter großem Zulauf des Volkes erfolgte zwischen 18 und 19 Uhr die Anknft im Flecken Altdorf (Weingarten). Sogleich bezog man Quartier. Während es in Waldsee nur 1735 als unzulänglich bezeichnet wurde, d. h. es konnten vor allem nicht die Pferde im „Hirschen“ untergebracht werden, weswegen auf den „Ochsen“, das „Lamm“ und den „Bären“ und später auf den „Goldenen Löwen“ zurückgegriffen werden mußte, kam es in Altdorf gewöhnlich zu Schwierigkeiten, so daß im „Lamm“, „Engel“, „Bären“, im Kloster zwei Korporalschaften und eine in Ravensburg übernachten mußten, obwohl vorher alles in Ordnung gewesen schien. Es gab mit den Wirten Auseinandersetzungen, weswegen sich die Biberacher beim Fleckenamann und beim Abt im einzelnen von 1764–1766 über den Sonnenwirt beschwerten. Zugleich hoben sie in diesem Zusammenhang hervor, sie seien schon zum fünften Mal von Wirtshäusern vertrieben worden. Nun wollten sie in Ravensburg Unterschlupf suchen, dies gelang aber auch nicht. Eine annehmbare Lösung kam erst zustande, als der Klosterwirt Heilig in Baienfurt 1780 die Biberacher aufnahm. Hier waren sie in jeder Beziehung zufrieden. Es brauch-

ten nicht einmal mehr Fouragewagen mitgeführt werden, da für Heu und Haber bestens gesorgt war. Vor dem Quartier stand immer eine Wache bei den Standarten, die Sold erhielt. Manchmal allerdings muß sie ihren Dienst nicht vorchriftsmäßig versehen haben.

Die finanziellen Opfer, die die Biberacher Reiter zu bringen hatten, waren respektabel, so wurde von 1765–1781 für Nachtesen – es konnten aus drei Angeboten eines ausgewählt werden – Mittagessen, Quartier und Futter ungefähr 50 Dm. ohne Getränk bezahlt werden, und dies aus der eigenen Tasche. Die Pauker und Trompeter brauchten nichts zu bezahlen, sie erhielten darüber hinaus von der Kompagniekasse einen Taler für ihre Mühen. Die Reiter müssen damals vielleicht noch etwas mehr an Speis und Trank zu sich genommen haben als heute. Dies zeigt die Konsumation der Biberacher Reiter in Schussenried am 29. September 1735, wo jeder vom Abt je ein Maß Wein und Bier, zwei Pfund Brot und insgesamt etliche Käsleibe zum Mittagessen empfing.

Nach einem kurzen Respiro (Verschnaufen) am Himmelfahrtsabend im Weingartner Quartier traten beide Kompagnien geschlossen an, marschierten von der „Sonne“, vom „Lamm“, wo die Biberacher auch bisweilen ein großes Feldzelt aufgeschlagen hatten, vom „Hecht“, oder „Bären“ – das Quartier wechselte – in die „Gnadenkirche“, dabei wurden sie im Flecken Altdorf – was in Baienfurt nicht vorkam – von Musikanten und Bettlern begleitet. In der Basilika verrichteten alle mit dem Feldpater, der zuerst ein Geistlicher der Familie von Brandenburg war, später fungierten Kapläne aus Mittelbiberach oder Fischbach, das Nachtgebet samt Gewissenserforschung. Dies wirkte brauchumsfördernd, da 1737 die hochgräfliche zeilsche Dragonerkompagnie diese fromme Übung nach dem Beispiel Biberachs auch übernahm. Hernach zogen die „Soldaten“ gleich wieder ins Quartier, während der Major oder Rittmeister vom Kammerdiener des Abtes aus höflichste empfangen und invitiert (eingeladen) wurde, an der Abend- oder Mittagstafel des Herrn Reichsprälaten zu speisen. Gewöhnlich aber entschuldigten sich die Offiziere mit dem Bemerkten, sie hätten wegen Aufrechterhaltung der Disziplin bei der Mannschaft zu bleiben und auch den Wirt auf seine Rechnung kommen zu lassen. Der Abt gab aber in diesem Fall gewöhnlich den Auftrag, den Herren ein Präsent zu überreichen in Form von zehn Maß Wein und zwei Weißbrotten. Der Major machte sonst nur je einmal einen Besuch bei den Altshausener Husaren und deren Kapitain Johann Aureli von Pflummern, die ihr Lager hinter dem Kloster aufgeschlagen hatten, oder bei den Frauen der Sammlung in Altdorf und in Baindt.

Während der Nacht gab es nur beim ersten und vorletzten Mal der Berichtszeit Unzulänglichkeiten. Um Mitternacht hatte nämlich Maximus Widenmann von Walpertshofen das Quartier verlassen, um 2 Uhr rannte ein Mann zur Wache mit der Mitteilung, ein Biberacher Reiter liege schwer verwundet und übel zugerichtet auf der Straße. Widenmann wurde sogleich vom Adjutanten, später vom Regimentsquartiermeister und anderen ausgeforscht, wer ihm dies angetan habe. Der Verletzte rückte aber nicht mit der Sprache heraus. Man holte den Altdorfer Arzt Dr. Wagenmann, dieser konstatierte Lebensgefahr, man rief einen Beichtvater aus dem Kloster, einen Altdorfer Bürger, namens Progle, als Wärter. Das Weingartische Oberamt schaltete sich in die Affäre ein. Die Frau des Verletzten erschien nach Benachrichtigung ebenfalls bald. Am 25. Mai 1735, also fünf Tage

nach dem Blutfreitag, verschied Widenmann in Weingarten. Dieser Vorfall bedrückte selbstverständlich alle am Ritt Beteiligten, der an sich in größter Harmonie verlaufen war, aber es meldeten sich Stimmen, die behaupteten, die Biberacher hätten miteinander gestritten. Das unliebsame Vorkommnis dürfte Anlaß gewesen sein, daß für die Zukunft bestimmt wurde: Niemand darf nachts das Quartier verlassen, außer Major oder Rittmeister hätten die Erlaubnis erteilt. Diese Verbotsüberschreitung wie übermäßiges Trinken, Poltern und Schimpfen kam 1781 besonders in Baienfurt vor. Die Beteiligten gaben so großes Ärgernis, daß sie für die Zukunft vom Ritt ausgeschlossen, aber zum Trost ihrer Seelen beim Meßopferbund belassen wurden.

Am Blutfreitag blies ein Trompeter um 3 oder 4 oder 4.30 Uhr Boutcelle, d. h. Wecken. Pauken und Trompeten gaben das Zeichen zum Antreten, zu Fuß begaben sich alle Biberacher in die Basilika, mit Gewehr in der Rechten und auf die Achsel gelehnt, durch die Sommersakristei zum Hochaltar, wo an diesem Morgen ausnahmsweise sich das Heilig-Blut-Reliquiar befand, die Cornetts berührten mit ihren Standarten das Heilige Blut, und auch das Heilig-Blut-Zeichen für die Brandenburgerkapelle wurde zur Reliquie gebracht und mit dieser berührt. Die Biberacher blickten andachtsvoll auf das mit dem Blut Christi getränkte Stäbchen, küßten das Reliquiar und tranken den mit der Reliquie gesegneten Wein, darauf folgte die vom Feldpater in einer Privatkapelle zelebrierte Messe. Auch dies war 1737 beispielgebend für die Husaren von Altshausen, die vor einem Jahr überhaupt keine Kirche angeschaut hatten, wie für die von Wurzach und Zeil neu aufgestellten Dragonerkompagnien in gelb-roten und in gelb-schwarzen Uniformen. Die Biberacher marschierten nach der Messe in ihr Quartier zurück. Von der Einnahme eines kleinen Frühstücks ist nur 1739 die Rede. Beim Engel reiheten sie sich in die Prozession ein vor der Klosterkompagnie, die den Ritt beschloß, oder nach der Kompagnie von Fürstenberg-Heiligenberg, nach ihnen folgten die von der Landkomturei von Altshausen, die nach dem Beispiel der Biberacher neu aufgestellt worden waren, es handelte sich um eine Husarenkompagnie. Die Uniformen bestanden aus grünem Tuch. Die Gewehre fielen ob ihrer Schönheit besonders auf. 1739 bemerkten die Biberacher, daß die Heiligenberger erste Korporalschaft oder sechs Glieder in braunen Röcken erschienen, die mit gelben und schwarzen Fransen und gestickten, recht schönen Bandalieren besetzt waren. Die Graf truchsessisch, wolfeggische Kompagnie zeigte sich ebenfalls in ihren fünf oder sechs ersten Gliedern mit einem an einem langen Riemen mit vergoldeten Schnallen hängendem Hirschfänger.

Die Biberacher Kompagnien ritten bei der Rückkehr durch die im äußeren Klosterhof aufgestellten Einheiten und ließen sich bewundern. Sie waren stolz darauf, daß sie als einzige Gruppe in den inneren Klosterhof geleitet wurden. Sie ließen das „Heilige Blut“ an sich vorüberziehen.

Rückmarsch nach Biberach

Um 10.30 Uhr zogen die Reiter durch ein kleines Tor des Klosters Weingarten in Richtung Baienfurt ab, wo sie sich manchmal mit einem Glas Wein oder einem Bier während einer Viertelstunde „refrechieren“ (erfrischen) konnten, ritten

nach Gaisbeuren, wo sie zu Mittag aßen, aber gewöhnlich wurde diese Mahlzeit wiederum in Waldsee um 13.30 Uhr eingenommen und die Pferde gefüttert, um 15.30 Uhr abgeritten, und abends kehrte man zwischen 19.30 und 19.45 Uhr durch das obere Tor nach Biberach zurück. Wohl wollten die Ummendorfer sich schon vorher entfernen, man trat aber gegen sie 1781 mit scharfen Geschützen auf, drohte ihnen mit Ausschluß vom Ritt – so schrieben es auch die Statuten vor –, wenn sie nicht noch die kurze Strecke nach Biberach mitmarschierten, und wies darauf hin, daß manche „ausländische“ Reiter von Biberach aus noch vier Stunden benötigten, um nach Hause zu kommen. Deswegen wurden abends extra noch zwei Stadttore offen gelassen, denn bis die fremden Reiter sich selbst und ihre Pferde gespeist und getränkt hatten, verging noch einige Zeit. Die Biberacher Kompagnien umfaßten Männer aus 44 Ortschaften – also beinahe die Hälfte der jetzt mitreitenden Gruppen. Es taten sich dabei besonders hervor Mittenweiler, Volkersheim, Schemmerberg, Stafflangen, Warthausen, Birken-dorf, Burgrieden, Reinstetten, Baltringen, Mittelbiberach und Biberach selbstverständlich u. a.

Zum Blutfreitag gehört gewöhnlich auch Regen. Dieser veranlaßte die Reiter schon zum ersten Mal 1735 die blauen Mäntel auszupacken, die Standarten mit Futteralen zu überziehen und die Parade auf dem Marktplatz bei der Heimkehr ausfallen zu lassen. 1739 regnete es den ganzen Himmelfahrtstag.

Innerhalb von 8 oder 14 Tagen nach dem Blutritt mußten die Uniformen abgegeben werden, wenn der Kompagnieschneider sich darum sorgte, und der einzelne dazu willens war. Anfangs ging alles gut, aber im Laufe der Zeit wurde manches eingebüßt wegen Nachlässigkeit der Regimentschneider. Sie nahmen z. B. nicht die Numerierung der Röcke vor, zogen Straf- oder Umlaggelder bei Empfang oder Ausgabe der Uniformen nicht ein, so fehlten 1764 schon zehn Röcke, 1765 sogar 18 bis 20. Deshalb wurden Stimmen laut, den Regimentschneider Hueber zu entlassen und Meister Johann Brückner, der lange bei Meister Härle gelernt hatte, an dessen Stelle zu setzen.

1780 ließen die Biberacher nochmals neue Uniformen schneiden. Wie 1734 zog man wieder auf Werbung, um zu neuen Reitern zu kommen, es fehlten nämlich 20 Mann, und um die Finanzen aufzubessern. Um mehr Männer aus der Stadt zu erhalten, wurde der Vorschlag gemacht, von den Ansässigen nur 3 fl, von den Auswärtigen aber 5 fl zu verlangen. Dieser Plan fand aber beim Major kein Gehör, der sich nicht gegen die Gerechtigkeit verfehlen wollte. Die neuen Röcke sollten wieder 40 Jahre reichen. Dies war aber nicht mehr nötig, denn der Konstanzer Generalvikar verbot 1803 und 1804 die Teilnahme von Reitern an Bittgängen und am 28. Dezember 1812 den Blutritt von Weingarten, bei dem die Biberacher ohne Zweifel sich im 18. Jahrhundert vor allem aus religiöser Überzeugung und echter Verehrung zum Erlöserblut Christi hervorgetan hatten. Erst 1849 wurde der Blutritt wieder mit dem Priester und vier Standarten-trägern zu Pferd gehalten, nachdem König Wilhelm von Württemberg das Verbot aufgehoben hatte. Die Altdorfer Abordnung vermochte ihn zu überzeugen, daß mit dem Blutritt die Pferdezucht von neuem auflebe, ein Argument, das heute teils umgekehrt zu werten ist, denn mit dem Aufleben des Pferdesports gewinnt derzeit der Blutritt von Weingarten an Roß und Reiter.

Quellen:

1. Aigentliche Beschreibung, wan und wie die beede Uniform geklaydte Compagnien zu Pferd in allhiesiger freyen Reichs Statt Biberach in specie zu dem Weingart-schen heiligen Bluth-Ritt seyen aufgericht worden und waß sowohl bey anfang der aufstellung als auch biß daher bey denselbigen sich zugetragen habe. 1734–1740. 1764–1780. 69 Seiten Papier (fol.) Brandenburgische Kaplanei Biberach, E, 1. Bd. (handschriftlich/Tinte).
2. Rütth-Ordnung deren Statt und Landt Biberachischen alljährlich auf den heiligen Blueth-Rütth nacher Weingarten auß marchierenden Compagnien zue Pferd. 1734 August 16. 60 Seiten Papier (fol.), Goldschnitt. Einband: Pappe, rot mit Rokoko-Rankenwerk in Gold, Ecken und Rücken Weißleder. Brandenburgische Kaplanei Biberach (handschriftlich/Tinte).
3. 20 Artikel für die Kompagnien zum Blutritt nach Weingarten, handgeschrieben von Dominicus Tiberius Antonius Müller, Fourier, mit Unterschriften und Papiersiegeln der Kanzleien von Salem-Schemmerberg, Ochsenhausen, Schussenried, Stadion-Warthausen, Mittelbiberach-Ulm. 1737–1739. 12 Seiten (beschrieben) Papier (fol.), Goldschnitt. Einband: Pappe mit braun-rötlichem Samt überzogen. Vorsatz: Papier, rot mit goldenen Blüten und Blattornamenten. Brandenburgische Kaplanei Biberach.
4. Prothocola über die in betreff des H. Bluts Ritt nach Weingarten abgewandelte Punkten und Vorkommenheiten in des H. R. Reichs Stadt Biberach. 1740. 1764–1782. 7 Blätter Papier (fol.). Katholisches Pfarrarchiv St. Martin Biberach, Nr. 86 (handschriftlich/Tinte).

Literatur:

ALBERT SCHMITT, Die Benediktiner-Abtei Weingarten, Ravensburg 1924, Dorn'sche Buchhandlung.

Wertvolle Akten und Schriftstücke stellten dankenswerter Weise zur Verfügung Archivrat Dr. Kurt Diemer und das kath. Pfarramt St. Martin Biberach/Riß wie Herr Engelbert Schützbach aus Baidt bei Ravensburg.

Anschrif des Verfassers:

P. Dr. Gebhard Spahr OSB, D 7987 Abtei Weingarten, Postfach 1228

Jakob Jonas, Humanist und Staatsmann

VON KARL HEINZ BURMEISTER

Die Anfänge: Der Humanist

Jakob Jonas gehört zu den bedeutendsten Persönlichkeiten, die Vorarlberg im 16. Jahrhundert hervorgebracht hat. Dennoch mußte Franz Josef Weizenegger, der Begründer der Vorarlberger Landeskunde, feststellen: „Die Sammlung und Zusammenstellung seiner Schicksale konnte bisher nicht geschehen, und bleibt einem andern Freunde der vaterländischen Denkwürdigkeiten vorbehalten.“¹ Aber noch eine Generation später schrieb der große österreichische Biograph Konstantin von Wurzbach: „Noch ist sein Leben und Wirken nicht genugsam erforscht und wäre bei der großen Rolle, welche er seiner Zeit spielte, dieß eine dankenswerte Aufgabe.“²

Heute, hundert Jahre danach, sind wir im Grunde noch nicht viel weiter gekommen, wenn auch Anton Ludewig³ und Oskar Vasella⁴ eine Reihe neuer biographischer Daten ans Licht gebracht haben. Noch immer aber fehlt es an einer gut fundierten Jonas-Biographie.

Jakob Jonas ist um 1500 als Sohn des Leonhard Jon und der Klara Benzer in Götzis oder in Hohenems geboren. Über seinen Geburtsort bestehen einige Unklarheiten. Ganz fehl gehen die Meinungen, Jonas sei in Ulm⁵ oder in Konstanz⁶ geboren. Ebenso wenig läßt sich aus der Tatsache, daß Jonas sich in den Universitätsmatrikeln als Feldkircher ausgibt, ableiten, er sei in Feldkirch auf die Welt gekommen⁷. Denn es war üblich, als Herkunftsort den nächstliegenden bekannteren Ort anzugeben. Gegenüber der bisherigen Ansicht, Jonas sei in Götzis geboren, ist jedoch die Version ernst zu nehmen, daß Hohenems der Geburts-

1 FRANZ JOSEPH WEIZENEGGER, Vorarlberg, hg. v. Meinrad Merkle, 1. Bd., Innsbruck 1839, S. 72 f.

2 KONSTANTIN VON WURZBACH, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, 10. Bd., Wien 1863, S. 259.

3 ANTON LUDEWIG, Vorarlberger an in- und ausländischen Hochschulen vom Ausgange des XIII. bis zur Mitte des XVII. Jahrhunderts. Bern/Bregenz/Stuttgart 1920, S. 202–204.

4 OSKAR VASELLA, Abt Theodul Schlegel von Chur und seine Zeit 1515–1529. Kritische Studien über Religion und Politik in der Zeit der Reformation (= Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte, Beiheft 13) Freiburg/Schweiz 1954.

5 So GERHARD PFEIFFER, Der Augsburger Religionsfrieden und die Reichsstädte, Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben 61, Augsburg 1955, S. 218.

6 Falsche Vermutung von MARTIN FRECHT in einem Brief an Joachim Vadian. Vgl. Vadianische Briefsammlung, hg. v. Emil Arbenz und Hermann Wartmann. Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte 30, St. Gallen 1908, S. 30, Nr. 1173.

7 So aber noch WURZBACH, a. a. O., und J. FRANCK, Allgemeine deutsche Biographie, 14. Bd., Leipzig 1881, S. 491 f.

ort von Jakob Jonas ist. In einer zuverlässigen Quelle aus dem Jahre 1526 heißt es, er sei „von Emps bürtig im Schwäbelbad“⁸. Auf eine kurze Formel gebracht kann man die Streitfrage heute so lösen: Jonas wurde tatsächlich im Gebiet der heutigen politischen Gemeinde Hohenems geboren, kirchlich jedoch gehörte er in die Pfarre Götzis. Und da nach damaliger Ansicht das letztere entscheidend war, würde sich Jonas selbst als Götzner bezeichnen, während er heute als Hohenemser gelten müßte.

Zwischen 1518 und 1521 trat Jonas in die Stiftsschule der Prämonstratenser St. Luzi in Chur ein. Einer seiner Lehrer war Jakob Salzmänn⁹ aus Marbach, ein Freund Zwinglis und Vadians und früher Anhänger der Reformation, der später ein heftiger Gegner unseres Jakob Jonas wurde.

Am 23. April 1522 bezog Jonas die Universität Leipzig.¹⁰ Im Jahre darauf wechselte er an die Universität Wittenberg über.¹¹ Als Schüler des Gräzisten Philipp Melancthon und des Hebraisten Matthäus Aurogallus promovierte er am 24. September 1523 zum Baccalaureus der freien Künste.¹² Doch überwarf sich Jonas auch mit Melancthon. In gehässiger Weise charakterisiert Salzmänn Jonas während seiner Wittenberger Studentenzeit als vermessen und liederlich, als einen Prahler und Schwätzer, als einen Trinker und Schürzenjäger.¹³ Und er lastet es ihm besonders übel an, daß er ein großer Feind und Schmäher der Schweizer gewesen sei. Gemeint sind hier aber nur die Zwinglianer und der wahre Grund für diese Ausfälle dürfte sein, daß Jonas bereits in Wittenberg als Gegner der Reformation aufgetreten ist.

Schon im Frühjahr 1525 kehrte Jonas nach Chur zurück, ohne in Wittenberg sein Magisterexamen absolviert zu haben. Sein Bruder Wilhelm Jonas, der Pfarrer in Montlingen war, hatte ihn dazu bewogen, sich in Chur weihen zu lassen. In einem anschließenden Examen kam Jonas zu großen Ehren. Wiederum zeigte sich Salzmänn sehr verärgert, weil Jonas offen heraus über Luther und Melancthon geschimpft hatte. Dagegen fand Jonas die besondere Gunst des Abtes Theodul Schlegel, der ihn als Lehrer für das Griechische und Hebräische einstellte. Salzmänn, der nun sein Kollege wurde, konnte auch dazu eine abfällige Bemerkung nicht unterdrücken. Wie er an Zwingli schreibt, sei Jonas ein großer Schwätzer, dessen Gelehrsamkeit nicht über die Anfangsgründe der Wissenschaft hinausreiche.

Abt Theodul Schlegel hatte aber größere Pläne mit Jonas. Er sollte Rechtswissenschaft studieren, um dann Anwalt am geistlichen Gericht in Chur zu werden, wie bereits in den Jahrzehnten vorher mehrere Vorarlberger höhere Stellungen an der bischöflichen Kurie in Chur bekleidet hatten: die Feldkircher Johannes

8 Huldreich Zwinglis sämtliche Werke, Briefe, hg. v. E. EGLI, G. Finsler und W. Köhler, 8. Bd., S. 606 ff., Nr. 487.

9 Über ihn vgl. OSKAR VASELLA, Neues zur Biographie des Schulmeisters Jakob Salzmänn in Chur, nebst 6 Briefen an Bruno und Bonifaz Amerbach (1511–19), Zeitschrift für Schweizerische Geschichte 10, Zürich 1930, S. 479–501.

10 A. LUDEWIG (vgl. Anm. 3), S. 58, Nr. 72 „Jacobus Jan de Feldtkirchen“.

11 Ebenda, S. 128, Nr. 47 „Jacobus Jaen de Veltkirchen Curien. dioc. 15. Maij“.

12 JULIUS KÖSTLIN, Die Baccalaurei und Magistri der Wittenberger philosophischen Fakultät 1518–1537 (Osterprogramm der Universität Halle-Wittenberg 1888), Halle 1888, S. 14.

13 Zwingli-Briefe (vgl. Anm. 8), 8. Bd., Nr. 487.

Henggi, Georg Sattler, Michael Schmid und Christoph Metzler und der Bludenzener Johannes Fleisch.¹⁴ So wurde Jonas beurlaubt und nahm am 26. Februar 1526 in Tübingen seine Studien wieder auf.¹⁵ In dieser Zeit stand Württemberg unter habsburgischer Verwaltung und es gelang Jonas, bereits damals Verbindung zu dessen Regenten Ferdinand, dem späteren Kaiser Ferdinand I., aufzunehmen. Auf Grund einer Empfehlung Ferdinands erhielt Jonas am 1. Mai 1526 eine Professur für hebräische Sprache, zu der später auch noch ein Lehrauftrag für das Griechische trat. Die Besoldung betrug anfänglich 15 Gulden, sollte sich aber später auf 50 Gulden belaufen.¹⁶

Im Jahre 1527 bewarb sich Jonas um die Magisterwürde. Der Kanzler der Universität Tübingen, Ambrosius Widmann, wies ihn jedoch mit der Begründung zurück, daß er in Wittenberg studiert habe, diese Universität aber alle ihre Privilegien verloren hätte.¹⁷ Diese Entscheidung war zweifellos nicht gerechtfertigt, zumal Jonas selbst nie ein Freund des Protestantismus gewesen ist. Spätere Biographen haben ihm oft zum Vorwurf gemacht, er sei anfangs Protestant gewesen, um dann später aus Eigennutz zum alten Glauben zurückzukehren. Diese Darstellung, die ihre Ursache in dieser Entscheidung der Universität Tübingen hat, ist aber völlig falsch.¹⁸

Dies zeigt am deutlichsten Jonas' Auftreten auf der Badener Disputation. Auf Betreiben des Konstanzer Generalvikars und späteren Wiener Bischofs Johann Fabri hatten die katholischen Orte der Eidgenossenschaft Jakob Jonas zu diesem Streitgespräch zwischen dem Katholiken Johannes Eck und dem Reformierten Johannes Oekolampadius eingeladen, das am 16. Mai 1526 in Baden im Aargau stattfand. Tatsächlich erschien der Hebräischprofessor Jakob Jonas auf der Disputation, wo er für die katholische Sache eintrat. Am Ende der Disputation forderte der eidgenössische Ratsbote die Teilnehmer auf, sich für Eck oder Oekolampad zu erklären. Jonas gab seine Unterschrift für Eck ab, die der 1527 in Luzern gedruckte Bericht über die „Disputation vor den 12 Orten einer löblichen Eidgenossenschaft“ zeigt.

Die Hoffnungen, die Abt Schlegel auf Jonas gesetzt hatte, schienen sich zu erfüllen. Jonas war eine Karriere am geistlichen Gericht in Chur so gut wie sicher, da wurde der Abt zu Beginn des Jahres 1529 hingerichtet. Am 13. Februar 1529 schrieb Jonas an den Bündner Staatsmann Johannes Travers: „Was bei euch vorgeht, weiß ich nicht; aber ich erschrecke vor den bösen Folgen dessen, was ihr im Schilde führt. Ich höre, daß Ihr meinen Abt, meinen Gönner, zum Tode verurteilt habt. O der schweren Tat, die viele beklagen werden, die ich ewig beweinen muß! Es ist ein Jammer, daß ihr die, welche kurz zuvor bei euch in Ehren standen, bald ins Elend jaget, bald ihnen den Kopf abschlaget. So ist der

14 Vgl. OTTO P. CLAVADETSCHER, Die geistlichen Richter des Bistums Chur. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter (Jus Romanum in Helvetia, 1). Basel/Stuttgart 1964, S. 57 f.

15 A. LUDWIG (vgl. Anm. 3), S. 116, Nr. 64 „Jacobus Jana de Feldkirch“.

16 JOHANNES HALLER, Die Anfänge der Universität Tübingen 1477–1537. Stuttgart 1927, Reprint Aalen 1970, 1. Bd., S. 313 und 2. Bd., S. 122 f., wo auch die einschlägigen Akten des Universitätsarchivs verzeichnet sind.

17 J. HALLER, a. a. O., 1. Bd., S. 77.

18 So mit Recht A. LUDEWIG (vgl. Anm. 3), S. 204 gegen J. FRANCK (vgl. Anm. 7) u. a.

menschliche Sinn; er denkt nicht an den Wechsel der Dinge und an die Zukunft. Stolz vergißt er im Glück das Maß. Es kann noch die Zeit kommen, da ihr euren Abt wieder lebend wünscht. Mich schmerzt sein Schicksal tief. Mir ist ein Freund, ein Gönner entrissen.“¹⁹

Über Jonas' Tätigkeit als Hebraist sind wir nur unvollkommen unterrichtet. Sein Lehrauftrag, der ursprünglich auf ein Jahr befristet war, wurde in den folgenden Jahren immer wieder erneuert. Im März 1530 wurde er einmal mit einer Geldbuße belegt, weil er seine Vorlesungen vernachlässigt hatte. Trotzdem machte sich Jonas in seiner 6jährigen Tätigkeit als Hebraist unter den Humanisten einen Namen. Einer der größten Hebraisten der Zeit, Sebastian Münster, stand mit Jonas in einem fachlichen Briefwechsel.²⁰ Und ein nicht weniger bedeutender Orientalist, Johann Albrecht von Widmannstetter, sollte später sein Schwiegersohn werden. Auch der französische Orientalist Guillaume Postel lobte Jonas' Gelehrsamkeit. Noch ist der Schülerkreis von Jonas nicht erforscht; wir wissen nur, daß Widmannstetter sein Schüler war. Auch ist uns die Lehrmethode des Jakob Jonas weitgehend unbekannt. Wie Münster und Oekolampad vertrat Jonas jedenfalls die auf theologischen Erwägungen gestützte Auffassung von der Einheit des Hebräisch- und Griechischunterrichts, die von anderen Hebraisten entschieden abgelehnt wurde. Da sich in Widmannstetters Bibliothek Münsters hebräisches Lexikon in einer Ausgabe von 1525 erhalten hat, besteht Grund zu der Vermutung, daß Jonas seinem Unterricht Münsters Lehrbücher zugrunde gelegt hat. Münster nennt Jonas auch 1526 in seiner Ausgabe der Logik des Moses Maimonides, die dem Löwener Hebraisten Johannes Campensis gewidmet ist.²¹ So befand sich Jonas auf dem besten Wege, ein bekannter Hebraist zu werden. In den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts war die Hebraistik noch eine sehr junge Wissenschaft, so daß hier jeder Name zählen muß. Auch Jonas hat in seiner Tübinger Zeit eines der Ziele des Humanismus, die Kenntnis der heiligen Sprache zu verbreiten, mit Erfolg gefördert. Und noch seine Grabschrift kennzeichnet ihn als einen vorzüglichen Kenner des Lateinischen, Griechischen und Hebräischen.

Neben seiner Lehrtätigkeit studierte Jonas die Rechte. Schon früh taucht er in den Universitätsakten als „Fürsprech“ oder Anwalt auf. 1532 erhielt Jonas den begehrten Grad eines Doktors der Rechte. Der Grundstein für seine spätere Laufbahn war damit gelegt.

So konnte Jonas am 2. Februar 1533 auf seine Professur verzichten. Allerdings wollte er sich die Rückkehr offen halten, worauf sich der Senat jedoch nicht einließ. Es wurde ihm aber zugesagt, daß man ihn bei einer neuerlichen Bewerbung nach Möglichkeit berücksichtigen werde. Am 4. April 1533 ist Jonas ein letztes Mal in Tübingen nachweisbar, wo er für einen Prozeß, in dem er als Anwalt fungierte, einen Stellvertreter benannte. Bald darauf verließ er die Universitätsstadt am Neckar, um als Jurist in die Dienste des Bischofs von Konstanz

19 GEORG MAYER, Geschichte des Bistums Chur, Stans 1914, 2. Bd., S. 87.

20 SEBASTIAN MÜNSTER, Dictionarium trilingue, Basel 1530, Vorrede. Hervorzuheben ist, daß Münster und Jonas in hebräischer Sprache korrespondiert haben.

21 SEBASTIAN MÜNSTER, Logica Sapientis Rabbi Simeonis, Basel 1526, Vorrede. Mit Johannes Campensis und Matthäus Aurogallus zählt Münster Jonas zu den führenden Hebraisten der Zeit.

einzutreten. Dies bedeutete eine entscheidende Wende für Jonas' Zukunft. Seine Laufbahn, die in den Bahnen eines humanistischen Gelehrten und Universitätsprofessors vorgezeichnet schien, nahm eine Wendung in eine ganz andere Richtung, die eines Diplomaten und Staatsmannes.

Der Aufstieg: Der Diplomat und Richter

Jakob Jonas hatte sich als Lektor für hebräische Sprache und als Anwalt des Universitätsgerichtes in Tübingen bereits einen Namen gemacht, als er 1533 in die Dienste des Bischofs von Konstanz trat.

Im Februar 1532 war in der Pfarrkirche von Überlingen Graf Johann von Lupfen gegen den Kandidaten des Königs, den Domherrn Georg Sigmund von Hohenems, zum Bischof gewählt worden.²² Johann von Lupfen, der über seine Wahl wenig begeistert war, stellte allerlei Bedingungen und suchte die päpstliche Konfirmation möglichst lange hinauszuschieben. Die übliche Frist von drei Monaten wurde mehrfach verlängert. In dieser Zeit verhandelte sogar Abt Gerwig Blarer von Weingarten im Auftrage des Johann von Lupfen mit dem Bischof von Brixen, daß dieser das Bistum Konstanz übernehmen sollte. Diese Pläne zerschlugen sich aber. Jakob Jonas konnte am 17. Dezember 1533 in Rom die Konfirmation erreichen, was er am 23. März 1534 dem versammelten Konstanzer Domkapitel mitteilte.²³ Damit hatte Jonas seinen ersten größeren diplomatischen Auftrag zu einem erfolgreichen Ende geführt.

In der Folge hielt sich Jonas, sofern er nicht auf Reisen war, hauptsächlich in Meersburg auf. Das wichtigste Problem der bischöflichen Politik unter Johann von Lupfen war der Abfall der protestantischen Gebiete des Bistums in der Schweiz und in Württemberg.²⁴ So eifrig Jonas dem Bischof in diesen Fragen auch zur Seite stand, er konnte dieser Entwicklung keinen Einhalt gebieten. Es war dies eine bittere Erfahrung, die Jonas während seiner Konstanzer Tätigkeit machen mußte; und dies hat ihn sicherlich in seiner unbeugsamen Haltung gegenüber der Reformation bestärkt.

Bischof Johann von Lupfen resignierte im März 1537. Mit ihm scheint auch Jonas sein Amt als bischöflicher Kanzler zur Verfügung gestellt zu haben. Am 9. Februar 1537 ist Jonas ein letztes Mal in Meersburg nachzuweisen, wo Abt Gerwig Blarer ihn um die Ausfertigung bestimmter Briefe bat, da er reisefertig an den königlichen Hof sei.²⁵ Sein Nachfolger unter dem neuen Bischof Johann von Weeze wurde abermals ein bekannter Orientalist, Andreas Masius aus Brüssel.

Von allen Jonas-Biographen wird die Heirat des Jakob Jonas mit Anna Elisabeth Eisengrein als eine wichtige Stufe für seine Karriere betrachtet. Sie war die

22 AUGUST WILLBURGER, Die Konstanzer Bischöfe Hugo von Landenberg, Balthasar Merklin, Johann von Lupfen (1496–1537) und die Glaubensspaltung, Diss. Tübingen, Münster i. W. 1917, S. 171 ff.

23 Ebenda, S. 179.

24 K. J. GLATZ, Über Johann V., Bischof von Constanz vom Jahre 1532–1537, Freiburger Diöcesan-Archiv 4, 1969, S. 132; A. WILLBURGER, a. a. O.

25 HEINRICH GÜNTER, Gerwig Blarer, Briefe und Akten, 2 Bde., Stuttgart 1914/21. 1. Bd., S. 301, Anm. 2.

Tochter des 1531 verstorbenen Stuttgarter Bürgermeisters Martin Eisengrein und der Agathe Schnell. Die Eisengrein waren eine einflußreiche Juristenfamilie. Jakob Eisengrein, ein Schwager des Jakob Jonas, war Jurist am Reichskammergericht in Speyer. Von Jonas' Neffen wurde Balthasar Eisengrein württembergischer Hofrichter, Johannes Generalvikar in Regensburg und Rektor in Ingolstadt und Martin Eisengrein ein berühmter Theologe. Deren Vater Johannes wurde Reichshofrat und Kanzler, ein anderer Vetter Wilhelm Eisengrein Jurist und Domherr in Speyer. Ein Teil der Familie gehörte dem evangelischen Bekenntnis an.

Anna Elisabeth Eisengrein hatte bereits am 30. September 1525 eine außereheliche Tochter geboren, deren Vater Herzog Ludwig X. von Bayern war. Diese Tochter Anna wurde von Jonas adoptiert; sie heiratete 1542 in Landshut Johann Albrecht von Widmannstetter, den bekannten Orientalisten und Juristen, der 1552 Kanzler von Niederösterreich wurde. Er war Besitzer einer überaus wertvollen Bibliothek, die später den Grundstock der Orientaliensammlung der Bayerischen Staatsbibliothek in München bilden sollte.

Am 21. Januar 1538 wurde Jonas zum Beisitzer des Reichskammergerichtes für den fränkischen Kreis bestellt. Er blieb in diesem Amt bis zum 12. April 1541, wo er auf eigenen Wunsch hin entlassen wurde.²⁶ Die Glaubenskämpfe spielten in dieser Zeit eine bedeutsame Rolle. Und wir sehen hier Jonas wieder in der Gruppe der kämpferischen Katholiken stehen. Es ist die Zeit, wo Martin Luther das Kammergericht als eine „Teufelshure“ beschimpfte und der Straßburger Reformator Martin Butzer Konrad Braun „des camergerichts giftigsten redlinführer“ nannte. Der Schwabe Konrad Braun und der Luxemburger Matthias Held waren die Wortführer dieser Politik der Stärke gegenüber den Protestanten. Und es überrascht uns keineswegs, wenn der Ulmer Reformator Martin Frecht an Vadian nach St. Gallen berichtete, daß Braun, Held und Jonas in engster Freundschaft verbunden seien und es ihr eigentlicher Beruf wäre, Feinde des Evangeliums zu sein. In der Unterdrückung des lutherischen Evangeliums stimmten diese so überein, daß es keine fanatischere und schädlichere Verschwörung geben könne.²⁷

Präsident unter den Beisitzern war um diese Zeit Graf Wilhelm Werner von Zimmern, einer der Mitarbeiter der bekannten Zimmerschen Chronik. Er hat uns manche Einzelheit über Jakob Jonas hinterlassen, die allerdings größtenteils aus einer späteren Zeit stammen, in der Jonas nicht mehr Beisitzer am Reichskammergericht war. Obwohl auch Graf Zimmern ein Gegner der Protestanten war, stand er doch über den Dingen. Er liebte die leichte Seite des Lebens mehr und dürfte mit Jonas mehr gesellschaftlich als politisch verkehrt haben. So berichtet der Graf lieber über komische Situationen und Schwänke, die ihm in seiner Gerichtspraxis begegneten, wie er auch von Jonas meldet, er habe im Scherz häufig über seine Landsleute von Götzis gesagt: „Das Wetter ist haiss und des Madle faiss.“²⁸

Am 10. März 1541 erhielt Jakob Jonas eine kaiserliche Anerkennung für seine

26 SIMON GÜNTHER, *Thesaurus Practicantium*, Speyer 1608, Bl. b³.

27 Vadianische Briefsammlung (vgl. Anm. 6), 6. Bd., S. 30, Nr. 1173.

28 KARL AUGUST BARACK, *Zimmerische Chronik*, 2. Aufl., 4 Bde., Freiburg/Tübingen 1881/82. 2. Bd., S. 557.

treuen Dienste. Mit einer in Regensburg ausgestellten, vom Kaiser eigenhändig unterschriebenen Urkunde erhob Karl V. „des Reichs getreuen Jakobem Jon, sunst Jonas genannt, Lerer der Rechten“ und dessen Bruder Benedikt Jonas sowie alle ihre Nachkommen in den Adelsstand mit dem Prädikat „Jonas von Buch und Udelberg“.²⁹ Zugleich erhielten sie das Recht, ein Wappen zu führen: „Ein gelber oder goldfarbiger Schild, im Grund desselben drei Felsen nebeneinander, darauf ein schwarzer Gembs mit Gehörn mit ausgeschlagener Zunge, den rechten vordern Fuß zum Sprung und mit dem linken auf dem vordern Berg und die andern zween Fueß auf den andern zweyen Bergen haltend.“ Ein unter reichlicher Verwendung von Gold prächtig illuminiertes Wappenbrief in einer Ausfertigung vom 1. November 1554 wird heute noch im Vorarlberger Landesarchiv in Bregenz aufbewahrt.³⁰ Im Jahre 1928 hat die Vorarlberger Landesregierung der Marktgemeinde Götzis ein diesem Jonaswappen nachgebildetes Gemeindewappen verliehen.

Im April 1541 trat Jonas als Kanzler in die Dienste des Erzbischofs von Mainz und Magdeburg Albrecht von Brandenburg. Lange Zeit hatte dieser Kirchenfürst eine konziliante Politik verfolgt. Seit 1541 wurde er jedoch ein erbitterter Gegner der religiösen Neuerung, wobei zweifellos Jonas ihn in diesem politischen Kurswechsel bestärkt hat. Mainz wurde zu einem Zentrum der Gegenreformation. Auf dem Regensburger Reichstag von 1541, auf dem auch Jonas, Held und Braun erschienen, war Albrecht von Brandenburg mit Pierre Lefèvre, einem Gefährten des Ignatius von Loyola, zusammengetroffen. Man wird hier auch die Anfänge der engen Beziehungen von Jonas zu den Jesuiten zu suchen haben. Am 9. Mai 1543 berichtete Martin Frecht noch einmal an Vadian, Jonas und der bayerische Kanzler Leonhard von Eck hätten abermals zu einem Schlag gegen die Protestanten ausgeholt, seien aber nicht zum Ziele gekommen.³¹

Im Oktober 1543 kam es zu einem Gegenschlag der Protestanten gegen Jonas. Sie sprengten eine Kommission zur Visitation des Reichskammergerichtes, in der sie Jonas nicht akzeptieren wollten. Es wurde vorgebracht, Jonas sei der Hauptförderer der Urteile gegen die Protestanten gewesen. Als Visitator werde er seine ehemaligen Kollegen begünstigen, die Visitation nach seinem Gefallen leiten und entsprechend darüber berichten, eine ordentliche Visitation würde er bewußt verhindern. Es bestehe auch der Verdacht, daß er die Beisitzer über die geheime Visitation informieren werde und ihnen Hinweise geben würde, wie sie sich verhalten sollten.³²

Jonas fügte sich dem juristisch einwandfreien Argument seiner Befangenheit, soweit die Visitation Fälle betraf, an denen er selbst beteiligt war. Unterstützt vom Kaiser, gab er aber im übrigen nicht nach. Eine Einigung kam nicht zustande, was bald darauf zu einer zeitweisen Sistierung des Gerichts führte.

Wenig später schied Jonas als Kanzler des Erzbischofs von Mainz aus, um sich in die Dienste des Königs zu begeben, wo seine steile Karriere im Staatsdienst ihren Höhepunkt erreichte.

29 Der Wappenbrief ist im vollen Wortlaut abgedruckt in dem Aufsatz von HANS ENDER, Jakob Jon, Heimat 12, 1931, S. 175–183.

30 Vorarlberger Landesarchiv, Urkunde Nr. 5767.

31 Vadianische Briefsammlung (vgl. Anm. 6), 6. Bd., S. 223.

32 Stadtarchiv Augsburg, Lit. 1543 30/9, 3/10, 16/10, 20/10, 27/10.

Der Höhepunkt: Der Kanzler Ferdinands I.

Zu Beginn des Jahres 1544 trat Jakob Jonas sein Amt als Kanzler des Königs Ferdinand an. Schon im Oktober 1543 ging das Gerücht, daß Jonas Kanzler Ferdinands geworden sei,³³ er war offenbar schon Monate früher für dieses hohe Amt ausersehen worden. Jonas hatte innert 10 Jahren eine Reihe hoher politischer Ämter innegehabt: er war als Kanzler des Bischofs von Konstanz und des Erzbischofs von Mainz mit der Verwaltung der Reichsbistümer vertraut geworden. Er hatte viele politische Aufträge in Italien und auf den Reichstagen erfüllt. Er hatte als Beisitzer des Reichskammergerichtes die Praktiken dieses Gerichts und dessen politische Bedeutung kennengelernt. Er hatte gelernt, sich auf dem diplomatischen Parkett zu bewegen. Besonders aber hatte er sich als treuer Gefolgsmann der katholischen Kirche bewiesen. So hatte sich Jakob Jonas für sein Amt als Kanzler des Königs Ferdinand qualifiziert, das ihm den Höhepunkt seiner Laufbahn bringen sollte.

Es ist nicht möglich, hier alle Amtshandlungen des Kanzlers Jonas darzustellen. Wir gewinnen aber doch schon einen Einblick in seine Amtsführung, wenn wir uns einige seiner Handlungen vor Augen führen.

Vorarlberg spielt nur vereinzelt in die Amtsgeschäfte des Kanzlers hinein. So beklagte sich im März 1544 der Feldkircher Vogt Ulrich von Schellenberg bei Jonas, die Vorarlberger Landstände hätten nur eine geringe Türkenhilfe bewilligt, weil man ihre Beschwerden gegen den Landrichter in Schwaben nicht genügend berücksichtigt habe.³⁴ Ein anderes Mal wird Jonas 1552 bemüht, als es darum ging, gefangene Landsleute aus der türkischen Gefangenschaft auszulösen.³⁵

In die höhere Politik führt uns ein von Jonas am 16. August 1546 in Prag unterzeichnetes Mandat König Ferdinands gegen Herzog Johann Friedrich von Sachsen, einen der Führer des protestantischen Schmalkaldischen Bundes.³⁶ Aus dem Schmalkaldischen Krieg hat sich ein Brief des Jakob Jonas an Abt Gerwig Blarer von Weingarten erhalten, der aus Eger am 13. April 1547 datiert ist. „Kaiser und König sind heute von hier aus gegen Adorf ins Vogtland aufgebrochen, um gegen den Ächter von Sachsen zu ziehen, samt Fürsten und einem trefflichen Kriegsvolk. Der Ächter ist zue Geita bei Rochlitz ufgebrochen und gen Meissen an die Elb gezogen, nähert sich Wittenberg. Ich acht, er wöll seinem natürlichen herren platz geben. Hoff, der krieg söll bald zue guetem end komen.“³⁷ Johann Friedrich von Sachsen wurde gefangen und blieb mehrere Jahre in Innsbruck inhaftiert. Mit Abt Gerwig Blarer verband Jonas seit Jahren eine enge Freundschaft. Wiederholt hat Jonas auch die Klöster Weingarten und Ochsenhausen juristisch beraten.³⁸

Besonders ins Licht tritt Jonas auf dem Augsburger Reichstag von 1547/48. Nach dem Sieg über die Protestanten befand sich der Kaiser auf dem Höhepunkt

33 Vadianische Briefsammlung (vgl. Anm. 6), 6. Bd., S. 262.

34 Blarer-Briefe (vgl. Anm. 25), 1. Bd., S. 513, Nr. 713.

35 Vorarlberger Landesarchiv, Urkunde Nr. 5575.

36 Vorarlberger Landesarchiv, Urkunde Nr. 6535.

37 Blarer-Briefe (vgl. Anm. 25), 2. Bd., S. 42.

38 Ebenda, 2. Bd., S. 154 u. 386.

seiner Macht und Jonas konnte aus dieser starken Position manchen Erfolg für das Haus Habsburg erzielen. Er selbst führte Verhandlungen mit der rebellischen Stadt Augsburg.³⁹

Neben der politischen wird aber auch die gesellschaftliche Rolle, die Jonas auf dem Augsburger Reichstag gespielt hat, deutlich. Jonas wohnte bei dem Augsburger Bürger Sebastian Neithart.⁴⁰ Wie alle andern Abgesandten des Reichstages empfing auch Jonas ein Ehrengeschenk der Stadt. Nach dem Augsburger Schenkbuch erhielt „Doktor Jonas, königlicher Majestät Oberster Kanzler“ 14 Kannen Wein und „ein Ziberli Fisch“. Am 5. November 1547 war Jonas gemeinsam mit Graf Wilhelm von Nassau Gast des Bischofs von Würzburg.⁴¹ Mehrfach hatte Jonas den Grafen Wilhelm Werner von Zimmern zu Gast.⁴² Dabei kam er einmal in eine unangenehme Situation, als der Markgraf Johann von Brandenburg aus Scherz das vor dem Hause des Kanzlers angebundene Pferd des Grafen von Zimmern wegführen ließ, um diesen zu zwingen, zu Fuß nach Hause zu gehen. Ein anderes Mal war Jonas mit dem Grafen von Zimmern und einigen andern Personen Gast des Erzbischofs von Trier. Der Graf und der Kanzler wollten nach dem Genuß etlicher Viertel starken Rheinweins gemeinsam zu Fuß nach Hause gehen, als Jonas ebenfalls trunkener Diener zum allgemeinen Gespött seines Herrn mit der Laterne die Stiege hinunterfiel. Jonas ärgerte sich zunächst sehr darüber, stimmte aber schließlich doch in das Gelächter mit ein.

Die Freundschaft und Bekanntschaft von Jakob Jonas war, wie diese Beispiele zeigen, sehr begehrt. Viglius von Zwichem, der Präsident des niederländischen Staatsrates in Brüssel, erinnerte sich mit Begeisterung, daß er mit Jonas zusammengetroffen war. Graf Wilhelm Werner von Zimmern, Zwichem und Jonas zeigten sich als besonders gute Freunde. Wie hoch Jonas aber auch in der Gunst des Kaisers stand, zeigt die Tatsache, daß er Jos Niklas von Zollern, einen Neffen des Grafen von Zimmern, der beim Kaiser in Ungnade gefallen war, wieder mit ihm ausöhnen konnte.⁴³

In der Folge hielt sich Jonas längere Zeit in Speyer auf, um im Auftrag des Königs am Kammergericht gegen Württemberg zu prozessieren.⁴⁴ In diesen langwierigen Prozessen gegen die Herzöge Ulrich und Christoph von Württemberg wird Jonas als ein feuriger Redner geschildert, der mit hitzigen Worten seine Rechtsansichten vorzutragen pflegte. Noch einmal taucht bei dieser Gelegenheit Graf Wilhelm Werner von Zimmern auf, der 1548 von Karl V. zum Kammerrichter bestellt wurde. In einem sehr persönlichen Brief beglückwünschte Jonas seinen Freund zu diesem Amt: er werde auch seine alten Spießgesellen in Speyer wiederfinden. Er und Balthasar Stumpf seien da, der Graf solle daher möglichst

39 Stadtarchiv Augsburg, Litteralien 1547 19/4; 1548 verhandelt Jonas mit Claudius Pius Peutingen, vgl. Chroniken der deutschen Städte, 32. Bd. (= Augsburger Chronik Paul Hector Mairs I., Chronik von 1547–1548), Leipzig 1917, S. 61.

40 Stadtarchiv Augsburg, Schenkbuch 1547/48.

41 Ewald Creutzners Diarium über den Reichstag zu Augsburg 1547/48, hg. v. PAUL GLÜCK, Archiv des Historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg 47, Würzburg 1905, S. 309.

42 Zimmerische Chronik (vgl. Anm. 28), 3. Bd., S. 570 ff.

43 Ebenda.

44 VIKTOR ERNST, Briefwechsel des Herzogs Christoph von Wirtemberg, 4 Bde., Stuttgart 1899–1907, passim.

bald kommen. Sollte etwa ein „Kolbsrotz“ einen neuen Aufruhr machen, so tät man ihm eins aufs Maul. Denn der Graf werde als Kammerrichter fein zu züchtigen wissen, daß eine andere Eselshaut die Ohren ducken und desto weniger „herfürguglen“ lassen werde.⁴⁵ Dieser vertrauliche Ton ist ebenso bezeichnend wie die derbe Ausdrucksweise, die diese Zeit beherrscht. Zugleich spürt man, daß Jonas gewillt war, die veränderten Machtverhältnisse im Sinne der Politik Habsburgs ausnutzen zu wollen.

Auch in der Innenpolitik konnte Jonas Erfolge verbuchen, wobei hier nur auf die Reform der Universität Wien vom Jahre 1554 verwiesen sei.⁴⁶ Schon 1548 wird Jonas als Mitglied der Wiener Juristenfakultät erwähnt.⁴⁷ Der Humanist Kaspar Brusch widmete Jonas in einem Lobgedicht auf Österreich einige Verse und nennt ihn unter den Gelehrten des Wiener Hofes neben Sigmund von Herberstein und Wolfgang Lazius.⁴⁸ Und Georg Eder preist Jonas als einen der großen Wohltäter und als Patron der Wiener Universität.⁴⁹ Bedeutenden Anteil an dieser Reform von 1554 hatte Jonas' Schwiegersohn Johann Albrecht von Widmannstetter, der sich 1553 auch in die Wiener Matrikel einschrieb. Die Reformation der Universität trägt neben der Unterschrift des Königs die seines Kanzlers. Die immer wieder hervorgehobene Tatsache, Jonas habe die Jesuiten nach Wien geholt, erscheint vor diesem Hintergrund in einem neuen Lichte. Die Wiener Matrikel weist im Herbst 1553 die ersten Jesuiten auf, vor allem Niederländer, unter denen berühmte Namen wie Petrus Canisius aufscheinen; insgesamt wurden acht Brüder der Gesellschaft Jesu eingeschrieben.

1553 haben sich auch Jonas' Neffen Martin Eisengrein und Jakob Sandholzer in Wien immatrikuliert; 1555 folgte Rudolf Jonas. Martin Eisengrein trat unter dem Einfluß von Jonas zum katholischen Glauben über. Er wurde zu einem der bekanntesten Theologen der Gegenreformation, ein volkstümlicher Prediger und fruchtbarer Schriftsteller, der auf theologischem Gebiet das zu vollenden versuchte, was Jonas auf politischem Gebiet angestrebt hatte.

Auf dem Reichstag von 1555, auf dem der Augsburger Religionsfriede ausgehandelt wurde, zeigte sich Jonas noch einmal als unbeugsamer Verfechter des Katholizismus. Unterstützt von Konrad Braun verfaßte er den Entwurf der königlichen Friedensresolution, die weit über die Forderungen der katholischen Stände hinausging.⁵⁰ Vor dem versammelten Reichstag ließ sich Jonas sogar zu der Äußerung hinreißen, daß die Neugläubigen, wie er selbst die Protestanten zu nennen pflegte, in kurzer Zeit dahin geraten würden, daß sie auch von keinem Gott mehr wissen würden.

45 Zimmerische Chronik (vgl. Anm. 28), 3. Bd., S. 588.

46 CLAUDIA HELBOK, Vorarlberger an der Alma Mater Rudolfina, Montfort 17, 1965, S. 89.

47 Ebenda, S. 89.

48 ADALBERT HORAWITZ, Capsar Bruschius. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus und der Reformation. Prag/Wien 1874, S. 136. Horowitz verwechselt Jakob Jonas mit dem Wittenberger Reformator Justus Jonas, vgl. S. 117.

49 GEORG EDER, Catalogus rectorum, Wien 1559, S. 90, bemerkt zum 29. Dezember 1558: „moritur I. C. Iacobus Ionas Caes. Maiest. intimus consiliarius et Proconcellarius Imperii, optimus huius Academiae fautor et patronus fidelissimus.“

50 G. PFEIFFER (vgl. Anm. 5), S. 255.

Jonas wurde für seine Treue zum Hause Österreich vielfältig belohnt. Neben seinem Gehalt von tausend Gulden – als Tübinger Professor hatte er anfangs nur 15 Gulden bekommen – erhielt er 1546 die Feste Montfort bei Götzis⁵¹, ferner den Jonenhof in Götzis und 1555 den Sitz Amberg. Diese Reichtümer erregten vielfach Neid und viele Feindschaften waren die Kehrseite seines großen Einflusses. Der Graubündner Reformator Johannes Fabricius nannte Jonas einen Feind Gottes und der Heiligen und verbreitete das Gerücht, Jonas habe auf dem Sterbebett bereut, aus Geldgier und Ehrgeiz das Evangelium so heftig verfolgt zu haben.⁵² Solcher Haß gipfelte in einem Lied, in dem Jonas vom Teufel geholt wird.⁵³ Aber auch im kaiserlichen Lager hatte Jonas heimliche Gegner: den Bischof von Arras Granvelle, Georg Sigmund Seld und einige andere, von denen einer schrieb: Jonas sei dem König Ferdinand ein gefährlicher Diener, der ihn in das weite Meer führe, so daß er nicht mehr landen könne.⁵⁴ Ein Gegner Jonas' war auch der spätere Kaiser Maximilian II.⁵⁵ Solche Äußerungen bestätigen aber nur, wie großen Einfluß Jonas auf die politische Entwicklung dieser Jahre gehabt hat. Von seinen Freunden sind die Räte Balthasar Stump, Georg Gienger und Johann Ulrich Zasius zu erwähnen. Zasius, der Jonas ebenso nahe stand wie Widmannstetter, wurde sein Nachfolger als Vizekanzler.

Den Höhepunkt seines Einflusses erreichte Jonas, als Kaiser Karl V. im September 1556 abdankte. Jonas führte nun auch die Geschäfte der Reichskanzlei.⁵⁶ Als König Ferdinand im März 1558 zum Kaiser erhoben wurde, zeichnete Jonas die Wahlkapitulation gegen.⁵⁷

Gegen Ende des Jahres 1558 erkrankte Jonas auf einer Reise von Wien nach Augsburg, wohin er dem Kaiser auf einen Reichstag folgte. Er hoffte nach Ingolstadt zu erreichen, um dort im Hause seines Freundes, des niederländischen Juristen Nikolaus Everhard, Ruhe und Pflege zu finden. Doch ereilte ihn am 28. Dezember 1558 in Abensberg der Tod.⁵⁸ In der Universitätskirche St. Moritz in Ingolstadt fand Jonas seine letzte Ruhestätte.⁵⁹

51 ANDREAS ULMER, Die Burgen und Edelsitze Vorarlbergs und Liechtensteins, Dornbirn 1925, S. 710.

52 Ebenda, S. 769.

53 Bullingers Korrespondenz mit den Graubündnern, hg. v. TRAUGOTT SCHIESS, 2. Bd., 1557–1566 (Quellen zur Schweizerischen Geschichte, 24), Basel 1905, S. 149 (vgl. auch S. 123).

54 BERNHARD RAUPACH, Zwifache Zugabe zu dem evangelischen Österreich, Hamburg 1744, S. 93.

55 V. ERNST (vgl. Anm. 44), 1. Bd., S. 63.

56 EDUARD VON KAUSLER und THEODOR SCHOTT, Briefwechsel zwischen Christoph, Herzog von Württemberg und Petrus Paulus Vergerius, Tübingen 1875, S. 165: „... Maximilianum solere graviter objurgare et vexare Jonam vicecancellarium, quando eum audit laudare Papam et Romanam ecclesiam“ (1558).

57 HEINRICH KRETSCHMAYR, Das deutsche Reichsvizekanzleramt, Archiv für österreichische Geschichte 84, Wien 1898, S. 381 ff. (S. 400).

58 J. FRANCK (vgl. Anm. 7), S. 492.

59 A. LUDEWIG (vgl. Anm. 3), S. 203.

60 Text der Grabschrift bei JOSEPH VON BERGMANN, Verzeichnis der Jünglinge aus den deutsch-österreichischen Erblanden, welche vom Jahre 1502–1560 an der Universität zu Wittenberg studierten, Österreichische Blätter für Literatur und Kunst, Geschichte, Geografie, Statistik und Naturkunde 1, Wien 1844, S. 230.

Mit Jakob Jonas war einer der führenden Staatsmänner der Regierungszeit Ferdinands I. gestorben. Als Vizekanzler (einen eigentlichen Kanzler gab es nicht) hatte er Einblick in den gesamten Einlauf und Auslauf gehabt und war so wie kein zweiter über alle politischen Vorgänge informiert. Durch die unfehlbare Konsequenz, mit der Jonas seine Ziele verfolgte, imponiert er uns als eine starke Persönlichkeit. Inwieweit seine Politik auf der andern Seite glücklich oder unglücklich war, ist nicht unsere Aufgabe, zu beurteilen. Es bleibt aber die Tatsache, daß Jonas seine Zeit mitgestaltet hat. Darüber hinaus erscheint uns Jonas noch in einer andern Hinsicht bedeutungsvoll, indem mit ihm erstmals ein Voralberger aus bauerlicher Familie in ein führendes Amt des österreichischen Staates gelangte, das bis dahin ein ausschließliches Reservat des Adels gewesen war. Daß er sich aus eigener Kraft diesen Einbruch in geheiligte Traditionen schaffen konnte, macht ihn nicht zuletzt zu einer denkwürdigen Gestalt unserer Geschichte.

Anschrift des Verfassers:

DDR. Karl Heinz Burmeister, A 6900 Bregenz, Belruptstraße 41

Ösch und Breite am Bodensee

Befund und Fragestellungen

VON FRIEDRICH WALTER

Zielsetzung

In den Gemarkungen am Bodensee ist als Gewinn-Name die Bezeichnung „Ösch“ allgemein verbreitet. Weniger auffällig, aber auch ziemlich häufig, tritt die Bezeichnung „Breite“ auf. Vor allem HANS JÄNICHEN¹ ist es zu danken, daß über die agrarwirtschaftliche Entwicklung des schwäbischen Raumes recht gute Erkenntnisse gewonnen wurden. Es wird heute angenommen, daß im Mittelalter „Ösch“ das Bauernland, „Breite“ dagegen das Herrenland kennzeichnete, daß also in diesen Flurnamen² im Bodenseeraum bedeutsame Tatsachen offenkundig werden.

Wenn jedoch die Flurnamen „Esch“ und Breite nebeneinander und jeweils in einem bestimmten Gegensatz zueinander in weiter Entfernung vom Bodensee, rund 500 km entfernt, im Münsterland in Westfalen auftreten, dann gewinnt die Sachlage, hier wie dort, noch weitere, ganz andere und recht wesentliche Gesichtspunkte. Es lohnt, diese und ihre möglichen Zusammenhänge kurz zu erörtern.

Unterlagen im Bodenseeraum

Um einen Überblick über die Verbreitung der Flurnamen zu bekommen, bieten die Katasterunterlagen, insbesondere die Katasterkarten, die einwandfreieste Grundlage.

Für den Raum Überlingen³ ist die Katastervermessung erst ziemlich spät, um 1875 bis etwa 1880, durchgeführt worden. Die Unterlagen können daher nicht

1 In seiner neuen Veröffentlichung „Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte des schwäbischen Dorfes“ (Veröff. d. Komm. f. Geschichtl. Landeskd. in Baden-Württemberg, Reihe B, Forsch. 60. Bd., Stuttgart 1970) hat HANS JÄNICHEN eine auf heutigen Stand gebrachte Arbeit geboten, die alle Teilfragen zusammenfaßt und umfangreiche Literaturnachweise bringt. Da ich aus äußeren Gründen auf das Angeben von Literatur verzichten muß, darf ich auf die „Beiträge“ verweisen.

2 Ursprünglich wird die Bezeichnung Esch (Ösch) sich auf ein Gewinn bezogen haben. Diese Beziehung ist heute vielfach gelockert, so daß hier allgemein von Flurnamen (FN) gesprochen werden soll.

3 Die Unterlagen für den Raum Überlingen liegen beim Vermessungsamt Überlingen. Für die vielfache Unterstützung, die ich dort bei meinen Arbeiten gefunden habe, möchte ich auch hier meinen verbindlichsten Dank aussprechen.

ein Abbild der älteren Zustände sein. Besonders seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts sind vielfache Wandlungen der Besitzverhältnisse und damit wohl auch mancherlei Änderungen in der Bezeichnung der Grundstücke eingetreten. Schwerwiegender ist, daß schon vorher, durch die örtlich und in ihrer Durchführung unterschiedlichen „Vereinödungen“⁴ das Flurbild und damit auch die Lagebezeichnungen oft grundlegend verändert worden sind. Die ursprünglich vorhandene enge Beziehung der Flurnamen zu ganz bestimmten Räumen wurde gelöst, teilweise wurden wohl alte Bezeichnungen übernommen, andere aber gingen verloren. Die heute noch in den Flurkarten vorhandenen FIN können deshalb nur als Rest von ehemals gebräuchlichen FIN angesehen werden. Aber auch dieser Rest an überlieferten Namen ist noch wertvoll genug, um für die landeskundliche Forschung brauchbare Aussagen zu liefern.

Bei der Katasteraufnahme sind für jede Gemarkung mehrere Kartenunterlagen entstanden, zunächst der Handriß⁵ (im allgemeinen im Maßstab 1:1500), dann der in liebevoller Sorgfalt auch farbig ausgestaltete Atlas (meist auch 1:1500), schließlich die Übersichtskarte der Gemarkung 1:10 000 (gezeichnet und umgedruckt). Die Übersichtskarten 1:10 000 enthalten Grenzen und FIN, reichen daher als Forschungs-Grundlage im allgemeinen gut aus.

Zwar sind auch in den Topographischen Karten 1:25 000 eine Anzahl FIN enthalten,⁶ aber nur in Auswahl.

Einen ziemlich vollständigen Fl-Namenbestand bieten die neuentstandenen Katasterplankarten und die daraus entwickelten Grundkarten 1:5000. Es sind Rahmenblätter, die Naht an Naht aneinandergrenzen, und nicht Inselblätter, wie die Katasterkarten, die die einzelne Gemarkung ohne Nachbargebiet zeigen. Bei einigen Gemarkungen sind in den Katasterkarten (z. B. Gem. Bonndorf) in kleiner Schrift und eingeklammert Öschnamen und Breitenamen enthalten, die wohl als Überlieferung aus älterer Zeit angesehen werden können.⁷

Die Vorkommen von Ösch und Breite wurden nun zu einer Karte gestaltet (Karte 1), um eine möglichst klare und möglichst vollständige Erfassung der Verbreitung im einzelnen zu erreichen. Die Auszüge aus den Katasterkarten wurden zunächst durch Reduktion auf 1:25 000 übertragen und dann durch Flächenschraffur herausgehoben. Wiedergabe durch Listen genügt nicht. Diesen fehlt das Entscheidende, die Lagewiedergabe und die flächliche Ausdehnung.

4 Die Vereinödungen entsprechen etwa den heutigen Zusammenlegungen landwirtschaftlichen Besitzes.

5 Z. B. Gem. Tüfingen, Handriß über stückweise Aufnahme und Atlas 1875/76, 42 Blätter 1:1500 (z. T. 1:750).

6 In den topogr. Karten 1:25000 des Raumes Überlingen ist nur ein kleinerer Teil der in den Katasterkarten vorhandenen FIN Esch und Breite eingetragen. Diese wurden in Karte 1 durch besondere Signaturen hervorgehoben. Eine Auswertung, die sich auf die in topogr. Karten enthaltenen FIN beschränkt, wird unzulänglich bleiben.

7 Auf die Unterschiede in den Quellen, die durch die frühere Zugehörigkeit der Gemarkungen zu Baden, Bayern, Hohenzollern-Sigmaringen und Württemberg bedingt sind, kann hier nicht eingegangen werden.



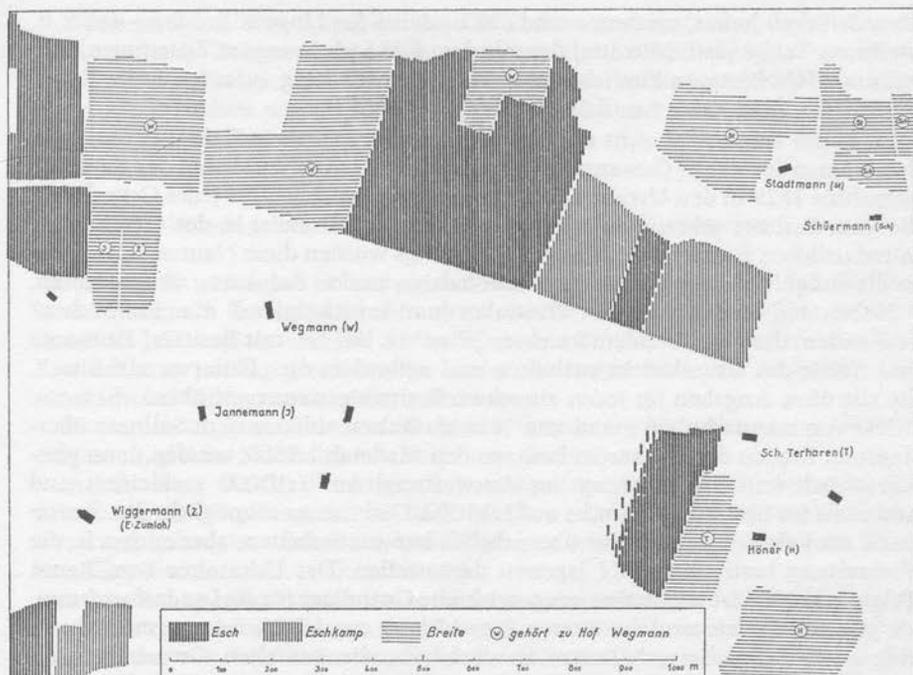
Karte 2 Flurkarte Raum Telgte von 1829 (Ausschnitt)

Wirtschaftsweise

Die Dreifelderwirtschaft war am Bodensee allgemein üblich⁸. Sie machte es mit ihrem dreijährigen Umlauf und ihrer straffen Bindung für jeden Anbauer erforderlich, daß alljährlich annähernd gleichgroße (oder gleichwertige) Flächen für Winterung, für Sommerung und für Brache verfügbar waren. Das Winterfeld aber z. B. brauchte dabei nicht aus einem einzigen geschlossenen Block zu bestehen, sondern konnte sich auch aus mehreren Teilflächen zusammensetzen, ebenso das Sommerfeld oder das Brachfeld.

Deshalb konnten die einzelnen Gewanne – die Ösche – durchaus unterschiedliche Flächengröße haben und auch in verschiedenen Lagen innerhalb der Gemarkung liegen. Die örtliche Aufgliederung machte aber eine möglichst eindeutige Bezeichnung für die einzelnen Gewanne erforderlich. Sie bewirkte, daß unterscheidende Namen gebildet werden mußten, die z. T. heute noch in FLN weiterleben.

⁸ Die Dreifelderwirtschaft wurde anderwärts, anscheinend in Räumen mit bindigen Böden, ausgebildet und dann wohl als bereits geformte Nutzungsweise eingeführt. Westfalen hatte keine ausgesprochene Dreifelderwirtschaft.



Karte 3 Esch und Breite im Raum Telgte (gleicher Ausschnitt wie Karte 2)

Die Bewirtschaftung der Breiten als Herrenland hatte andere Formen und brauchte deshalb weniger Differenzierungen.

Der Raum Überlingen ist ein Übergangsraum zwischen dem durch die Ortsnamen auf -ingen gekennzeichneten älteren Siedlungsraum und dem Gebiet jüngeren Ausbaus mit zahlreichen kleinen Höfegruppen auf -weiler, über die kürzlich Heinrich Löffler⁹ eingehend berichtete. Ein wesentlicher Unterschied im Auftreten von Ösch und Breite innerhalb des Raumes Überlingen ist nicht ohne weiteres festzustellen.

Esch und Breite in Westfalen

Auch in dem an den Raum Überlingen angrenzenden Bereich des Bodenseeraums sind Esch und Breite gebräuchlich.

Es muß jedoch überraschen, daß, wie bereits eingangs erwähnt, in dem so weit entfernt gelegenen westfälischen Münsterland nicht nur der FIN Esch an vielen

⁹ HEINRICH LÖFFLER, Die Weilerorte in Oberschwaben, Stuttgart 1968 (eine aufschlußreiche und vielseitige Untersuchung).

Grundstücken haftet, sondern – und das ist dabei das Ungewöhnliche – daß z. B. im Raum Telgte (östl. Münster) der mit dem FlN Esch in engem Zusammenhang stehende FlN Breite in ähnlich enger räumlicher Bindung auftritt wie im Raum Überlingen. (vgl. Karte 2 und 3)

Im Raum Telgte sind nicht nur FlN überliefert und noch in Gebrauch, die etwa den Namen für ganze Gewanne entsprechen, sondern es wurde bei der Katasteraufnahme 1829 in den Urrissen („Stückvermessungsrissen“) für jedes Grundstück die vom Besitzer gebrauchte Bezeichnung – und zwar meist in der ortsüblichen mundartlichen Form¹⁰ – eingetragen. Allerdings wurden diese Namen dann nicht in die endgültige Katasterkarte, die maßhaltige, exakte Reinkarte, übernommen.

Neben den Urrissen sind in Westfalen (und im Rheinland) die „Flurbücher“ vorhanden, die alle Grundstücke einer „Flur“ in lfd. Nr. mit Besitzer, Flurname und Größe des Grundstücks enthalten und außerdem die „Güterverzeichnisse“, die alle diese Angaben für jeden einzelnen Besitzer getrennt auführen.

Die von mir nach dem Stand von 1829 als Rahmenblätter nach Sollnetz übertragenen Kopien der Flurkarten besitzen den Maßstab 1:2500, wurden dann photographisch (zur Erleichterung der Auswertung) auf 1:10000 verkleinert und nochmals für bestimmte Zwecke auf 1:25000. Dadurch ist es möglich, den Besitzstand für jeden einzelnen Hof übersichtlich herauszuarbeiten, aber auch z. B. die Verbreitung bestimmter FlN lagertreu darzustellen. Das Urkataster vom Raum Telgte von 1829 ist somit eine ausgezeichnete Grundlage für die Landesforschung. Sie gibt den Endzustand der älteren Entwicklung um 1820 wieder, ermöglicht es aber auch, die Besitzverhältnisse zu verfolgen, die aus alten Grundstücksverzeichnissen einzelner Höfe sich ergeben. Vom Hof Wegmann, Grundherr war das Kloster (Stift) Freckenhorst, liegen z. B. Verzeichnisse aus den Jahren 1612, 1596 und 1579 vor.

Befund im Raum Telgte

Karte 2 bringt als Beleg (hier erstmals vorgelegt) einen Ausschnitt aus der Flurkarte des Raumes Telgte von 1829, und zwar einen Teil der Bauerschaft Telgte-Raestrup und der angrenzenden Bauerschaft Müssingen der Gemeinde Everswinkel. In die Verkleinerung der Urkarte auf 1/10, die die Grundstücksgrenzen zeigt, sind die hier ziemlich zahlreichen Flurnamen (bzw. Grundstücksnamen) Esch und Breite eingetragen (außerdem einige weitere Namen, die örtlich besondere Bedeutung besitzen, auf die jetzt nicht weiter eingegangen werden soll).

Karte 3 bietet den gleichen Kartenausschnitt (wie Karte 2). Sie soll das Nebeneinander von Esch und Breite deutlich hervortreten lassen und außerdem zeigen, zu welchen Höfen die einzelnen Breiten gehören. Dies sind durchweg Bauernhöfe. Der Hof Wegmann z. B. hatte 1829 etwas über 263 Preuß. Morgen (= rd. 67 ha) Besitz.

¹⁰ Die im Gelände entstandenen unmaßstäblichen „Stückvermessungsrisse“ enthalten außer den Zahlen und Angaben der Vermessung auch die Namen der Besitzer der Grundstücke und zuweilen auch wertvolle sonstige Angaben.

Wenn im westf. Raum lediglich die FLN Esch auftreten würden, dann könnten raschurteilende Zeitgenossen sagen, ja, früher nannte man das eben so. Wenn aber Esch und Breite zugleich und anscheinend in bestimmter Bindung miteinander am Bodensee wie im Münsterland festgestellt werden, dann müssen tiefere Zusammenhänge vorliegen.

Vorgänge im alemannischen und im westfälischen Raum

Im Jahre 746 waren bei Cannstadt der alemannische Herzog von den Franken unter Karleman besiegt und der alemannische Hochadel vernichtet worden. Rund 30 Jahre später wurden die in Westfalen eingedrungenen Sachsen durch Karl d. Gr. in jahrelangen Kämpfen niedergezwungen und eine zahlreiche Führungsschicht bei Verden an der Aller vernichtet.

Es wurden im Bodenseeraum fränkische Grafen zur Verwaltung des Gebietes eingesetzt, gleiche Maßnahmen erfolgten in Westfalen.

In Schwaben wurden fränkische Besatzungseinheiten (hunten) angesetzt (JÄNICHEN¹¹). Ob die „Honschaften“ im Bergischen Land (südl. Essen) vergleichbaren Ursprung haben, ist offen.¹² Im Kreis Olpe liegen die Orte Altenhundem, Oberhundem, Kirchhundem (= hund-heim).

Große Königsgüter entstanden in Alemannien (Feger¹³) und Königshöfe (längs des Hellwegs) und Siedlungen von Reichsleuten wurden in Westfalen errichtet. (Reichsleute von Westhofen am Fuße der Hohensyburg, Reichshof Brakel östl. Dortmund).

Zahlreiche Parallelen, hier wie dort, lassen sich aufzeigen.

Fragestellungen

Neue Gesichtspunkte lösen wiederum zahlreiche Fragestellungen aus. Am wesentlichsten ist wohl die Frage nach der Herkunft, dem Ursprung des Namens Esch (Ösch) und in Verbindung damit die Frage nach der Verbreitung, die ja vom Emsland mit Lücken bis nach Schwaben reicht. Eingehende Karten werden und müssen Aufschlüsse liefern, werden vielleicht die Frage nach dem Alter des Wortes Esch klären helfen.

Im Raum Überlingen wurde in den Katasterunterlagen nur der Name Ösch (seltener Esch) angetroffen, nicht aber die Bezeichnung Zelg. Ist Zelg einfach nur ein Synonym zu Esch? Ist Zelg etwa ein mehr allgemeiner Begriff aus dem Verwaltungsbereich und ist der Gebrauch örtlich verschieden?

Im Münsterland wurde mehrfach in älteren Verzeichnissen statt Esch der

11 HANS JÄNICHEN, Baar und Huntari, in: Vorträge und Forschungen, Bd. 1, 1955, S. 116.

12 Teilräume der Gebiete der Städte Mettmann und Velbert werden als „Honschaften“ bezeichnet (Gem. u. Gutsbez. d. Rheinprovinz, Kgl. Stat. Bureau, Berlin 1874, S. 87 u. 88).

13 OTTO FEGER, Geschichte des Bodenseeraumes [1956], S. 107.

Name Geist für die gleichen Grundstücke festgestellt. Der Name Zelg tritt dort nicht auf.

Ist die Bezeichnung Breite gleich alt wie Esch (Ösch)? Oder haben neuankommende Siedler „Esch“ vorgefunden und die Bezeichnung „Breite“ mitgebracht? Die Breite stellt eine andere Nutzungsform, eine andere Struktur dar. Sie erfordert mehr Spannkraft und mehr Arbeitskräfte, mußte aber ähnlich wie der Esch in Beeten gepflügt werden. Zu welchen Höfen gehören die Breiten?

Welcher Einfluß ging von den Franken aus, die sich als Herren im Lande festsetzten, und welcher von den fränkischen Siedlern, die angesetzt wurden, um die Macht im Lande zu sichern?

Welchem Sprachgut gehören die Namen an? Damit weitet sich der Fragenkreis aus auf die Heimat der Siedler (oder ihrer Herren). Welche Sprache haben die Siedler gesprochen, die aus dem Frankenreich kamen?

Auch die Einflüsse auf die Namen, die von den (teilweise nichtortsbürtigen) Schreibern ausgingen, sind nicht unwesentlich. Eine Menge Kleinarbeit ist zu leisten, um genaue Verbreitungskarten des Ackerlandes zu schaffen. (Wiese, Hutung und Waldnutzung treten diesem gegenüber zurück.) Gebiete jüngerer Rodung und andererseits wieder aufgegebenes Ackerland ergeben wichtige Fingerzeige, lassen die Räume alten Siedlungslandes klarer heraustreten.

Auch der Namensforschung bieten sich Möglichkeiten. Bei dem FLN Ösch liegen am Bodensee verschiedene Formen vor. Häufig ist die Kleinform Öschle, seltener die Bezeichnung Ösch allein (Nur-Ösch). Die nüchternen Bezeichnungen Vorderösch, Mittelösch, Unterösch (Gem. Deisendorf) klingen stark nach Regelung durch Verwaltungsschreiber, während Überlinger Ösch, Andelshofer Ösch (Gem. Owingen) örtlich nach der angrenzenden Gemarkung benannt sind. Sonst aber tragen die Öschnamen ein Bestimmungswort, stellen also regelrechte FLN dar, die Aussagewert besitzen. Mit großer Wahrscheinlichkeit haben wohl schon von vornherein manche Gewanne überhaupt nicht den Namen Ösch erhalten oder haben ihn später verloren.

Bei den Breiten lag anscheinend für eine unterscheidende Benennung weniger Bedarf vor. Sie heißen oft nur schlicht Breite, zuweilen auch Breitle. Doch auch bei Breite sind mehrfach besondere Namensformen festzustellen.

Durchaus lohnend könnte ein Vergleich sein, welche Wandlungen die Vereinödungen (nicht nur im Flurbild) im Namenschatz der Gemarkung mit sich brachten.

Schließlich darf die Erörterung nicht beschränkt bleiben auf rein geschichtliche Fragestellungen. Alle die einzelnen Einflüsse, die das Gesamtbild der Heimat, des engeren Siedlungsraumes, gestalten, stellen örtlich oder regional eine Ganzheit dar. Die Einflüsse als solche lassen sich an ihren Auswirkungen erkennen. Sie zeigen sich deutlich in der örtlichen Mundart, die mit dem Bauerntum und dem Werdegang der Besiedlung stets eng verbunden war. Für unsere Erörterung sind weniger die örtlich unterschiedlichen Lautformen aufschlußreich, als die Verbreitung bestimmter mundartlicher Ausdrücke aus dem bäuerlichen Lebensbereich, Ausdrücke etwa für Brunnen und Quelle, für pflügen und andere Tätigkeit und insbesondere die Ausdrücke für unsere landwirtschaftlichen Haustiere und deren Altersstufen. Wie die Auswertung archivalischer Quellen im westfälischen Raum gezeigt hat, sind bestimmte kennzeichnende mundartliche

Wortformen schon vor Jahrhunderten in dem gleichen engen Raum in Gebrauch gewesen, in dem sie noch heute lebendig sind. Sie sind demnach gut verwendbar für den Nachweis siedlungsgeschichtlicher Zusammenhänge.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Friedrich Walter, D 44 Münster, Warendorferstr. 40

Die Schwebelagen im Frühjahr und das geplante Bodensee-Regulierwehr*

VON HUBERT LEHN

(Staatliches Institut für Seenforschung und Seenbewirtschaftung,
Abteilung Max-Auerbach-Institut, Konstanz-Staad)

Einleitung

Der Bodensee-Obersee ist 65 km lang, 12 km breit und 252 m tief bei einer Fläche von 475 km², einem Inhalt von 47 km³ und einem Durchfluß von 10 km³/Jahr (Abb. 1). Sein Wasserhaushalt hängt sehr vom Einzugsgebiet ab, das mit 11 000 km² 24mal den Bodensee umfaßt, zum größten Teil alpin ist und hohe Sommerniederschläge aufweist. Die Winterniederschläge bleiben zumeist als Schnee liegen und kommen erst im Frühjahr und Frühsommer zum Abfluß.

So wechseln die Wasserstände des Bodensees im Jahreszyklus, wobei das Hochwasser zumeist im Juni/Juli und das Niederwasser im Februar/März auftritt. Die Jahresamplitude erreicht im Mittel 1,6 m, im Extrem fast 3 m. Öfters führten sommerliche Hochwässer zu unliebsamen Überschwemmungen, so daß der Ruf nach einem Regulierwehr unterhalb des Bodenseeausflusses schon vor der Jahrhundertwende ertönte.

Regulierprojekte

In Abb. 2 ist der mittlere Jahresgang der Bodenseewasserstände am Pegel Konstanz aufgetragen: 22 ausgewählte Jahre des Zeitraumes 1915–1946 sowie ein von der Wasserwirtschaft erstrebtes mittleres Pegelregime als „Projekt 43“ mit mäßigem Tiefstand im März/April und Höchststand im August/September (JAAG 1968).

Seit einigen Jahrzehnten werden im alpinen Einzugsgebiet des Bodensees Tal-sperren angelegt, deren Speicherinhalt im Endausbau 755 Mio. m³ betragen soll. Da sie im Sommer aufgestaut und im Winter zur Stromgewinnung abgearbeitet werden, dämpfen sie die extremen Wasserstände des Bodensees. Eine Teilregulierung des Bodensees wird damit schon in seinem Einzugsgebiet vorweg-

* Nach einem Referat anlässlich der Deutschen Limnologentagung in Wien 1970.
– Mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft –

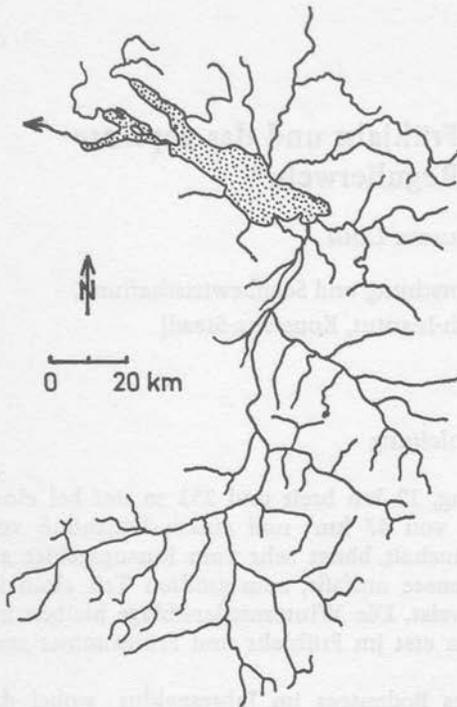


Abb.1 Der Bodensee und sein Einzugsgebiet; ← = Hochrheinabfluß.

genommen. So hat das Eidgenössische Amt für Wasserwirtschaft (1969) in einem neuen mittleren Jahrgang 1941–1966 diese Wasserspeicher schon bis zum theoretischen Endausbau einberechnet, wobei allerdings die insgesamt höher liegende Kurve nicht ganz verständlich ist: Die Amplitude zwischen dem mittleren Hochwasser und dem mittleren Niederwasser erreicht nun mit 1,22 m noch 70 % gegenüber den 1,74 m des Zeitraumes 1915–1946 (EAW Bern 1969). Beim derzeitigen Stande des Teilausbaues der alpinen Jahresspeicher liegt der mittlere Jahrgang des Bodensees zwischen diesen beiden Werten (Abb. 2).

Damit würde das ursprüngliche Regulierziel des Bodensees auch ohne ein Regulierwehr teilweise erreicht sein, wenn nicht seit einigen Jahren neue Anforderungen von den interessierten Unterliegern an den Bodensee gestellt würden: Rheinschiffahrt, Rheinkraftwerke, thermonukleare Kraftwerke mit enormem Kühlwasserbedarf und abwasserliefernde Industrien und Gemeinden sind an einer möglichst gleichmäßigen Wasserführung des Hoch-, Ober- und Mittlrheins äußerst interessiert. Dies drückt sich einerseits im abgewandelten „Projekt 43 a“ aus, das auf der Pegellinie 1915–1946 basiert und zur stärkeren Absenkung im Winter sowie zur sommerlichen Hochwasserstreckung bis in den September hinein führt (JAAG 1968), andererseits im „Minimalprojekt 53“ und „Maximalprojekt 67“, die beide auf die Pegeljahre 1941–1966 mit den eingeplanten alpinen Speichern bezogen sind (EAW Bern 1969). Die neuen Projekte erreichen den Tiefstand im März, wonach ein schneller Anstieg zu einem

mittleren Hochwasserstand führt, der vom Juni bis zum September anhält. Dabei liegt das Regime des „Maximalprojektes 67“ im Schnitt um 20 cm höher und erreicht Anfang Juli sogar den Gipfel des unregulierten Jahresganges 1941 bis 1966 (Abb. 2).

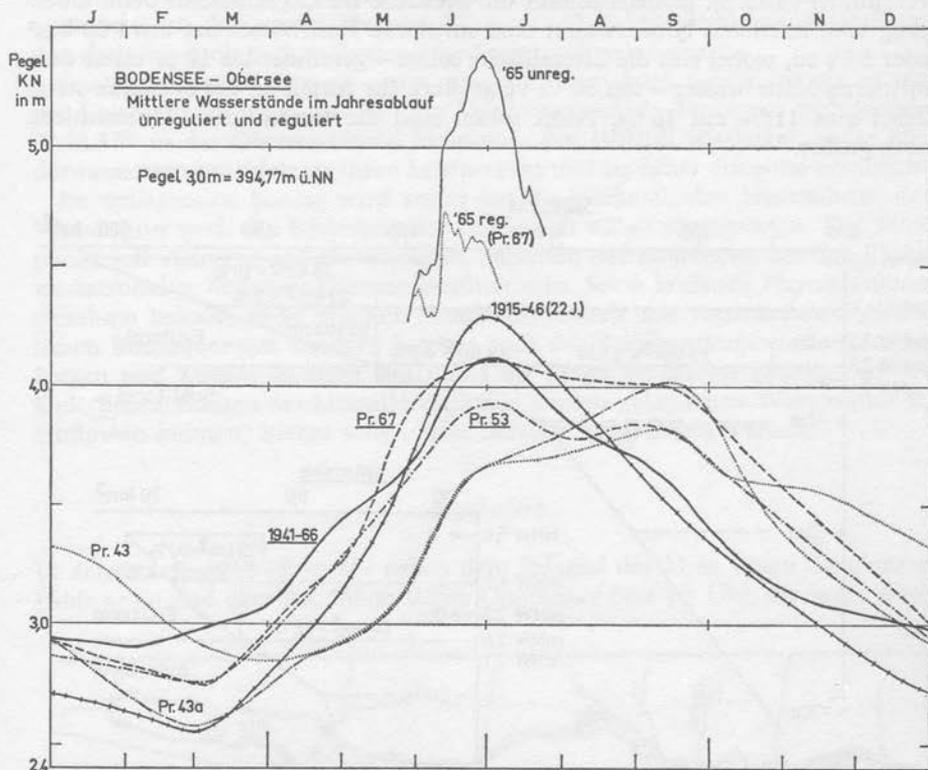


Abb. 2 Mittlere Jahrgänge des Bodensee-Pegels (Konstanz) und einige „regulierte“ mittlere Jahrgänge sowie das Hochwasser 1965.

Dies für die Bodenseeanlieger riskante Reglement wird von der Wasserwirtschaft mit dem größeren Regulierquerschnitt des „Maximalprojektes 67“ gegenüber dem kleineren des „Minimalprojektes 53“ verteidigt, wodurch im Bedarfsfall mehr Wasser zum Abfluß kommen kann. Indes nehmen beide Projekte gewisse Überschwemmungen des Bodensees bis in den September hinein in Kauf, um nur möglichst viel Wasser speichern zu können. Dies soll dann bis in den März hinein so abgelassen werden, daß die Niederwasserführung insbesondere des Oberrheins während des Winterhalbjahres merklich angehoben wird. Wie der konkrete Fall des Hochwassers 1965 gemäß dem „Maximalprojekt 67“ geregelt werden könnte, ist in Abb. 2 (= '65 reg.) ebenfalls dargestellt [EAW Bern 1969].

Problemstellung

Im Bodensee-Obersee ist auf Grund der hypsographischen Berechnungen von PENCK (1894) eine Pegelerhöhung von 10 cm bei Mittelwasser mit einer Wasserzunahme von rund 47 Mio. m³ und einer Flächenzunahme von etwa 1,5 km² verbunden (Abb. 3). Danach nimmt die Seefläche im Litoralbereich beim Übergang vom mittleren Niederwasser zum mittleren Hochwasser um etwa 23 km² oder 5 % zu, wobei sich die Litoralfläche selbst – gerechnet bis 10 m unter dem mittleren Mittelwasser – um 50 % vergrößert. Ihr Anteil an der Seefläche steigt dabei von 11 % auf 16 %. Nicht selten sind die tatsächlichen Unterschiede noch größer.

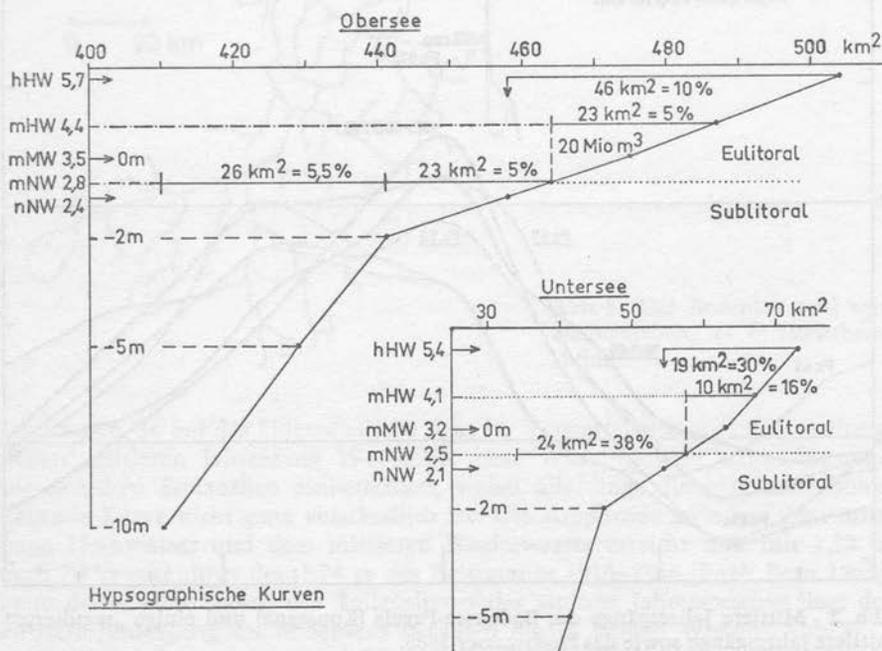


Abb. 3 Hypsographische Kurven des Litoralbereiches für den Obersee und Untersee des Bodensees; Litoralflächen in km² sowie in % der Seeflächen (nach PENCK 1894).

Somit verändern sich Fläche und Volumen des litoral Lebensraumes im Jahreszyklus ganz beträchtlich, während die Dimensionen des pelagischen Lebensraumes praktisch gleich bleiben. Das bedeutet nicht nur einen jahreszyklischen Eingriff in den Litoralbiotop. Auch der Freiwasserbereich, das Pelagial, mit seinen 80–90 % der Gesamtfläche muß davon betroffen sein, wenn die ufernahen Phytoplanktonbiozönosen als „Kinderstuben des Phytoplanktons“ angesehen werden (LEHN 1965).

Die Frage lautet daher: Können sich Wasserstandsänderungen, seien sie natürlich oder reguliert, auf die Limnologie des Bodensees auswirken?

In seinen „Untersuchungen zur Abklärung hydrobiologischer Probleme der Bodenseeregulierung“, die im Auftrage des Eidgenössischen Amtes für Wasserwirtschaft in Bern durchgeführt wurden, hat JAAG (1964) den Bodensee-Obersee nicht berücksichtigt. Und im Ergänzungsgutachten (JAAG 1968) steht unter „Auswirkungen auf den Bodensee-Obersee“ lediglich: „Durch die Regulierung des Bodensees würden sich vermutlich die Fließgeschwindigkeiten kaum spürbar verändern, so daß weder ‚Projekt 43‘ noch ‚43 a‘ irgendwelchen Einfluß auf den chemisch-biologischen Zustand des Sees ausüben würden.“

SIESSEGGER (1969) hat als erster eine Stellungnahme publiziert, als er von der Einwanderung der gefährlichen Dreikantmuschel „*Dreissena polymorpha* PALLAS“ in das Obersee-Litoral berichtete: Ein jährlich wiederkehrender Niederwasserstand verkleinert ihren Lebensraum und ist daher dringend erwünscht.

Im vorliegenden Beitrag wird weder auf die Fischerei, den Naturschutz, den Wassersport noch die Schönheit der Landschaft näher eingegangen. Der Blickpunkt soll vielmehr auf die wichtigste Funktion des Bodensees, auf den *Trinkwasserspeicher Bodensee-Obersee* gerichtet sein. Seine laufende Phytoplanktonzunahme belastet nicht nur den Sauerstoffhaushalt mit verschiedenen gefährlichen Konsequenzen, sondern bereitet auch der Trinkwassergewinnung einige Sorgen und Kosten. Es stellt sich daher die Frage, ob die im Frühjahr so veränderlichen Flächen der Litoralbiotope den großen pelagischen Wasserraum beeinflussen können; hierzu sollen erste Befunde vorgetragen werden.

Ergebnisse

In den Jahren 1968/69 wurde neben dem Pelagial des 21 m tiefen Gnadensees (Abb. 4: G) und dem des 165 m tiefen Überlinger Sees (= Üb), die beide schon

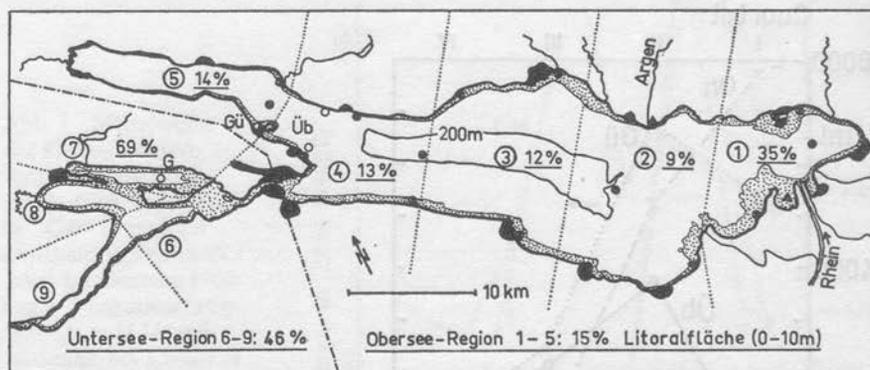


Abb. 4 Bodensee mit den Seeregionen 1-9 und deren punktierte Litoralflächenanteile in %;

Untersuchungsstationen 1968/69 (= Kreise): Überlinger See = Üb, Mainaubucht = Gü, Gnadensee = G;

Untersuchungsstationen im Obersee Frühjahr 1969:

Pelagial (Seemitte) und Litoral (Ufer) = ●, Lagune (Litoralsee) = ▲.

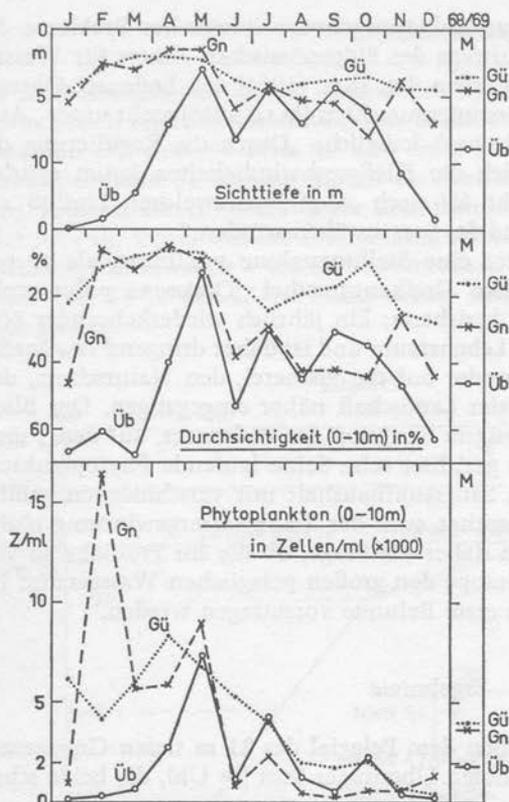


Abb. 5 Mittlerer Jahresgang 1968/69 der Sichttiefe, der Durchsichtigkeit und des Phytoplanktons der 0-10-m-Zone in der Lagune Mainaubucht (= Gü), im tiefen Überlinger See (= Üb) und im flachen Gnadensee (= Gn); M = Mittelwerte der Untersuchungsreihen.

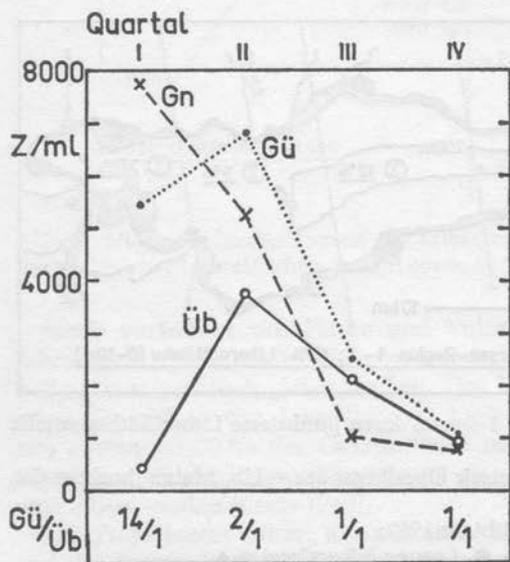


Abb. 6 Phytoplanktondichtevergleiche in den Quartalen 1968/69 zwischen der Lagune Mainaubucht (= Gü) und dem Pelagial des Obersees (= Üb) sowie des Gnadensees (= Gn) in Z/ml.

seit Jahren vergleichend beobachtet werden (LEHN 1969), auch die Lagune Mainaubucht (= Gü), ein 9 m tiefer See von 400×250 m Ausdehnung im 1–2 m tiefen Litoral des Überlinger Sees, untersucht. Sichttiefe, Durchsichtigkeit und Phytoplanktondichtezahlen besagen (Abb. 5): Je flacher das Seebecken ist, desto größer ist die mittlere jährliche Phytoplanktondichte und desto eher beginnt die Frühjahrsproduktion, selbst bei niedersten Wassertemperaturen und inverser Schichtung. Die Lagune Mainaubucht übertrifft die Produktivität des eutrophen Gnadensees und stellt gegenüber dem oligo- bis mesotrophen Überlinger See einen zumeist eigenständigen und sehr eutrophen Lebensraum dar, der im Winter die 14fache und im Frühjahr noch die doppelte Phytoplanktondichte aufweist (Abb. 6).

Eine Wasserverfrachtung von wenigen 100 m genügt, um seine dichte Phytoplanktonbiozönose aus der „Kinderstube“ in den im Winter und ersten Frühjahr phytoplanktonarmen pelagischen Wasserraum des Überlinger Sees umzusiedeln. Diese kann sich nun bei günstiger Wetterlage innerhalb einer Woche in 4 Verdopplungsteilungen von z. B. 400 auf 6400 Algenzellen je Millimeter Wasser der trophogenen Oberschicht erhöhen, also um 6000 Zellen. In unbeeinflussten Arealen würde bei sonst gleichen Bedingungen die Zahl der Algenzellen von z. B. 100 auf 1600 um nur 1500 ansteigen, also um nur $\frac{1}{4}$ der ersten Zahl. Die höhere Ausgangsbasis für die weitere Vermehrung führt zu einer merklichen Beschleunigung und Erhöhung der weiteren Produktion und beinhaltet Eutrophierungseffekte für den ganzen See.

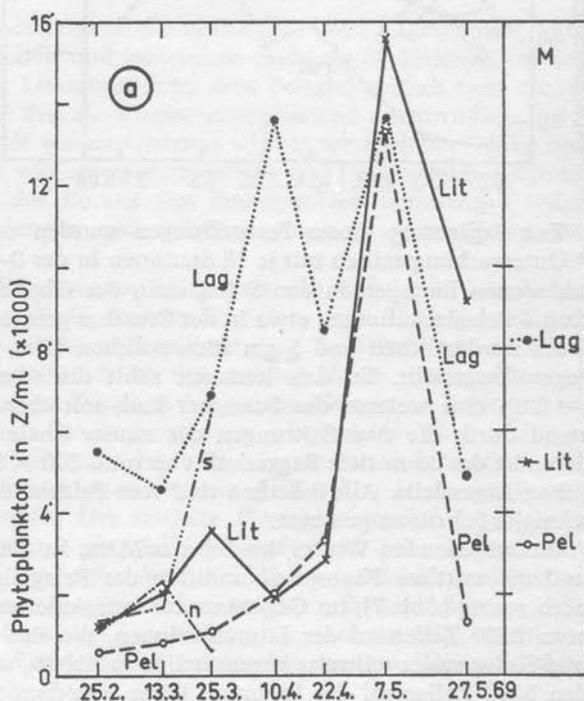
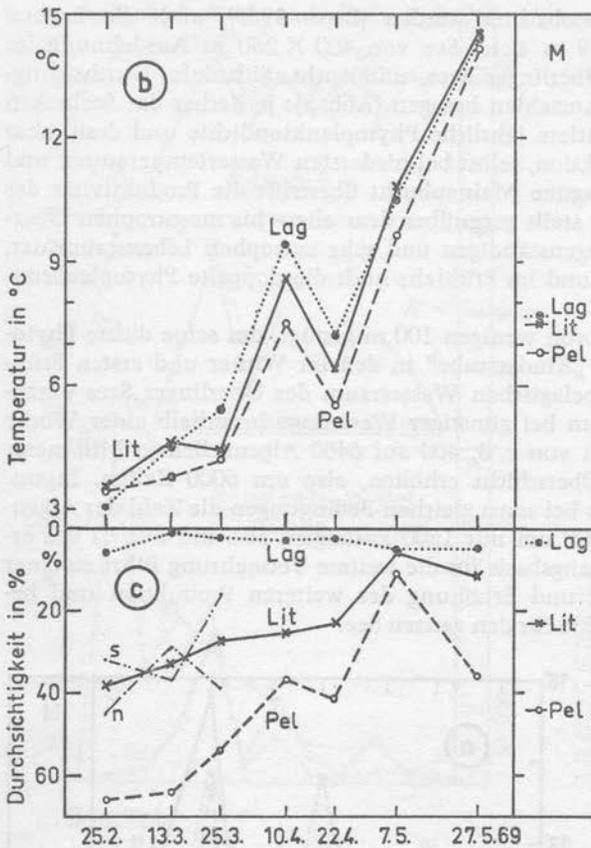


Abb. 7 Mittelwerte der Phytoplanktondichte in Zellen/ml (= a), der Temperatur in °C (= b) und der Durchsichtigkeit in ‰ (= c) im Obersee 1969: Lag = 3 Lagunenstationen, Lit = 11 Litoralstationen bei 1,5–3,0 m Wassertiefe, Pel = Pelagialstationen, n, s = getrennte Nordost- und Südweststationen des Litorals; M = Mittelwerte der Untersuchungsreihen.



Für die Programmierung und EDV-Auswertung der Meßgrößen für die Abb. 7 und 8 danke ich Herrn W. FLECK vom Meteorologischen Institut der TU Darmstadt.

Zur Ergänzung dieser Feststellungen wurden vom 25. 2. bis 27. 5. 1969 7 Untersuchungsreihen mit je 18 Stationen in der 0–1-m-Wasserzone aus 3 verschiedenen Biotopen in den 5 Regionen des Obersees vorgenommen (Abb. 4). Den 4 Pelagialstationen, etwa in der Seeachse gelegen, sind 11 Litoralstationen, 6 am nordöstlichen und 5 am südwestlichen Ufer, sowie 3 Lagunenstationen gegenübergestellt. Zu den letzteren zählt die schon erwähnte Mainaubucht (= Gü); eine weitere, das Fussacher Loch mit ebenfalls etwa 9 m Tiefe, entstand durch die Aufschüttungen des neuen Rheindeltas seit 1900, und eine dritte ist das 26 m tiefe Baggerloch von rund 300 × 200 m Ausdehnung im östlichen Argendelta. Alle 3 Becken sind vom Pelagial durch ein flaches Litoral mit schmaler Fahrrinne getrennt.

Im ausgehenden Winter, im Februar/März, ist die Klarheit des Wassers groß und die mittlere Phytoplanktondichte des Pelagials mit rund 800 Zellen/ml noch gering (Abb. 7), im Gegensatz zur verminderten Durchsichtigkeit und den etwa 2300 Zellen/ml der Litoralstationen, die sich windbedingt am Nordost- und Südwestufer teilweise gegensätzlich verhalten, und zum trüben Wasser mit den 5600 Zellen/ml der Lagunen. Diese erreichen im April 8000–14 000 Zel-

len/ml, während die Litoral- und Pelagialstationen noch bei 2000–3000 Zellen/ml liegen. Sobald die thermische Schichtung im freien Wasserraum eine gewisse Stabilität der Wassermassen und damit auch der Lichtexposition sichert, kann auch hier die Hochproduktion der Schwebealgen einsetzen (7. 5. 1969), durch ungünstige Wetterlagen aber auch wieder gestört werden, besonders in den windexponierten Pelagialstationen (27. 5. 1969).

Im untersuchten Zeitraum weisen insgesamt gesehen die Lagunen mit 8200 Zellen/ml die weitaus höchsten Dichtezahlen auf, gefolgt von den Litoralstationen mit 5200 Zellen/ml und den Pelagialstationen mit 3200 Zellen/ml (Abb. 7, 8). Daran sind vor allem die im ersten Frühjahr dominierenden kleinen zentralen Diatomeen beteiligt, aber auch die Cryptomonaden (Pyrrophyta) und pennaten Diatomeen.

Von den abgeschirmten Lagunen zu den Litoralstationen und zum Pelagial ist auch für die Ziliaten, die Temperatur, die Durchsichtigkeit und die spezifische Leitfähigkeit ein Gefälle zu beobachten. Letztere ist mit $328 \mu\text{S}$ in der Baggerlochlagune im Argendelta erstaunlich hoch und kann nur durch eine große, noch genauer zu untersuchende Abwasserlast erklärt werden. Damit scheint auch die auffallend geringe mittlere O_2 -Sättigung von nur 95 %, die den mittleren Lagunenwert drückt, bei der sonst sehr hohen Phytoplanktondichte von 7000 Zellen/ml zusammenzuhängen. Diese Baggerlochstation befindet sich in der Seeregion 2/3, wodurch auch deren spezifische Leitfähigkeit sehr hoch liegt. Der niedere Wert der Seeregion 1 ist auf den verdünnenden Einfluß des Alpenrheinstromwassers zurückzuführen.

Im Bereich der Primärproduktion sind insbesondere diese Lagunen, die möglicherweise für weitere Lagunen und inzwischen mehr als 50 Hafenbecken stehen können, aber auch die Litoralstationen dem Pelagial zeitlich weit voraus und damit in der Lage, auf den Gesamtsee eutrophierend einzuwirken. Denn das oligotrophere Pelagial des weiten Obersees wird in wechselnder Stärke und mit fließenden Übergängen von einem eutropheren und lagunenreichen Litoral gürtelförmig umspannt, in das die aus dem Einzugsgebiet stammenden Nähr- und Schadstoffe zuerst gelangen und teilweise gleich produktiv umgesetzt werden.

Die Wechselwirkungen der gezeigten Art müssen sich auch in der Längsachse des Sees bemerkbar machen, da die östliche Seeregion 1 mit 35 % Litoralfläche (Abb. 4) von den übrigen 4 Seeregionen mit nur 9–14 % Litoralfläche merklich verschieden ist. Demgemäß zeigt sich bei den meisten Daten von der litoralen Ostregion 1 über die pelagischen Regionen 2/3 zu den schmalen Regionen 4/5 ein ähnliches Gefälle wie von den Lagunen zum Pelagial (Abb. 8).

Die „eutrophierende“ Beeinflussung des freien Wasserraumes durch die Größe des benachbarten Litorals lassen auch die rein pelagischen Stationen in der Mittelachse des Sees erkennen: Die mittlere Phytoplanktondichte geht von 5084 Zellen/ml in der Region 1 über 2556 Zellen/ml auf 2391 Zellen/ml in der Region 4 zurück, um in der Region 5 auf 2755 Zellen/ml leicht anzusteigen. Die produktionsverfrühende und -erhöhende Einwirkung ist besonders im Zeitraum Februar/April in der Seeregion 1 unverkennbar, auch wenn gelegentliche Akkumulationen von Oberflächenwasser infolge bevorzugter Westwindlagen den „Litoraleffekt“ noch begünstigen.

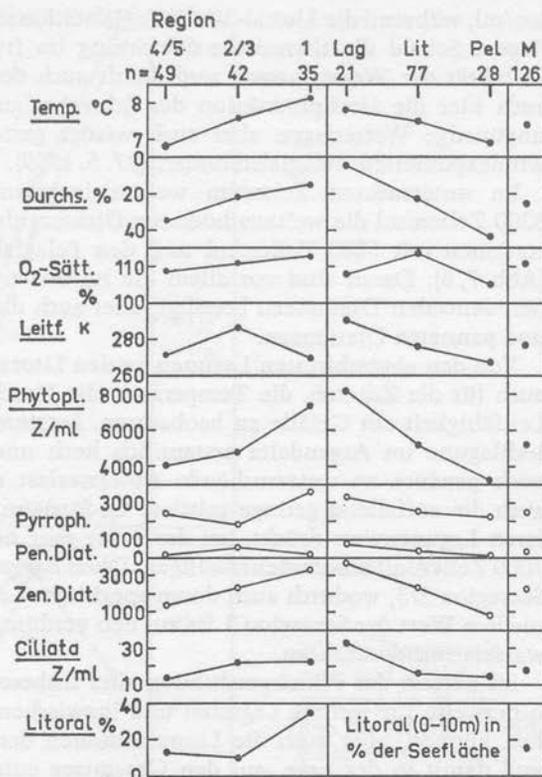


Abb. 8 Vergleiche der Untersuchungsstationen im Frühjahr 1969 in den Oberseeregionen 1, 2/3 und 4/5 sowie in den Lagunen (= Lag), im Litoral (= Lit), im Pelagial (= Pel) und im Mittelwert (= M); n = Anzahl der Daten.

Ausblick

Wird die Litoralfläche im ausgehenden Winter und ersten Frühjahr durch einen niederen Wasserstand kleiner gehalten, dann ist ihr eutrophierender Einfluß auf den ganzen See gebremst; wird sie durch einen höheren Wasserstand vergrößert, dann wirkt sie eutrophierend. Damit würde eine heute schon gefährliche Entwicklung noch beschleunigt werden: Eine gesteigerte Phytoplanktonproduktion im See führt einerseits zu größeren Schwierigkeiten und zu Verteuerungen bei den Trinkwasserversorgungen und andererseits zu einem bedenklichen Sauerstoffrückgang in der Tiefe des Obersees.

Seit einigen Jahrzehnten wird das Litoral des Sees ständig verkleinert: Der Alpenrhein hat sein Delta seit 1900 um etwa 1,5 km² vergrößert (nach Mitteilung der Österreichischen Rheinbauleitung Bregenz). Von den Seegemeinden werden zunehmend Ufergebiete aufgefüllt – bisher mehr als 1 km² –, um Grünanlagen, Parkplätze u. a. für die Allgemeinheit zu gewinnen (nach Mitteilung verschiedener Vermessungsbehörden). Außerdem wurden durch Hochwasserdämme vor allem im früheren Rheindelta ca. 11 km² Überschwemmungsräume geschützt (nach Mitteilung des Landeswasserbauamtes in Bregenz). Bleibt

diese Tendenz erhalten, dann wird die Litoralfläche laufend vermindert im Sinne einer zwar begrüßenswerten „Oligotrophierung“ des Sees. Gleichzeitig verkleinert sich aber auch der Hochwasserstauraum, wodurch irgendwann ein Reguliersystem erzwungen werden könnte, insbesondere wenn das Vermögen des Bodensees, Niederschläge zu speichern, durch Beton und Asphalt im Einzugsgebiet des Sees weiterhin vermindert wird.

Für etliche Einzelprobleme, z. B. die litoralen Einwirkungen auf das Spätsommermaximum des Phytoplanktons, die Effekte der zahlreicher werdenden Wassersporthäfen (ohne die zunehmenden Gefahren der Ölverschmutzung!) auf den Bodensee-Obersee sowie den abflußbedingten unterschiedlichen Wegtransport von Plankton und Nährstoffen aus dem See, erscheinen ergänzende Untersuchungen und Überlegungen notwendig, um das entworfene Bild festigen und abrunden zu können.

Nach dem bisher Gezeigten unterstützt das natürliche alpine Wasserregime den oligo- bis mesotrophen Zustand des Bodensee-Obersees. Aus limnologischer Sicht ist der Bau eines Regulierwehres derzeit unnötig. Sollte es aus einer anderen Gesamtschau dennoch gebaut werden müssen, dann darf das Pegelregime keinesfalls Eutrophierungseffekte hervorrufen; sie würden die bisher schon kostspieligen Reinhaltungsmaßnahmen am Trinkwasserspeicher Bodensee gefährden. Als Wendepunkte einer erstrebten mittleren Wasserstandslinie seien ein tiefer Niederwasserstand im Februar und März bei Pegel 2,50 m und ein kurzer Hochwasserstand im Juli bei Pegel 4,20 (Hafenpegel Konstanz) genannt.

Literatur

- EAW Bern 1969: Bodenseeregulierung. Kurzbericht mit einigen ausgewählten Plänen der Projekte 1953 und 1967; 8 S. Eidgenöss. Amt für Wasserwirtschaft in Bern.
- JAAG, O. 1946: Untersuchungen zur Abklärung hydrobiologischer Fragen der Bodenseeregulierung; 256 S. Gutachten: Schreibmaschinen-Vervielfältigung.
- JAAG, O. 1968: Bodenseeregulierung. Abklärung hydrobiologischer Fragen. Ergänzungsbericht zum Gutachten vom Sept. 1946; 49 S. und 16 S. Anhang. Schreibmaschinen-Vervielfältigung.
- LEHN, H. 1965: Ufernahe Phytoplankton-Biozöosen und ihre Bedeutung für das Pelagial. Zeitschr. f. Naturforschung 20 b (4), 379–382; GWF Wasser-Abwasser 107 (H. 14), 371–372 (1966).
- LEHN, H. 1969: Die Veränderungen des Phytoplanktonbestandes im Bodensee: I. Fluktuationen von *Tabellaria fenestrata* 1890–1967. Int. Revue ges. Hydrobiol. 54, H. 3, 367–411.
- PENCK, A. 1894: Morphometrie des Bodensees. Festschrift Geogr. Ges. München 1894, 119–155 u. 1 Beilage.
- SIESSEGGGER, B. 1969: Vorkommen und Verbreitung von „*Dreissena polymorpha* Pallas“ im Bodensee. GWF Wasser-Abwasser 110, H. 30, 814–815.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Hubert Lehn, Max-Auerbach-Institut, D 775 Konstanz-Staad, Schiffstraße 56

Einige chemische Werte von kleinen Zuflüssen und vom Uferbereich des westlichen Bodensees (Überlinger See und Gnadensee)

VON HANS MATTERN

„Das Wasser des Bodensees ist klar, von grünlicher Farbe und gutem Geschmack.“ Zu diesem Urteil würde heute das Oberflächenwasser des Bodensees kaum noch anregen, zum mindesten nicht in der wärmeren Jahreszeit. Es stammt aus GUSTAV SCHWABS 1827 erschienenem Reisehandbuch (2. Teil, S. 10), aus der schöneren Vergangenheit unseres Sees. Am wenigsten dürfte das Wasser im Uferbereich zur Geschmacksprobe verleiten. Zahlreiche Rohre ergießen ihren meist recht eindeutigen Inhalt in den See. Selbst kleine Bäche sind mit Abwasser und Düngestoffen belastet. In langen Strähnen flottieren grüne Algenmassen, schwärzlich-bräunliche „Krötenhäute“ aus Blaualgen und Kieselalgen treiben an der Oberfläche, und wenn im Herbst der See fällt, säumen Massen verwesender Algen und Unrat der verschiedensten Art seine Ufer.

Finden Einflüsse, welche Lebewelt, Untergrund und vor allem auch die Zuflüsse auf das Wasser im Uferbereich ausüben, bei vergleichenden Analysen zum Oberflächenwasser des Pelagials einen deutlichen Niederschlag? Oder sind die Auswirkungen so gering bzw. ist die Vermischung mit der großen Wassermasse des Pelagials so rasch und so gründlich, daß sie sich bei den üblichen chemischen Untersuchungen nicht markant widerspiegeln? Schon dem flüchtigen Beobachter der Algenvegetation fällt auf, daß sie während eines großen Teils des Jahres an verschiedenartigen Uferstrecken (Anlegeplätze, Mündungszonen, Siedlungsbereich, unberührtes Ufer usw.) beträchtliche Unterschiede zeigt, sowohl an Menge als auch nach den herrschenden systematischen Gruppen. Liegen hier chemisch faßbare Unterschiede der Wasserbeschaffenheit in nennenswertem Ausmaß vor?

Vom Herbst 1960 bis Ende November 1962 hatte ich Untersuchungen über die litorale Algenflora des Überlinger Sees und des Gnadensees vorgenommen (s. MATTERN 1970). Um zur Klärung der genannten Fragen einige Daten zu liefern, war ich bei meinen zahlreichen Wanderungen und Bootsfahrten entlang dem Ufer bemüht, in möglichst großer Zahl Wasserproben von verschiedenartigen Uferzonen sowie vergleichsweise vom Pelagial zu entnehmen, zumal man in der seenkundlichen Literatur nur recht wenigen Mitteilungen über die chemischen Verhältnisse im Uferbereich begegnet. Inzwischen ist der Nährstoffgehalt unseres von Gefahren umringten Sees weiter gestiegen (vgl. GRIM 1967 und 1968, WAGNER 1965, 1967, 1970). Trotzdem dürfte die Mitteilung meiner Befunde von gewissem Interesse sein. Ganz abgesehen davon, daß sie

ein kleines Dokument der Verhältnisse zu Beginn der sechziger Jahre sind, hat sich das uns primär interessierende *Verhältnis* der verschiedenartigen Uferzonen zum Freiwasserbereich nicht grundsätzlich gewandelt. Die Berichte über die zunehmende Belastung des Sees in den letzten Jahren beziehen sich unter den von uns geprüften Faktoren nur auf die besonders wichtigen Phosphat- und Nitratwerte. Die anderen haben sich nicht auffallend geändert bzw. sind nicht untersucht worden. Alle derartigen Angaben haben zwangsläufig nur mehr oder weniger Stichprobencharakter. Um ein einigermaßen aussagekräftiges, umfassendes Bild zu gewinnen, ergibt sich hieraus die Notwendigkeit, möglichst viele Werte von möglichst vielen Uferstrecken zu ermitteln. Die Mehrzahl der untersuchten Bäche ist nach wie vor ganz oder nahezu unberührt. Es ist daher nicht anzunehmen, daß sich ihr chemischer Charakter tiefgreifend gewandelt hat. Grundsätzliche Veränderungen sind auch bei den anderen Bächen kaum anzunehmen. Meines Wissens waren alle von uns geprüften Zuflüsse bislang nicht untersucht worden.

Gelöstes anorg. (Ortho-) Phosphat, Ammonium, Nitrit, Nitrat, Eisen (2- und 3-wertiges) und Kieselsäure wurden nach den bei HÖLL (1960) angeführten Methoden kolorimetrisch bestimmt, Phosphat (Molybdänblaufärbung), Nitrit (mit Sulfanilsäure und α -Naphthol), Nitrat (mit Natriumsalicylat) und Kieselsäure (mit Ammoniummolybdat) unter Verwendung von Hefnerzylindern, Ammonium (mit Neßlers Reagenz) und Eisen (mit Kaliumrhodanid) mit Hilfe des Hellige Neo-Komparators, gegebenenfalls mit Neßlerrohransatz. Bei Phosphatmengen unter 5 $\mu\text{g P/l}$ war mir eine exakte quantitative Bestimmung kaum noch möglich. Zur geringen Genauigkeit der Bestimmung sehr niedriger Ammoniummengen s. z. B. WAGNER (1965) und KLIFFMÜLLER (1969). Soweit möglich, wurden die Proben gleich nach der Entnahme untersucht, in den anderen Fällen mit etwas Chloroform konserviert. Die Analysen führte ich im Labor der Bodenseewasserversorgung in Süßenmühle aus, dessen Leiter, Herrn Prof. Dr. Grim, ich auch bei dieser Gelegenheit für seine verständnisvolle Unterstützung sehr herzlich danken möchte.

ZUFLÜSSE DES ÜBERLINGER SEES

1. Waldbäche des Bodanrücks und ihr Einfluß auf die Algenentfaltung

Im November 1960 war ich zum erstenmal an jenem felsigen Waldufer entlang gerudert, das sich nahezu 8 km in fast völlig naturhafter Unberührtheit von Wallhausen nach Bodman hinzieht. Von weitem erscheint der bis etwa 200 m ansteigende Hang des Bodanrück wie eine geschlossene Mauer. Erst in unmittelbarer Nähe lassen sich die Felstobel entdecken, in die sie sich öffnet. Am spätherbstlich öden Strand gab sich dem bloßen Auge zunächst nur ein sehr dürftiges Algenleben zu erkennen: Blaualgenkrusten auf den größeren Steinen und dann und wann ein spärlicher Anflug von Diatomeenbraun – das war alles. Da überraschte an der Mündung des Teufelstals (gegenüber Sipplingen) das frische Grün einer fädigen Alge, die sich unter dem Mikroskop als *Spirogyra fluviatilis* erwies. Am ganzen Strand bot sich dasselbe Bild, überall unterbrach an den Bachmündungen auf etwa 50 oder auch 100 m grüner Bewuchs aus *Spirogyra*, z. T. auch mit einzelnen *Cladophora*-Räschen, das eintönige Grau. Zu anderen Jahreszeiten wiederholte sich die Erscheinung: Im Frühjahr 1961

siedelte die Grünalge *Ulothrix* bevorzugt im Mündungsbereich der Bäche in makroskopischer Menge. Später im Jahr verhielten sich andere Grünalgen (*Cladophora*, *Oedogonium*) ähnlich. Dann und wann schienen auch die Kieselalgen im Bachmündungsbereich in üppigerer Fülle aufzutreten, doch war dies wenig deutlich ausgeprägt. Gewiß, nicht immer unterschied sich der Bewuchs in den Mündungszonen so klar vom übrigen Uferbereich. Es gibt (glücklicherweise noch immer!) Zeiten, in denen dieses unberührte Ufer, abgesehen von Blaualgenkrusten, nahezu frei von makroskopischem Bewuchs ist und andere – vor allem in der warmen Jahreszeit bei ruhiger, sonniger Witterung –, wo sich fast überall fädige Grünalgen in beträchtlicher Zahl zeigen. Auch bei stellenweisem Auftreten größerer Mengen fädiger Grünalgen braucht nicht immer eine klare Beziehung zu den Bachmündungen zu bestehen. Es kann durchaus sein, daß sich grüne Algenwiesen weitab von den Mündungen finden, während deren Umgebung algenfrei erscheint, wofür Gründe kaum ersichtlich sind. Aber die Bindung von makroskopischem Grünalgenbewuchs an den Mündungsbereich der Zuflüsse (oder auch stärkerer Grünalgenbewuchs an diesen Stellen) ist doch so häufig derart auffallend, daß sich an einem ursächlichen Zusammenhang nicht zweifeln läßt. Das ist deswegen überraschend, weil es sich um ganz kleine Bäche, z. T. nur um Rinnsale handelt, deren Einzugsgebiete teils völlig, teils überwiegend im Wald liegen.

Die Wasserscheide zwischen Überlinger See und Gnadensee verläuft nahe dem Überlinger See, stellenweise fast unmittelbar an den felsigen Absturz zum See hintretend. Nur knapp 18 % des Bodanrück entwässern nach Auskunft des Wasserwirtschaftsamtes Konstanz zum Überlinger See. In den mürben, aber standfesten Sandstein der Meeresmolasse haben die kleinen Bäche kurze, aber schroffe, schwer zugängliche Felsentobel eingerissen. Inmitten der milden Kulturlandschaft des Bodensees findet sich der Wanderer unvermittelt in eine noch ganz naturhafte, wildromantische Mittelgebirgsszenerie versetzt. Sie könnte geradezu bei Spitzwegs „Forellenfischer“ oder bei seinen „Debattierenden Mönchen“ Pate gestanden sein, so sehr ähnelt die Darstellung der Landschaft auf diesen Bildern den Molassetobeln am Überlinger See.

Auf der topographischen Karte 1:25 000 ist nur der Katharinabach benannt. Bei einigen anderen Bächen tragen ihre Täler Namen. Da sich außerdem die Bäche bei ihrer geringen Länge auf Abb. 1 kaum eintragen ließen, wurde dort ihre ungefähre Lage mit Nummern bezeichnet, die ich auch in den folgenden Tabellen verwende. Bach 1 und 2 münden nahe beieinander rund 700 m südöstlich des Katharinabachs. Bach 3 = Katharinabach. Bach 4 mündet knapp 100 m östlich der Marienschlucht. Bach 5 = Marienschlucht. Der kleine, auf der topographischen Karte nicht eingetragene Bach 6 mündet etwa 400, Bach 7 etwa 130 m südöstlich des Teufelstals. Bach 8 = Teufelstal. Bach 9 ein kleines, auf der topographischen Karte nicht verzeichnetes Rinnsal, das etwa 500 m nordwestlich des Teufelstals mündet. Bach 10 = Lispental (das mehrastige Talsystem ist auch unter der Bezeichnung „Steckenloch“ bekannt). Bach 11 = Effletal. Bach 12 = Goggle- und Idrichstal, deren Bäche wenig oberhalb der Mündung zusammenfließen. Das Einzugsgebiet der Bäche 1, 2, 4, 6, 7, 8 und 9 liegt fast völlig im Wald. (Überwiegend noch sehr naturnaher, artenreicher Laubwald. Die dichte Beschattung, das starke Gefälle und der meist steinige Untergrund erlauben keine stärkere Entwicklung höherer Wasserpflanzen in den Bächen. Es tritt auch keine Massenfaltung von Algen auf.) Mit geringer Einschränkung gilt dies auch für den Katharinabach, dessen westlicher Quellbach sich in der flachen Mulde des kleinen, entwässerten, teils mit Pappeln bepflanzten, teils als Wiese und Acker genutzten Streitmooses (die geologische Karte verzeichnet lehmigen Untergrund) sammelt. Ähn-

lich verhält es sich mit dem Oberlauf des Lispentalbaches, der in einer kleinen Waldwiese seinen Anfang nimmt, dort jedoch nur in niederschlagsreichen Perioden und nach der Schneeschmelze Wasser führt. Der Oberlauf des Marienschluchtbachs fließt auf etwa 300 m durch Wiesland, Lispental-, Effletal- und Goggletal/Idrichstalbach queren vor ihrer Mündung das bis etwa 250 m breite, mit Intensivobstbau, Wiesen und Äckern genutzte, flach ansteigende Gelände, das sich südöstlich Bodman zwischen den See und den bewaldeten Steilanstieg schiebt.

Im Frühjahr und Herbst 1962 hatte ich die *Wasserführung* einiger Bäche grob bestimmt, indem ich an kleineren Wasserfällen weitmöglichst das gesamte Bachwasser in einem Eimer mit bekanntem Volumen auffing und die Zeit stoppte, im Frühjahr 1962 bei verhältnismäßig kräftiger, im November 1962 bei sehr schwacher Wasserführung. Die Angaben erfolgen in l/sek.

1962	12. 4.		18. 4.	5. 11.
Bach 6	0,5	Bach 2	2	–
Bach 7	1	Bach 3	5	0,5
Bach 8	4	Bach 4	0,75	0,05
Bach 9	0,17	Bach 5	3	0,07
Bach 10	4,2			



Abb. 1 Das westliche Bodenseegebiet. Die Zahlen 1–19 geben die Mündung der im Text genannten Bäche an. (Vgl. S. 119 u. S. 125/26.)

Chemische Werte (in diesen und den folgenden Tabellen bedeutet die Angabe: - = nicht geprüft, n.n. = nicht nachweisbar. Entnahme kurz oberhalb der Mündung.)

Bach 1.

Phosphat ($\mu\text{g P/l}$)	5. 10. 1961: ca. 5 12. 4. 1962: n.n.	6. 6. 1962: n.n.
--------------------------------	---	------------------

Bach 2.

Phosphat	Ammonium (mg N/l)	Nitrit	Nitrat (mg N/l)
5. 10. 1961: n.n. 12. 4. 1962: n.n. 6. 6. 1962: n.n.	12. 4. 1962: 0,015	12. 4. 1962: n.n.	12. 4. 1962: 0,3

Bach 3 (Katharinabach).

Phosphat ($\mu\text{g P/l}$)	5. 10. 1961: ca. 5 12. 4. 1962: n.n.	6. 6. 1962: Spuren
--------------------------------	---	--------------------

Bach 4.

Phosphat	Ammonium (mg N/l)	Nitrit	Nitrat (mg N/l)
12. 4. 1962: n.n. 6. 6. 1962: n.n.	5. 10. 1961: Spuren 12. 4. 1962: Spuren	5. 10. 1961: n.n. 12. 4. 1962: Spuren	5. 10. 1961: 0,35 12. 4. 1962: 0,4
Eisen (mg/l)	Kieselsäure (mg Si/l)	Leitvermögen (μS)	
5. 10. 1961: 0,35 12. 4. 1962: 0,3	5. 10. 1961: 7	5. 10. 1961: 362	

Bach 5 (Marienschlucht).

Phosphat	Ammonium (mg N/l)	Nitrit	Nitrat (mg N/l)
5. 10. 1961: n.n. 12. 4. 1962: n.n. 6. 6. 1962: Spuren	5. 10. 1961: n.n. 12. 4. 1962: 0,015	5. 10. 1961: n.n. 12. 4. 1962: n.n.	5. 10. 1961: 1,25
Eisen (mg/l)	Kieselsäure (mg Si/l)	Leitvermögen (μS)	
5. 10. 1961: 0,6 12. 4. 1962: 0,5	5. 10. 1961: 7 12. 4. 1962: 4	5. 10. 1961: 397	

Bach 6.

Phosphat ($\mu\text{g P/l}$)	Ammonium (mg N/l)	Nitrit	Nitrat (mg N/l)
5. 10. 1961: n.n. 12. 4. 1962: 10 6. 6. 1962: n.n.	12. 4. 1962: 0,08 6. 6. 1962: 0,08	12. 4. 1962: n.n. 6. 6. 1962: n.n.	12. 4. 1962: 0,25 6. 6. 1962: 0,25
Eisen (mg/l)	Kieselsäure (mg Si/l)	Leitvermögen (μS)	
12. 4. 1962: 0,3	12. 4. 1962: 5,5	5. 10. 1961: 491 12. 4. 1962: 472	

Bach 7.

Phosphat	Ammonium (mg N/l)	Nitrit	Nitrat (mg N/l)
5. 10. 1961: n.n. 12. 4. 1962: n.n. 6. 6. 1962: n.n.	5. 10. 1961: + 12. 4. 1962: 0,06 6. 6. 1962: 0,04	5. 10. 1961: n.n. 12. 4. 1962: n.n.	5. 10. 1961: 0,3 12. 4. 1962: 0,3 6. 6. 1962: 0,3

Eisen (mg/l)	Kieselsäure (mg Si/l)	Leitvermögen (μ S)
5. 10. 1961: 0,3	5. 10. 1961: 9	5. 10. 1961: 467
12. 4. 1962: 0,5	12. 4. 1962: 3	12. 4. 1962: 391

Bach 8 (Teufelstal).

Phosphat (μ g P/l)	Ammonium (mg N/l)	Nitrit	Nitrat (mg N/l)
5. 10. 1961: n.n.	5. 10. 1961: Spuren	5. 10. 1961: n.n.	5. 10. 1961: 0,3
12. 4. 1962: 10	12. 4. 1962: 0,04	12. 4. 1962: n.n.	12. 4. 1962: 0,3
6. 6. 1962: Spuren	6. 6. 1962: 0,015	6. 6. 1962: n.n.	6. 6. 1962: 0,3
Eisen (mg/l)	Kieselsäure (mg Si/l)	Leitvermögen (μ S)	
5. 10. 1961: 0,35	5. 10. 1961: 8-8,5	5. 10. 1961: 467	
12. 4. 1962: 0,35	12. 4. 1962: 4	12. 4. 1962: 445	

Bach 9.

Phosphat	Ammonium (mg N/l)	Nitrit	Nitrat (mg N/l)
5. 10. 1961: n.n.	12. 4. 1962: 0,1	12. 4. 1962: n.n.	12. 4. 1962: 0,3
12. 4. 1962: n.n.			
6. 6. 1962: n.n.			
Kieselsäure (mg Si/l)	Leitvermögen (μ S)		
5. 10. 1961: ca. 8	12. 4. 1962: 472		
12. 4. 1962: 4			

Bach 10 (Lispental).

Phosphat	Ammonium (mg N/l)	Nitrit	Nitrat (mg N/l)
5. 10. 1961: n.n.	12. 4. 1962: 0,06	12. 4. 1962: n.n.	12. 4. 1962: 0,3
12. 4. 1962: n.n.	6. 6. 1962: 0,06	6. 4. 1962: n.n.	6. 6. 1962: 0,3
6. 6. 1962: Spuren			
Eisen (mg/l)	Kieselsäure (mg Si/l)	Leitvermögen (μ S)	
12. 4. 1962: 0,8	5. 10. 1961: 7	5. 10. 1961: 450	
	12. 4. 1962: 4	12. 4. 1962: 432	

Bach 11 (Effletal).

Phosphat (μ g P/l)	Ammonium (mg N/l)	Nitrit	Nitrat (mg N/l)
5. 10. 1961: 10	12. 4. 1962: 0,06	12. 4. 1962: n.n.	12. 4. 1962: 0,4
12. 4. 1962: 30	6. 6. 1962: 0,06	6. 6. 1962: Spuren	6. 6. 1962: 0,4
Eisen (mg/l)	Kieselsäure (mg Si/l)	Leitvermögen (μ S)	
5. 10. 1961: 0,3	12. 4. 1962: 4	12. 4. 1962: 481	
12. 4. 1962: 0,3			

Bach 12 (Idrichstal und Goggletal).

Phosphat (μ g P/l)	Ammonium (mg N/l)	Nitrit	Nitrat (mg N/l)
12. 4. 1962: 10	12. 4. 1962: 0,06	12. 4. 1962: n.n.	12. 4. 1962: 0,3
6. 6. 1962: 30-40	6. 6. 1962: 0,015	6. 6. 1962: schwach positiv	6. 6. 1962: 0,15
Eisen (mg/l)	Kieselsäure (mg Si/l)	Leitvermögen (μ S)	
6. 6. 1962: 0,05	6. 6. 1962: 4	6. 6. 1962: 539	
12. 4. 1962: n.n.			

„Burghofbach.“ (Nordwestlich des Burghofs, knapp 400 m südöstlich von Bach 1 mündend, auf Abb. 1 nicht eingetragen.) Eine einmalige Bestimmung des Phosphatgehalts (am 12. 4. 1962) ergab $10 \mu\text{g P/l}$.

Das hohe Leitvermögen der Bäche – den See beträchtlich übertreffend – erklärt sich aus dem Kalkreichtum des geologischen Untergrunds. Die malerischen Tobel und Felswände am Überlinger See gehören der Oberen Meeresmolasse an. (Hauptfelsbildner sind die Heidenlöcherschichten.) In ihrem Bereich ist das Gefälle (und damit die Erosionskraft) unserer Bäche am größten. In den oberen Abschnitten der meisten längeren Bäche ist die Erosion wenig fortgeschritten. Sie haben den tertiären Untergrund noch nicht erreicht und laufen flach in der würmeiszeitlichen Grundmoränenbedeckung der Hochflächen des Bodanrück aus. In ihrem Unterlauf schneiden die westlichen Bäche die Untere Süßwassermolasse an, die gegen Bodman in Zusammenhang mit dem Schichtenanstieg einen zunehmend breiten Raum einnimmt und zur Bildung breiterer, „lehnsesselartiger“ Talformen neigt (vgl. z. B. KNUPFER 1912, SCHREINER 1970). SCHREINER schreibt in den „Erläuterungen zur geologischen Karte des Landkreises Konstanz mit Umgebung“ (1970, S. 189): „Zur chemischen Zusammensetzung der Wässer aus Molassesanden ist zu bemerken, daß der hohe Carbonatgehalt der Sande ein hartes Wasser ($10\text{--}18^\circ \text{d. H.}$) erzeugt...“ Auch die würmeiszeitlichen Moränen sind kalkreich. Die elektrolytische Leitfähigkeit der ihr entstammenden Gewässer ist nach den sehr eingehenden Untersuchungen von KLETT (1964) im nahegelegenen Einzugsgebiet der Stockach durchschnittlich noch höher als die der Molassegewässer. (Vgl. hierzu auch STRÄSSER, 1966.)

Der Silikatgehalt der Bäche übersteigt die Werte der Seeoberfläche um das Mehrfache. Da aber die Silikatmengen als begrenzender Faktor für die (Kiesel-) Algenproduktion kaum in Betracht kommen, sind diese Befunde für unsere Frage nach den möglichen Ursachen für die häufig auffallend gesteigerte Algenentfaltung im Bachmündungsbereich ohne Bedeutung.

Mit einer auffallenden Ausnahme (Marienschlucht; einmalige Bestimmung; der verhältnismäßig hohe Nitratgehalt möglicherweise auf Düngung der Wiesen im Oberlauf oder bzw. und auf den Einfluß des Gehöfts Kargegg zurückgehend) lagen die Nitratwerte der Bäche unter jenen der Seeoberfläche zu den oben angegebenen Zeiten (s. die niederen Werte der aus Molasse stammenden Quellen und Brunnen im Vergleich zu den meisten Wasserproben aus Diluvial- und Weißjuragestein bei SCHREINER, a. a. O., S. 194/195). Der sehr niedere (bzw. nicht nachweisbare) Gehalt an Ammonium- und Nitritverbindungen weist (ebenso wie die Ergebnisse der Phosphatbestimmungen) auf die Reinheit dieser Bäche.

Bei der ausschlaggebenden Rolle des Phosphathaushalts für die Algenproduktion des Bodensees waren die Phosphatwerte von besonderem Interesse. Sie überschritten mit zwei Ausnahmen $10 \mu\text{g P/l}$ nicht, in der Mehrzahl der Wasserproben konnte ich Phosphat überhaupt nicht oder nur in Spuren nachweisen. Die beiden höheren Phosphatwerte dürften in Zusammenhang mit der landwirtschaftlichen Nutzung des Geländes stehen, das diese Bäche in ihrem Unterlauf durchfließen (s. o.). Es ist kaum vorstellbar, daß die höchst geringen Mengen an gelöstem Phosphat, den die Bäche des Bodanrück demnach dem See zuführen, eine Rolle für die üppigere Algenentfaltung in ihrem weiteren Mün-

dungsbereich spielen. Wohl aber könnte dem Gehalt der Bäche an Eisen Bedeutung zukommen, der, soweit bestimmt, mit einer Ausnahme die Menge der Seeoberfläche um ein Vielfaches übersteigt. Ihm wäre gesteigerte Beachtung zu schenken.

Sieht man von der Möglichkeit einer Wirkung der Eisenzufuhr ab, so ergaben die Bestimmungen gelöster Nähr- und Gerüststoffe keine Hinweise auf die Gründe für den offensichtlichen Effekt der Bäche auf die litorale Algenflora. Des Rätsels Lösung dürfte in der Fracht an suspendierten, feinsten Bodenteilchen und größerem Sediment zu suchen sein. „Die Einschwemmung von Bodenteilchen kann einen wesentlichen Faktor für die Seen-Eutrophierung darstellen“ (MÄDLER 1961, S. 76). Entsprechendes stellten z. B. auch ABBOTT (1957), HEDLICH (1959) und KLIFFMÜLLER (1960) sowie KOEPF und KLETT (1970) fest (vgl. auch BRETSCHKO, 1966). KLIFFMÜLLER schreibt (S. 368): „Die Höhe der Gesamtphosphorverbindungen im Alpenrhein, Altrhein und Bregenzer Ach wird in der Hauptsache durch ungelöste anorganische P-Verbindungen (Geschiebeteilchen) bestimmt.“ (Wortfolge, da aus dem Zusammenhang genommen, etwas verändert.) KOEPF und KLETT (1970, S. 2): „Der Gehalt an Gesamtphosphor wird entscheidend von der Trübe des Gewässers bestimmt, d. h. seiner Suspensionsfracht an Feinbestandteilen des Bodens.“ Chemisch werden diese erst nach Aufschluß miterfaßt.

Auf ihrem kurzen Lauf überwinden die Bäche einen beträchtlichen Höhenunterschied, der Katharinabach (Bach 3) rund 120 m bei 2000 bis 2500 m, der Marienschluchtbach (Bach 5) rund 130 m bei etwa 1300 m, der Lispentalbach (Bach 10) gut 200 m bei noch nicht 2 km Länge. Mit starkem, jugendlich unausgeglichenem Gefälle eilen sie zum See, bei kurzem Transportweg frisches, wenig ausgelaugtes, nährstoffreiches Material mit sich führend. Die Stoßkraft der Bäche ist viel zu gering, um ihre Fracht über die Uferbank hinauszuführen. Sie wird nahe der Mündung abgelagert, von wo sie Seegang und Strömungen allmählich in die weitere Umgebung transportieren. Ständig in geringen Mengen von diesem Sediment abgegebene Stoffe könnten für die Förderung des Algenwachstums in der näheren und weiteren Umgebung der Bachmündungen eine wesentliche Rolle spielen. Nach KLETT (1964) ist der Phosphatgehalt der Oberen Meeresschlammzone trotz des beträchtlichen Kalkgehalts verhältnismäßig hoch und übersteigt den Phosphatgehalt diluvialer Ablagerungen. Wir brauchen aber nicht nur die Zufuhr von Phosphat und anderer Nährstoffe ins Auge fassen. Es ist denkbar, daß auch Spurenelemente und Wirkstoffe von den Bächen in irgendeiner Form in den See gelangen und in ihren Mündungszonen das Algenleben stimulieren. (Vgl. hierzu z. B. NÜMANN 1957.) – Anzufügen ist noch, daß sowohl Temperatureinflüsse als auch andersartige Lichtverhältnisse in den Mündungszonen als Erklärung für deren häufig üppigere Algenentfaltung nicht in Frage kommen, ebensowenig eine Wirkung der Strömung, die sich im meist mehr oder weniger bewegten Seelitoral nur unmittelbar an der Mündung selbst bemerkbar macht. Auch der (hier nicht geprüfte) Gehalt der Bäche an gelösten Gasen dürfte nicht ins Gewicht fallen.

2. Ludwigshafener Bäche, Sipplinger Dorfbach, Bohnenbach, Hödinger Tobelbach, Brunnensbach, Killbach, Abwasserrohre am Nordufer der Mainau

Ludwigshafener Mühlbach und Killbach sind gegen 4 km, der Hödinger Bach ist etwa 2,5–3 km lang, jedoch vergleichsweise wasserreich. Bei den anderen handelt es sich um noch kleinere Bäche. Die geologische Karte ihres Einzugsbereichs ist recht bunt: Untere Süßwassermolasse, Obere Meeresmolasse, in geringem Umfang Kirchberger Schichten und Obere Süßwassermolasse; pleistozäne (ganz überwiegend würmeiszeitliche) und holozäne Ablagerungen. Hödinger Bach und Killbach (Spetzgarter Tobel) haben in die Obere Meeresmolasse ähnliche Tobel eingegraben, wie sie uns bei den Bächen am gegenüberliegenden Ufer begegneten.

(Einige hundert Meter östlich des Mühlbachs mündet in Ludwigshafen ein kleiner, auf der topographischen Karte nicht benannter Bach, der hier als „2. Ludwigshafener Bach“ bezeichnet sei.) Alle Proben wurden wenige Meter oberhalb der Mündung, außerhalb des Seeinflußbereichs entnommen.

Mühlbach (Nr. 13 in Abb. 1).

1962	Phosphat ($\mu\text{g P/l}$)	Ammonium (mg N/l)	Nitrit ($\mu\text{g N/l}$)	Nitrat (mg N/l)	Kieselsäure (mg Si/l)	Leitvermögen (μS)
6. 6.	70	4,7	70	2,3	Spuren	656
12. 9.	80	3,9	50	2,3	1,5	—

2. Ludwigshafener Bach (Nr. 14 in Abb. 1).

1962	Phosphat ($\mu\text{g P/l}$)	Ammonium (mg N/l)	Nitrit ($\mu\text{g N/l}$)	Nitrat (mg N/l)	Kieselsäure (mg Si/l)
2. 5.	180	4,2	30	1	3,6

Sipplinger Dorfbach (Nr. 15 in Abb. 1).

Bei 8 Bestimmungen zwischen Mitte März und Ende Juli 1962 (Entnahme zwischen 14 und 15 Uhr) Phosphat: 700–3000 $\mu\text{g P/l}$. Ammonium: 2,4–14 mg N/l . Nitrit (3 Bestimmungen): 50–200 $\mu\text{g N/l}$. Nitrat: 0–1,3 mg N/l . Eisen (2 Bestimmungen): 0,3–0,4 mg/l . Leitvermögen (4 Messungen): 750–1050 μS .

Bohnenbach (Nr. 16 in Abb. 1).

1962	Phosphat ($\mu\text{g P/l}$)	Ammonium (mg N/l)	Nitrit ($\mu\text{g N/l}$)	Nitrat (mg N/l)	Eisen (mg/l)	Kieselsäure (mg Si/l)
3. 4.	10	0,08	Spuren	1,2	0,08	3,3
20. 5.	10	—	—	—	—	3,0
25. 9.	10	—	—	—	0,1	3,5

Hödinger Tobelbach (Nr. 17 in Abb. 1).

1962	Phosphat ($\mu\text{g P/l}$)	Ammonium (mg N/l)	Nitrit ($\mu\text{g N/l}$)	Nitrat (mg N/l)	Eisen (mg/l)	Kieselsäure (mg Si/l)	Leitvermögen (μS)
22. 3.	375	0,45	25	1,9	0,1	9	550
3. 4.	400	0,26	9	2,0	0,15	5	512

Brunnensbach (Nr. 18 in Abb. 1).

1962	Phosphat ($\mu\text{g P/l}$)	Ammonium (mg N/l)	Nitrit ($\mu\text{g N/l}$)	Nitrat (mg N/l)	Kieselsäure (mg Si/l)
2. 5.	50	3,1	10	2,3	4,25
5. 6.	60	3,0	10	2,2	4,5
11. 10.	50	3,0	15	2,0	4,5

Killbach (Nr. 19 in Abb. 1)

1962	Phosphat ($\mu\text{g P/l}$)	Ammonium (mg N/l)	Nitrit ($\mu\text{g N/l}$)	Nitrat (mg N/l)	Kieselsäure (mg Si/l)
12. 3.	220	3,9	20	1,8	4
2. 5.	300	4,7	30	2,4	4
27. 8.	250	4,7	25	2,3	-

Abwasserrohre am Nordufer der Mainau.

1962	großes Rohr		kleines Rohr	
	8. 5.	5. 6.	8. 5.	5. 6.
Phosphat ($\mu\text{g P/l}$)	2000	2200	2500	2000
Ammonium (mg N/l)	16	16	160	130
Nitrit ($\mu\text{g N/l}$)	2	10	2	3
Nitrat (mg N/l)	n. n.	n. n.	n. n.	n. n.
Eisen (mg/l)	ca. 0,4	ca. 0,3	-	-
Kieselsäure (mg Si/l)	4	5	8	7
Leitvermögen (μS)	790	-	1400	-

Der kleine, kaum 2 km lange, westlich des Labors der Bodenseewasserversorgung zwischen Sipplingen und Süßenmühle mündende *Bohnenbach* berührt keine Siedlungen. Obwohl er vorwiegend durch landwirtschaftlich (nicht allzu intensiv) genutztes Gelände fließt, ähnelt er mit seinen Phosphatwerten den Bodanrückbächen. Die landwirtschaftliche Nutzung des Einzugsgebietes spiegelt sich jedoch in den gegenüber fast allen Bodanrückbächen (bei einmaliger Bestimmung) erhöhten Nitrat- und Ammoniummengen wider. Das Litoral im Mündungsbereich des Bohnenbaches zeichnete sich zu keiner Zeit durch üppigeren oder sonst auffälligen Algenbewuchs aus. Es lagert dort leicht beweglicher, feiner, für die Entwicklung von Algenmassen wenig günstiger Sand.

Die Abwasserbelastung (ganz überwiegend handelt es sich um häusliches Abwasser) der *Ludwigshafener Bäche*, des *Sipplinger Dorfbachs*, *Hödinger Tobelbachs*, *Brünnensbachs* und *Killbachs* drückt sich im Phosphatgehalt und in den Werten der Stickstoffverbindungen aus. Nur beim Hödinger Bach waren Ammonium- und Nitritmengen verhältnismäßig niedrig; dagegen überraschte der hohe Phosphatgehalt dieses bei grobem Augenschein recht sauber erscheinenden Bachs. Der kleine Sipplinger Dorfbach besteht zum guten Teil aus Abwasser. Sein sehr hoher Phosphatgehalt liegt in der Größenordnung der Werte des Abwassers von der Mainau. Das Verhältnis Ammonium-Nitrit-Nitrat weist auf verhältnismäßig frisches Abwasser, wenn auch die Oxydation bei jeder Analyse schon weiter fortgeschritten war als im nitratfreien, Nitrit nur in Spuren enthaltenden Abwasser der Mainaurohre.

Wie in den Bodanrückbächen ist auch hier – wenigstens in den meisten Fällen – der Kieselsäuregehalt merklich höher als im See. Bei der vorrangigen Rolle von Phosphat und evtl. anderer, in geringsten Mengen vorkommender Stoffe dürfte dies aber für die Kieselalgenentwicklung in den Mündungszonen trotzdem nicht von ausschlaggebender Bedeutung sein.

Vom Eisengehalt dieser Zuflüsse liegen nur wenige Bestimmungen vor. Er betrug in allen Fällen ein Vielfaches der sehr niederen Werte des Sees, lag allerdings niedriger als bei den meisten Analysen der Bodanrückbäche. Es kommt in den Mündungszonen zu einem vermehrten Gehalt an diesem lebensnotwendigen, im See nur in sehr geringer Menge vorhandenen Element (s. o.). Ob und in welchem Umfang sich dort die Algenbesiedlung vom übrigen Uferbereich durch stärkere quantitative Entfaltung abhebt, hängt in starkem Maße von der Beschaffenheit des Untergrunds ab. Sie steigert sich vor allem da zu auffälliger Üppigkeit, wo grobes, wenig bewegliches Substrat (also in erster Linie größere Steine) vorliegt. Wo Sand lagert, ist der Algenbewuchs auch im Mündungsbereich quantitativ arm, so an der Mündung des Hödinger Tobelbachs im Gegensatz zur Mündungszone seines etwas weiter westlich mündenden Mühlkanals mit größerem Sediment. Im Mündungsgebiet dieses kleinen Rinnals war vor allem im Frühjahr stets eine wesentlich üppigere und früher einsetzende Entwicklung von Algenmassen (Diatomeen und Ulothrix) zu beobachten als an unbeeinflussten Uferstrecken.

WERTE VOM UFERBEREICH DES ÜBERLINGER SEES

1. Anlegeplätze

[Vom freien See durch Molen u. ä. Bauten in mehr oder weniger starkem Maße abgetrennte „künstliche Buchten“. Hierher ist auch der sog. „Brauereiweiher“ bei Staad zu stellen. – Probeentnahmen jeweils im Innern der „Bucht“ etwa $1/2$ m von der Strandlinie entfernt an der Oberfläche über ca. 30 cm Tiefe außerhalb des unmittelbaren Einflußbereichs von Abwasserrohren und Bächen. Vergleichsproben vom pelagischen Oberflächenwasser stammen von etwa 300–400 m [über ca. 50–70 m Tiefe] vor dem Süßenmühler Labor.]

Phosphat ($\mu\text{g P/l}$).

1962	22. 3.	3./6. 4.	12./13. 4.	8. 5.	6. 6.
Anlegeplatz Sipplingen	350	45	80	40	60
Anlegeplatz Ludwigshafen	25	20	–	–	Spuren
Anlegeplatz Bodman	20	–	–	–	Spuren
Anlegeplatz Dingelsdorf	40	–	–	140	Spuren
„Brauereiweiher“ Staad	Spuren	Spuren	Spuren	–	–
Anlegeplatz Staad	50	80	–	60	–
Anlegeplatz Meersburg	25	10	n. n.	–	–
„Mantelhafen“ Überlingen	12	5	20	–	–
Pelagial	12	10	10	Spuren	n. n.

Ammonium (mg N/l).

1962	22. 3.	3./6. 4.	12./13. 4.	8. 5.	6. 6.
Anlegeplatz Sipplingen	0,5	0,5	0,3	–	–
Anlegeplatz Ludwigshafen	0,05	–	–	–	0,03
Anlegeplatz Bodman	0,06	0,06	–	–	0,15
Anlegeplatz Dingelsdorf	0,15	–	–	0,4	–
Anlegeplatz Staad	0,08	0,1	–	–	–
„Brauereiweiher“ Staad	0,3	0,4	–	0,4	–

Anlegeplatz Meersburg	0,12	-	0,08	-	-
„Mantelhafen“ Überlingen	0,03	0,03	-	-	-
Pelagial	+	0,015	0,015	0,015	0,015

Nitrit ($\mu\text{g N/l}$).

1962	22. 3.	3./6. 4.	12./13. 4.	8. 5.	6. 6.
Anlegeplatz Sipplingen	6	20	8	-	-
Anlegeplatz Ludwigshafen	6	-	-	-	4
Anlegeplatz Bodman	4	-	-	-	4
Anlegeplatz Dingelsdorf	12	-	-	20	-
„Brauereiweiher“ Staad	3	+	-	-	-
Anlegeplatz Staad	6	4	-	-	-
Anlegeplatz Meersburg	4	-	+	-	-
„Mantelhafen“ Überlingen	2	2	-	-	-
Pelagial	n. n.	n. n.	n. n.	+	+

Nitrat (mg N/l).

1962	22. 3.	3./6. 4.	12./13. 4.	8. 5.	6. 6.
Anlegeplatz Sipplingen	0,4	0,45	0,6	-	-
Anlegeplatz Ludwigshafen	0,5	-	-	-	0,35
Anlegeplatz Bodman	0,6	-	-	-	0,35
Anlegeplatz Dingelsdorf	1	-	-	1,3	-
„Brauereiweiher“ Staad	0,35	+	-	-	-
Anlegeplatz Staad	0,6	0,6	-	-	-
Anlegeplatz Meersburg	0,55	-	0,45	-	-
„Mantelhafen“ Überlingen	0,7	0,8	-	-	-
Pelagial	0,55	0,55	0,65	0,55	0,4

Eisen (mg/l).

1962	22. 3.	3./6. 4.	12./13. 4.	8. 5.	6. 6.
Anlegeplatz Sipplingen	0,05	0,08	-	-	-
Anlegeplatz Ludwigshafen	0,05	-	-	-	+ ($<0,05$)
Anlegeplatz Bodman	0,05	-	-	-	0,05
Anlegeplatz Dingelsdorf	0,05	-	-	-	-
„Brauereiweiher“ Staad	0,13	0,17	-	-	-
Anlegeplatz Staad	0,13	0,13	-	-	-
Anlegeplatz Meersburg	0,05	-	0,08	-	-
„Mantelhafen“ Überlingen	0,05	0,05	-	-	-
Pelagial	n. n.	+ ($<0,05$)	+	-	+

Kieselsäure (mg Si/l).

1962	22. 3.	3./6. 4.	12./13. 4.	8. 5.	6. 6.
Anlegeplatz Sipplingen	1,8	2	1,8	-	-
Anlegeplatz Ludwigshafen	-	-	-	-	1,2
Anlegeplatz Bodman	1,3	-	-	-	1,1
Anlegeplatz Dingelsdorf	1,3	-	-	1,05	-
„Brauereiweiher“ Staad	2,2	3,5	-	-	-
Anlegeplatz Staad	2,0	2,25	-	-	-
Anlegeplatz Meersburg	1,2	-	1,1	-	-
„Mantelhafen“ Überlingen	1,1	0,8	-	-	-
Pelagial	1,25	1,25	1,2	1	1,1

Leitvermögen (μS).

1962	22. 3.	3./6. 4.	12./13. 4.	8. 5.	6. 6.
Anlegeplatz Sipplingen	328	305	312	-	-
Anlegeplatz Ludwigshafen	295	-	-	-	272

Anlegeplatz Bodman	290	-	-	-	272
Anlegeplatz Dingelsdorf	320	-	-	350	-
„Brauereiweiher“ Staad	330	365	-	-	-
Anlegeplatz Staad	290	293	-	-	-
Anlegeplatz Meersburg	285	-	272	-	-
„Mantelhafen“ Überlingen	325	273	-	-	-
Pelagial	276	276	274	-	269

Gewiß sind dies nur „punktueller“ Augenblickswerte, räumlich wie zeitlich Stichproben. Sie zeigen aber doch recht eindrucksvoll ein überraschendes Ausmaß an Eigenständigkeit dieser Bereiche gegenüber dem Pelagial. Ihre Lebewelt findet ein chemisches Milieu, das zu einem beträchtlichen Grad von den Verhältnissen der freien Seeoberfläche sowie unberührter bzw. wenig beeinflusster Uferstrecken (s. u.) abweicht. So waren nicht nur Leitvermögen, Ammonium, Nitrit sowie meist auch Phosphat und Silikat (z. T. auch Nitrat), sondern auch das, wie schon erwähnt, im See nur in sehr geringen Mengen vorkommende und möglicherweise für die Algenproduktion sehr bedeutsame Eisen gegenüber den Oberflächenwerten des Pelagials als Folge abwasserbelasteter und düngender Zuflüsse sowie teilweiser Isolation vom See erhöht, Phosphat und Ammonium z. T. um das Vielfache. Vergleiche zwischen Seen und Fließgewässern sind schwierig. Um eine Vorstellung von der Größenordnung des Gehalts an Ammonium zu geben, sei jedoch angeführt, daß dieser Belastungsindikator in den Proben von Sipplingen und Staad immerhin Werte erreicht, die im Bereich der Belastungsstufe III („kritisch“) einer 5stufigen Gruppierung der von der Landesstelle für Gewässerkunde und wasserwirtschaftliche Planung (1969) vorgenommenen Güteklassifizierung der Fließgewässer Baden-Württembergs liegt. Die wenigen Fälle, bei denen Phosphat- und Silikatwerte gegenüber denen des Pelagials etwas erniedrigt sind, gehen zweifellos auf die Tätigkeit der Vegetation zurück, welche die (in diesen Fällen durchweg nur geringe) Wirkung von Zuflüssen überkompensiert (vgl. unten). Dagegen beruht die teilweise Erniedrigung der Nitratwerte außerdem sicher auf der „verdünnenden“ Wirkung mehr oder weniger frischen und daher nitratarmen Abwassers. In den Sommermonaten hemmt die Massenentwicklung von höheren Wasserpflanzen und fädigen Grünalgen den Austausch mit dem Freiwasserraum, die jedoch andererseits durch Entnahme von Nähr- und z. T. Baustoffen (Kieselsäure) deren Anreicherung entgegenwirken. Die wenigen Analysen zur Zeit beginnender Massenvegetation (am 6. 6.) lassen keine Aussagen über diese Verhältnisse zu, die eine nähere Untersuchung lohnen würden.

2. Andere belastete Uferstrecken

a) Mündungszonen belasteter Zuflüsse.

Abwasserführende Zuflüsse verleihen ihrem Mündungsbereich einen von unberührten oder wenig beeinflussten Uferstrecken und dem Pelagial abweichenden Charakter. Dafür ein paar Beispiele aus einer größeren Anzahl ähnlicher Proben von freien (also nicht durch Hafengebäuden u. ä. teilweise abgetrennten) Uferstrecken mit entsprechendem Ergebnis. (Vgl. vorne die jeweiligen Ober-

flächenwerte des Pelagials.) Am 8. 5. betrug am Nordstrand der Mainau (bei mäßig windigem Wetter) etwa 5 m von der Mündung des großen Abwasserrohres entfernt (vgl. S. 126, Entnahme etwa $\frac{1}{2}$ m von der Strandlinie entfernt über etwa 30 cm Tiefe) der Gehalt an Phosphat 1170 $\mu\text{g P/l}$, an Ammonium etwa 4,7 mg N/l und an Kieselsäure 2 mg Si/l; das Leitvermögen 408 μS .

Am 22. 3. 1962 (mäßiger, aufländiger Wind) wurden 1 m vor der Mündung eines Abwasserrohres an der Sipplinger Strandpromenade (Schlamm mit einzelnen darüber hinausragenden Steinen) folgende Werte gemessen: Phosphat: 1110 $\mu\text{g P/l}$, Ammonium: 12 mg N/l, Nitrit: 40 $\mu\text{g N/l}$, Nitrat: 0,2 mg N/l, Eisen: 0,1 mg/l, Kieselsäure: 5 mg Si/l, Leitvermögen: 615 μS . Das Wasser war in diesem Bereich getrübt, die Grün- und Kieselalgenflora auf Steinen wenig wuchsfreudig und stark verpilzt. Aber schon in 3 m Entfernung vom Rohr zeigten im Frühjahr vor allem Kieselalgen (*Diatoma vulgare*, *Synedra ulna*, *Cymbella ventricosa* und *Gomphonema olivaceum* mit vielen Begleitern) sowie die Grünalge *Ulothrix zonata* sehr reiches Wachstum, und etwa ab Mai stellte sich die Grünalge *Cladophora* in größten, gegenüber reinen Uferstrecken stark gesteigerten Massen ein. Von dort ergab eine Analyse (ebenfalls vom 22. 3. 1962): Phosphat: 100 $\mu\text{g P/l}$, Ammonium: 1,2 mg N/l, Nitrit: 5 $\mu\text{g N/l}$, Nitrat: 0,45 mg N/l, Eisen: zwischen 0,05 und 0,1 mg/l.

Als Beispiel für das Mündungsgebiet eines natürlichen, jedoch belasteten Zuflusses sei der Hödinger Tobelbach angeführt. (22. 3. 1962: mäßiger, aufländiger Wind, der das Wasser an der Mündung ans Ufer, und zwar vor allem nach Osten drückte. 3. 4. 1962: sehr schwache Luftbewegung. Probe I stammt von etwa 10 m östlich, Probe II von etwa 10 m westlich der Bachmündung. Entnahme etwa $\frac{1}{2}$ m von der Uferlinie über ca. 40 cm Wassertiefe und sandigem Untergrund ohne makroskopisch erkennbarem Bewuchs. Vgl. die Werte des Baches S. 125.)

	Phosphat ($\mu\text{g P/l}$)		Ammonium (mg N/l)		Nitrit ($\mu\text{g N/l}$)		Nitrat (mg N/l)	
	22. 3.	3. 4.	22. 3.	3. 4.	22. 3.	3. 4.	22. 3.	3. 4.
I	300	55	0,4	0,05	18	5	2	0,9
II	85	30	0,21	0,03	12	2	1,1	—
	Eisen mg Fe/l		Kieselsäure (mg Si/l)		Leitvermögen (μS)			
	22. 3.	3. 4.	22. 3.	3. 4.	22. 3.	3. 4.		
I	0,08	0,05	5	3	480	345		
II	0,08	+	1,8	2,1	355	300		

In allen untersuchten Proben sind Phosphat, Ammonium, Nitrit, Eisen, Kieselsäure und Leitvermögen gegenüber dem Pelagial und unbelasteten Uferstrecken (vgl. unten) beträchtlich erhöht, Phosphat, Ammonium und Nitrit um das Vielfache. Der Nitratgehalt wird dagegen nur durch den Hödinger Tobelbach gesteigert, durch den Einfluß des (frischeren) Abwassers in den unmittelbaren Mündungszonen erniedrigt.

b) So stark wie die unmittelbaren Mündungszonen und auch die meisten Anlageplätze weichen die *offenen Uferstrecken im Siedlungsbereich außerhalb des direkten Wirkungsbereichs von Zuflüssen* natürlich bei weitem nicht vom Pelagial und von unberührten Uferbezirken ab. Deutliche Unterschiede zeig-

ten sich aber doch bei allen Analysen, auf deren detailliertere Darstellung wir hier verzichten wollen. An folgenden Stellen wurden Proben entnommen: Uferpromenaden Meersburg, Sipplingen und Bodman, Campingplatz Goldbach, Ufer beim (landseitigen) Beginn der Mainaubrücke (keine besonders belastete Uferstrecke, aber Bucht, in unmittelbarer Nähe beidseits große Schilfbestände), Ufer ca. 30 m westlich des „Brauereiweiher“ Staad (s. o.), Ufer ca. 100 m nördlich der Stockachmündung (jeweils etwa $1/2$ m vor der Uferlinie über ca. 30 bis 40 cm Tiefe). In fast allen Fällen (je 5 Proben zwischen Februar und Juni) waren die Ammonium-, Nitrit- und Eisenwerte gegenüber dem pelagialen Oberflächenwasser und vielfach auch gegenüber dem unbeeinflussten Uferbereich erhöht, wengleich meist nur in geringem Umfang. 0,2 mg Fe/l (am 13. 4. 1962 an der Meersburger Promenade, wesentlich höher als am Anlegeplatz) war eine Ausnahme. In der Regel erreichte der Eisengehalt Werte zwischen 0,05 und 0,1 mg/l. Der erhöhte Nitrit- (Höchstwert 7 μ g N/l) und Ammoniumgehalt (Höchstwert 3,5 mg N/l am 8. 5. vor dem Campingplatz Goldbach als aus dem Rahmen fallender Einzelwert; 0,09 mg N/l am 8. 5. bei der Mainaubrücke, sonst um 0,04 bis gegen 0,1) wird für die Pflanzenwelt ohne Bedeutung sein, da beide als Stickstoffquellen im Vergleich zu den reichlich vorhandenen Nitratmengen in den meisten Fällen kaum ins Gewicht fallen dürften. Wohl muß aber eine solche bei dem sehr niederen Eisengehalt des Sees für die vermehrten Eisenmengen in Erwägung gezogen werden.

In ihrem Leitvermögen – also dem Gesamtelektrolytgehalt – unterschieden sich diese Uferzonen nicht markant vom See. Teils lag es merkwürdigerweise um wenige μ S tiefer, meist jedoch etwas höher, im Maximum um 18 μ S. Vom Vorfrühling bis in den Mai war der Kieselsäuregehalt in der Mehrzahl der untersuchten Proben gegenüber dem Pelagial erniedrigt (im allgemeinen nicht unter 30–40 %, stark bei steinigem Untergrund mit üppigem Kieselalgenbewuchs vor Meersburg, Goldbach, Sipplingen und Bodman, schwach bei feinem Substrat und spärlicher Kieselalgenentfaltung wie an der Mainaubrücke und nördlich der Stockachmündung), zweifellos eine Folge des zu dieser Zeit besonders üppigen Diatomeenwachstums am Ufersaum. Im Spätwinter, vor der Kieselalgen-Massenentfaltung, wurden dagegen am Uferbereich (Sipplinger, Bodmaner und Meersburger Promenade) etwas höhere Kieselsäuremengen als im pelagialen Oberflächenwasser gemessen. Im Juni waren keine gewichtigen Unterschiede festzustellen. (Von den anderen Jahreszeiten liegen keine Untersuchungen vor.) Ähnliches ergaben die Phosphatbestimmungen. Auch hier unterschritten im Frühjahr die Werte am Ufersaum die pelagialen (ausgenommen die Proben nördlich der Stockachmündung), übertrafen sie jedoch vor Beginn der Algenentwicklung (bei drei Messungen ca. 14–18 μ g P/l) und wieder im Juli (bei je zwei Bestimmungen Sipplinger und Meersburger Proben 5–10 μ g P/l, im Pelagial nicht nachweisbar). Mit Ausnahme zweier Proben vom Ufer nördlich der Stockachmündung unterschritten die Nitratwerte des Ufersaums die pelagialen bei 12 Analysen zwischen März und Juni im Höchstfall um etwa 30 %.

3. Vergleichsproben Ufersaum – Uferbank – Pelagial an unbelasteter Uferstrecke

Die Wasserproben wurden vor dem Süßenmühler Labor entnommen. (Im Frühjahr keine höheren Wasserpflanzen, im Sommer nur ganz vereinzelt, für den Chemismus sicher ohne Bedeutung. Ufersaum: ca. $\frac{1}{2}$ m vor der Strandlinie über etwa 30 cm Tiefe; Uferbank: etwa 15–50 m vom Ufer über ungefähr 50–80 cm Tiefe; Pelagial: etwa 300–400 m vom Ufer über ungefähr 50–70 m Tiefe. Untergrund des Ufersaums und der Uferbank sandig mit Steinen. Entnahme 14–15 Uhr. Das Ufer läuft in diesem Bereich, abgesehen von einem kleinen, schilfbestandenen Vorsprung, einigermaßen geradlinig, also offene Uferstrecke, keine Bucht. Mit den Schwankungen des Seespiegels änderte sich natürlich auch der Abstand der Entnahmestellen am Ufer und über der Uferbank vom Pelagial und über der Uferbank zur Uferlinie. Die Breite der Uferbank stieg vom Spätwinter zum Früh- und Hochsommer von etwa 25 m auf etwa 150 m. Zwar münden in wenigen 100 m Entfernung der Hödinger Tobelbach und der kleine Bohnenbach. Beide wirken sich aber hier sicher nicht mehr wesentlich aus. Sipplingen – als nächste größere Siedlung – liegt mit seinem Kern rund 2 km entfernt. Einige vergleichende Untersuchungen am gegenüberliegenden Waldufer ergaben keine grundsätzlichen Unterschiede. Wir dürfen daher die Probeentnahmestelle als verhältnismäßig unberührten Uferabschnitt ansehen. Einem überraschenden, ganz aus dem Rahmen der übrigen Ergebnisse fallenden Einzelfund begegnete ich allerdings am 3. 10. 1962, als die Analyse vom Uferwasser nicht weniger als $30 \mu\text{g P/l}$ ergab – mehr als ich je an offener Uferstrecke im Siedlungsbereich außerhalb von unmittelbaren Mündungszonen und abgesehen von Anlegeplätzen feststellte.

Phosphat und Kieselsäure. Nachdem 2 Untersuchungen im Spätwinter eine leichte Erhöhung des Phosphat- und Kieselsäuregehalts am Ufer und über der Uferbank gegenüber dem Pelagial gezeigt hatten, überraschten im Frühling (1962) gegenteilige Befunde. (In Klammern die Temperaturen in 5 cm Tiefe.)

Phosphat ($\mu\text{g P/l}$):

	22. 3.	3. 4.	7. 4.	24. 4.
Ufer	9 (6,2 °)	5 (12,8 °)	schwach + (8,2 °)	schwach + (17,8 °)
Uferbank	–	–	5 (5,5 °)	schwach + (15,1 °)
Pelagial	12 (4,4 °)	10 (6,7 °)	10 (4,3 °)	ca. 7 (12,2 °)

Kieselsäure (mg Si/l):

	5. 4.	7. 4.	14. 4.	2. 5.
Ufer	0,8 (6,7 °)	0,9 (8,2 °)	1,1 (7,5 °)	0,7 (11,2 °)
Uferbank	1,1 (5,7 °)	1 (5,5 °)	1,1 (6,7 °)	0,9 (9,8 °)
Pelagial	1,25 (4,3 °)	1,25 (4,3 °)	1,2 (4,3 °)	1,1 (8,6 °)

Alle einigermaßen größeren Gegenstände im seichten Wasser waren zu den Entnahmezeiten von dichtem, dunkelbraunem Kieselalgenbewuchs sowie vereinzelt mit Büschelchen der Grünalge *Ulothrix zonata* überzogen. Zweifellos ist der verminderte Si- und P-Gehalt im Uferbereich eine Folge dieses üppigen Algenwachstums. Erstaunlich das Maß dieser Auswirkung und der Eigenständigkeit des Litorals (an einer freien Uferstrecke!), ganz besonders des unmittelbaren Ufersaums. (Vgl. hierzu meine Temperaturmessungen, MATTERN 1970, S. 26–33.) Dabei handelt es sich um einen zwar sehr dichten, aber nur wenige cm hohen, keinesfalls (wie im Sommer an vielen Uferstrecken) raumfüllenden und den Austausch des darüber sich befindenden Oberflächenwassers ernsthaft hemmenden Bewuchs. Den größten Unterschied im Si-Gehalt zwischen Ufersaum und Pelagial fand ich am 12. 4. 1962 bei sehr üppiger Diatomeen-



Abb. 2 Im Teufelstal am Überlinger See (*Aufnahmen Mattern*).

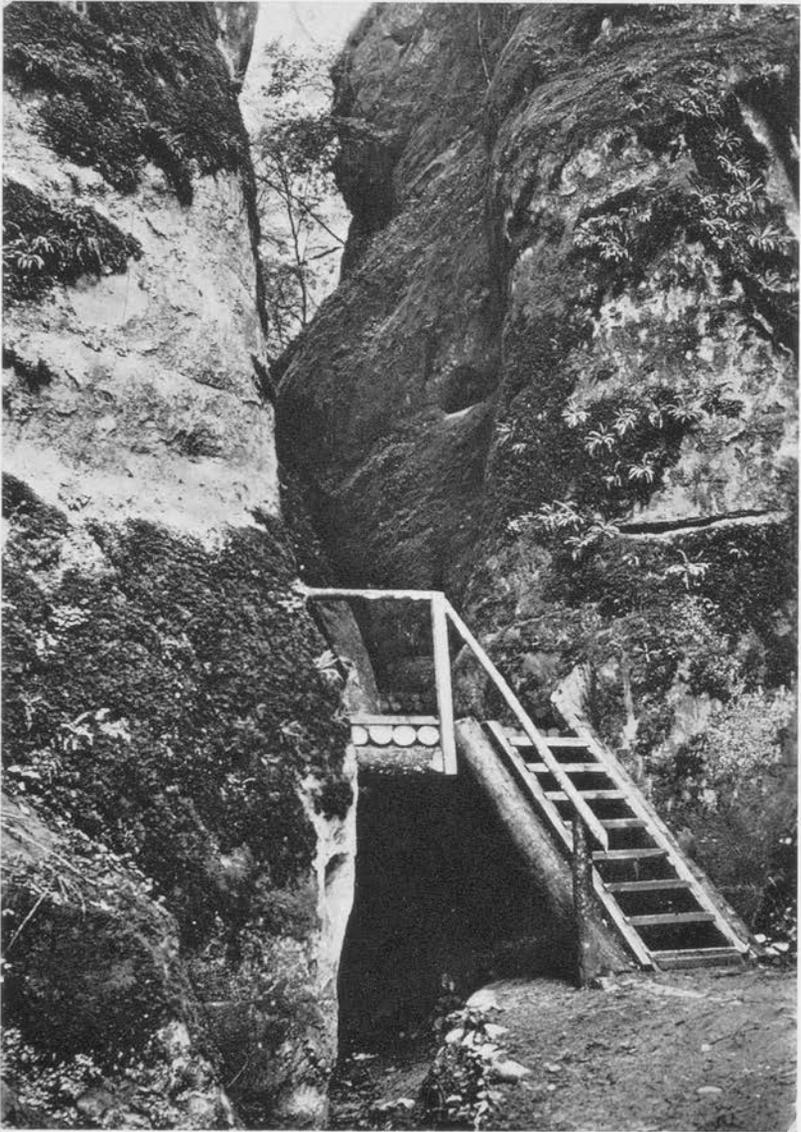


Abb. 3 Die Marienschlucht am Überlinger See (Aufn. E. Müller, Bodman).

entwicklung am gegenüberliegenden Strand des Bodanrück (Breite der Uferbank damals etwa 30 m) mit 0,7 mg Si/l gegenüber 1,2 mg im Pelagial.

Wie schon erwähnt, steht der Frühlingsaspekt an weiten Uferstrecken im Zeichen einer Massenentwicklung von Kieselalgen. Im Sommer und Herbst treten sie vergleichsweise stark zurück. Damit parallel ging bei 2 Probeserien im Juli und September 1962 eine Angleichung des Kieselsäuregehalts Ufer-Pelagial. Bei Untersuchungen im Juni, Juli und September konnte ich im Litoral Phosphat zwischen 0 und etwa 7 $\mu\text{g P/l}$ nachweisen, im Pelagial war es nicht oder nur in Spuren aufzufinden.

In Proben vom 22. 3., 3. 4., 7. 4., 14. 4., 6. 6. und 9. 7. war der Nitratgehalt am Ufersaum stets deutlich erniedrigt. So betrug er z. B. am 7. 4. 0,4 mg N/l am Ufersaum, 0,5 über der Uferbank und 0,55 im Pelagial; am 6. 6. 0,3 am Ufersaum gegenüber 0,45 über der Uferbank und im Pelagial; am 9. 7. 0,45 am Ufersaum und über der Uferbank, dagegen 0,6 im Pelagial. Die beiden anderen Stickstoffverbindungen verhielten sich umgekehrt. Sowohl Nitrit wie auch meist Ammoniumgehalt nahmen (in denselben Wasserproben wie Nitrat) vom Pelagial gegen das Ufer leicht zu, besonders deutlich Nitrit (z. B. am 22. 3. 1962 am Ufersaum 2 $\mu\text{g N/l}$, über der Uferbank schwach positiv, im Pelagial nicht nachweisbar; am 9. 7. 5,6 $\mu\text{g N/l}$ am Ufer, 4,7 $\mu\text{g N/l}$ über der Uferbank, 3 $\mu\text{g N/l}$ im pelagialen Oberflächenwasser. Das Leitvermögen ist in der Uferzone merklich stärkeren Schwankungen unterworfen als im Pelagial. In der Regel ist es dort höher. Als repräsentatives Beispiel sei die Serie vom 7. 4. genannt: Ufersaum: 282 μS , Uferbank 278 μS , Pelagial 269 μS . Vom Eisengehalt liegen nur Befunde vom Frühjahr vor. Durchweg übertraf er im Uferbereich die pelagialen Werte (Angaben in mg/l):

1962	22. 3.	3. 4.	7. 4.	14. 4.
Ufersaum	+	0,08	0,08	0,05
Uferbank	+	-	0,05	+ (< 0,05)
Pelagial	kaum nachweisbar	+ (< 0,05)	+ (< 0,05)	+ (< 0,05)

EINIGE WERTE VON ZUFLÜSSEN UND VOM UFERBEREICH DES GNADENSEES

Abschließend seien noch einige Werte von Zuflüssen des Gnadensees und ein paar Stichproben von seinem Uferbereich angeführt. Markelfinger und Allensbacher Mühlbach sind die beiden größten Zuflüsse des Gnadensees. Ihr Einzugsgebiet beträgt nach frdl. Auskunft des Wasserwirtschaftsamts Konstanz rund 29 km² bzw. rund 20 km² (das der übrigen Zuflüsse von der Halbinsel Bodanrück rund 20 km², die Zuflüsse von der Reichenau fallen demgegenüber wenig ins Gewicht). Namentlich der im Mindelsee sich sammelnde Markelfinger Mühlbach ist ein recht kräftiger Bach. Sein weitverzweigtes Einzugsgebiet umfaßt ungefähr den Raum Buchenseen, Güttingen, Liggeringen, Langenrain, Freudental, Mindelsee. (Länge, wenn man den Krebsbach als Quellbach wertet, rund 10 km.) Beide Bäche würden eine eingehendere Untersuchung verdienen. Ihr Chemismus ist – wie nicht anders zu erwarten – von Abwassereinleitungen und

landwirtschaftlicher Nutzung eines Teils des Einzugsgebietes beeinflusst. Zusammen mit lokalen Abwassereinläufen und Verschmutzungsherden findet er in den Analysen der Uferproben vom Ortsbereich im Vergleich zu unbeeinflussten Uferstrecken eine klare Ausprägung.

Markelfinger Mühlbach (Phosphat als $\mu\text{g P/l}$, Ammonium und Nitrat als mg N/l , Nitrit als $\mu\text{g N/l}$, Kieselsäure als mg Si/l , Leitvermögen als μS).

1962	Phosphat	Ammon.	Nitrit	Nitrat	Kiesels.	Leitverm.
6. 5.	38	0,6	4	1,2	2,5	431
12. 10.	45	0,5	6	1,3	3	450

Am 16. 4. wurden 50 $\mu\text{g P/l}$ bestimmt.

Allensbacher Mühlbach.

1962	Phosphat	Ammon.	Nitrit	Nitrat	Kiesels.	Leitverm.
13. 4.	35	1,2	8	1,7	5	493
2. 10.	170	2,5	6	1,6	5,5	-

Am 6. 6. 1962 betrug der Phosphatgehalt 50 $\mu\text{g P/l}$.

Bei einem großen, im Ortsbereich von Allensbach mündenden Abwasserrohr wurden am 16. 4. 1962 folgende Werte ermittelt: Phosphat: 650 $\mu\text{g P/l}$, Nitrit: 90 $\mu\text{g N/l}$, Nitrat: 7 mg N/l , Kieselsäure: 9–10 mg Si/l , Leitvermögen 742 μS .

Werte vom Uferbereich.

14. 4. 1962 (schwach windig; Entnahme rund 50 cm von der Uferlinie über 30 cm Tiefe; Untergrund im Anlegeplatz Allensbach sandig-schlammig, am offenen Strand Markelfingen und am ebenfalls offenen Strand halbwegs Markelfingen–Allensbach sandig mit kleinen Steinen; in Allensbach dünner Oscillatorielag auf dem Grund, an den beiden anderen Stellen mäßig starker Diatomeenbewuchs mit einzelnen Räschen von *Ulothrix*; Entnahme am Markelfinger Strand rund 50 m westlich der Bachmündung):

	$\mu\text{g P/l}$	$\mu\text{g N/l}$ (Nitrit)	mg N/l (Nitrat)	mg Si/l	μS
Strand Markelfingen	35	10	1,7	2	296
Strand halbwegs Markelf./Allensbach	ca. 7	12	0,4	1,4	272
Anlegeplatz Allensbach	50	55	1	1,8	306

Am 19. 4. 1962 betrug der Phosphatgehalt am Anlegeplatz Reichenau-Mittelzell (durch eine Mauer etwas vom freien See abgetrennt, buchtartig; sehr starke Oscillatorienentwicklung; schlammiger Untergrund; Entfernung der Entnahmestelle vom Ufer etwa 60 cm über 30 cm Tiefe) 40 $\mu\text{g P/l}$.

3. 10. 1962 (schwach windig, geringe Algenentwicklung, Entnahmestellen in Allensbach und Mittelzell wie oben, Entfernung vom Ufer an den beiden anderen Stellen wie üblich, an beiden einzelne Schilfhalm, sandig toniger Untergrund mit einzelnen kleinen Steinen):

	Phosphat ($\mu\text{g P/l}$)	Ammonium (mg N/l)
Strand halbwegs Allensbach/Hegne	ca. 3–4	0,08
Anlegeplatz Allensbach	20	0,1
Anlegeplatz Mittelzell	75	0,16
Rand Mittelzell gegen Oberzell	10	0,07
Pelagial (Seemitte)	ca. 3	0,06

RÜCKBLICK

Wie eingangs erwähnt, behandeln im Vergleich zur großen Zahl limnochemischer Untersuchungen nur sehr wenige den Chemismus im Uferbereich und auch diese z. T. nur beiläufig, beschränkt auf wenige Proben und Faktoren. Mit dem Hinweis auf GODWARD (1937), LOHAMMAR (1938 und 1939), ENTZ (1953 und 1959), LOUB (1955), GIEYZTOR (1961), FORSBERG (1964) und vor allem auf die Untersuchungen von THOMAS (1960 und 1962) über den benachbarten Zürcher See seien einige Beispiele genannt. Über die Uferzone des Bodensees sind seit Abschluß meiner Untersuchungen limnologische Arbeiten von WAGNER und ZAHNER (1964) sowie von SIESSEGGER (1968 und 1970) erschienen, in denen neben biologischen bzw. allgemein-limnologischen Ergebnissen auch chemische Werte mitgeteilt werden. WAGNER und ZAHNER geben aus dem Bereich des Überlinger Sees nur einige chemische Werte von der Stockach (Stockacher Aach) und ihrem Mündungsgebiet an. In diesem fanden sie bei einer Bestimmung im Juli im ganzen keine stärkere Abweichung vom freien See. Die Untersuchungen von WAGNER und ZAHNER wurden in den tieferen, landferneren Teilen der weiteren Uferzone vorgenommen und sind daher mit unseren kaum vergleichbar. SIESSEGGER führt im Gebiet Langenargen-Friedrichshafen (Einflußbereich der sehr stark belasteten Schussen) sehr eingehende Untersuchungen über Strömungen im Litoral, die Sedimentation, die Rolle der Vegetation für den Wasseraustausch und die Freisetzung von Nährstoffen aus den Sedimenten durch. Im Wasser innerhalb des Pflanzengürtels bestimmte er bis 250 µg Phosphat-P/l und bis 0,8 mg Ammonium-N/l. Sieht man von den unmittelbaren Mündungszonen von Abwasserrohren sowie von den Phosphatwerten vom Sipplinger Anlegeplatz (Wirkung des stark verschmutzten Sipplinger Dorfbachs) und von der Mündung des Hödinger Tobelbachs ab, so liegen unsere Werte, die fast durchweg außerhalb der Zeit und der Zonen starken Pflanzenwuchses gewonnen wurden, meist erheblich tiefer.

Meine Werte eingehender interpretieren zu wollen, wäre verfehlt. Hierfür sind sie zu wenig zahlreich, zu wenig über einen längeren Zeitraum mit verschiedenartigen Witterungs- und Vegetationsverhältnissen kontinuierlich fortlaufend. (Vgl. z. B. die Wirkung von Stürmen bei SIESSEGGER 1968, 1970; meine Untersuchungen wurden nahezu durchweg bei schwach bis mäßig windigem Wetter durchgeführt.) Gleichwohl geben die von über 25 Stellen am Ufer des Überlinger Sees und von 6 Stellen am Gnadenseeufers stammenden Befunde Einblicke in die bis dahin im Bodensee nicht untersuchten Verhältnisse am unmittelbaren Ufersaum, in erster Linie im Frühjahr.

Die eingangs gestellten Fragen sind zu bejahen. Die Uferzonen zeigten ein erstaunliches Maß an Eigenständigkeit, auch bei schmal entwickelter Uferbank und an offenen, pflanzenfreien Strecken. An mehr oder weniger belasteten Ufersäumen waren in den meisten Fällen Phosphat, Ammonium, Nitrit und Eisen, häufig auch Kieselsäure und Leitvermögen gegenüber dem Pelagial sehr deutlich erhöht, z. T. um das Vielfache. Die Nitratwerte lagen dagegen bei einer größeren Zahl von Analysen unter denen des Freiwasserbereichs. Sehr wenig belastete und ganz unberührte Uferstrecken zeigten (bei wenigen Bestimmungen) im Spätwinter (vor Entfaltung reicheren Algenlebens) eine leichte Erhöhung an Phosphat

und Kieselsäure, bei starker Algenentwicklung im Frühjahr dagegen eine deutliche Erniedrigung an Phosphat-, Kieselsäure- und Nitratgehalt. Eisen-, Nitrit- und Ammoniumgehalt nahmen dagegen zur selben Zeit umgekehrt vom Pelagial gegen das Ufer zu. Insgesamt ist die Uferzone stärkeren Schwankungen unterworfen als das pelagiale Oberflächenwasser. Am unmittelbaren Ufersaum sind die Unterschiede zum Pelagial am deutlichsten. Angeregt seien Untersuchungen über den Wasserchemismus in den Röhrichten.

Obleich für den Gehalt der Bäche an den geprüften Substanzen starke Schwankungen anzunehmen sind, geben die Untersuchungen von 21 meist kleinen Zuflüssen des Überlinger Sees und des Gnadensees deutliche Hinweise auf deren chemischen Charakter. Die am Nordwestufer des Überlinger Sees mündenden Bäche und die Zuflüsse des Gnadensees weisen (mit einer Ausnahme) ansehnliche, z. T. sogar sehr beträchtliche Konzentrationen an Düngestoffen auf. Die meist durch Wald fließenden Bäche am südwestlichen Ufer des Überlinger Sees (Bodanrück) führen dagegen fast ausnahmslos nur sehr geringe bzw. nicht nachweisbare Mengen an gelöstem Phosphat, Ammonium und Nitrit. Auch ihre Nitratwerte werden in der Regel von den Werten der Seeoberfläche übertroffen. Doch übersteigt ihr Gehalt an Eisen und Kieselsäure das Oberflächenwasser des Sees. Als mögliche Ursachen für die häufig gesteigerte Algenentwicklung im weiteren Mündungsbereich dieser Bäche wird auf die erhöhten Eisenmengen und die Zufuhr von Nähr- und evtl. Wirkstoffen durch den Transport von feinen suspendierten Teilchen und größerem, frischem Sediment in das Mündungsgebiet dieser kleinen, aber sehr erosionskräftigen Bäche hingewiesen.

Literatur

- ABBOTT, W. (1957): Unusual phosphorous source for plankton algae. *Ecology* 38, 152.
- BAUER, V. (1920): Zur Ökologie der Uferbank („Wysse“) des Bodensees. *Allg. Fischereizeitung* 35, S. 282–286.
- BRETSCHKO, G. (1966): Untersuchungen zur Phosphatführung zentralalpiner Gletscherabflüsse. *Arch. Hydrobiol.* 62, S. 327–334.
- ENTZ, B. (1953): Horizontale chemische Wasseranalysen in verschiedenen Biotopen des Balatonsees und in einigen in den See mündenden Bächen im Sommer 1950 und 1952. *Annal. Inst. Biol. (Tihany) Hung. Acad. Scient.* 21, S. 29–47. [Ung. mit dtsh. Zufsg.]
- ENTZ, B. (1959): Chemische Charakterisierung der Gewässer in der Umgebung des Balatonsees (Plattensees) und chemische Verhältnisse des Balatonwassers. *Annal. Biol. Tihany* 26, S. 131–201.
- ERB, L. (1934): Erläuterungen zur Geologischen Spezialkarte von Baden, Blatt 148 (Überlingen) und Blatt 161 (Reichenau). *Freib. i. Br.*
- ERB, L. (1935): Erläuterungen zur Geologischen Spezialkarte von Baden, Blatt 149 (Mainau). *Freiburg i. Br.*
- FORSBERG, C. (1964): The vegetation changes in Lake Tåkern. *Svensk Bot. Tidskr.* 58, S. 44–54.
- GIEYZTOR, M. (1961): Les températures et la chimie du littoral des lacs. *Verh. Intern. Ver. Limnol.* 14, S. 84–86.
- GODWARD, M. (1937): An ecological and taxonomic investigation on the littoral Algal Flora of Lake Windermere. *The Journal of Ecology* 25, S. 496–568.
- GRIM, J. (1967): Der Phosphor und die pflanzliche Produktion im Bodensee. *Das Gas- und Wasserfach* 108. Jg. H. 44, S. 1261–1271.

- GRIM, J. (1968): Ein Beitrag zur Geschichte der naturkundlichen Erforschung des Bodensees. Schriften d. Ver. f. Geschichte d. Bodensees und seiner Umgebung H. 86, S. 247–282.
- HEDLICH, R. (1959): Über den Einfluß von Kahlschlägen auf den Trophiegrad einer Trinkwassertalsperre. Diplomarbeit Math.-nat. Fakultät Karl-Marx-Univ. Leipzig, 82 S.
- HÖLL, K. (1960): Untersuchung, Beurteilung, Aufbereitung von Wasser. 3. Aufl. Berlin.
- KLETT, M. (1964): Die boden- und gesteinsbürtige Stofffracht von Oberflächengewässern. Diss. Hohenheim 1964, 135 S.
- KLIFFMÜLLER, R. (1960): Beiträge zum Stoffhaushalt des Bodensees (Obersee) I. Int. Rev. ges. Hydrobiol. 45, S. 359–380.
- KLIFFMÜLLER, R. (1969): Beiträge zum Stoffhaushalt des Bodensees (Obersee) II. Arch. Hydrobiol./Suppl. 35, S. 309–371.
- KOEPF, H., H. u. M. KLETT (1970): Zur Stoffverfrachtung durch ursprungsnahe Oberflächengewässer. Wasser und Boden. 22. Jg. H. 11, S. 326–328.
- KNUFFER, S. (1912): Molasse und Tektonik des südöstlichen Teiles des Blattes Stockach der Topographischen Karte des Großherzogtums Baden. Ber. Naturforsch. Ges. zu Freiburg im Breisgau 19, S. 273–336.
- Landesstelle für Gewässerkunde und wasserwirtschaftliche Planung Baden-Württemberg (1969): Gütezustand der Gewässer in Baden-Württemberg I. 45 S. Karlsruhe.
- LOHAMMAR, G. (1938): Wasserchemie und höhere Vegetation schwedischer Seen. Symbolae Bot. Uppsala, III, 1.
- LOHAMMAR, G. (1939): Wasserchemie. In: Zur Kenntnis der Vegetation des Sees Tåkern. Acta Phytogeogr. Suecica XII, S. 21–24.
- LOUB, W. (1955): Algenbiozöosen des Neusiedler Sees. Sitzungsber. Österr. Akad. Wiss. Math.-nat Kl., Abt. I, 164. Bd. 1. u. 2. Heft, S. 81–107.
- MÄDLER, K. (1961): Untersuchungen über den Phosphorgehalt in Bächen. Int. Rev. ges. Hydrobiol. 46, S. 75–83.
- MATERN, H. (1970): Beobachtungen über die Algenflora im Uferbereich des Bodensees (Überlinger See und Gnadensee). Arch. Hydrobiol./Suppl. 37, S. 1–163.
- NÜMANN, W. (1957): Natürliche und künstliche „redwater“ mit anschließendem Fischsterben im Meer. Arch. Fischereiwiss. 8, S. 204–209.
- SCHALCH, F. (1903): Bemerkungen über die Molasse der badischen Halbinsel des Überlinger Seegebiets. Mitt. d. Großherz. Bad. Geol. Landesanstalt 4, S. 253–338.
- SCHMIDLE, W. (1916): Erläuterungen zur Geologischen Spezialkarte des Großherzogtums Baden. Blatt 162 (Konstanz). Hrsg. von d. Großherz. Bad. Geol. Landesanstalt.
- SCHMIDLE, W. (1918): Die Stratigraphie der Molasse und der Bau des Überlinger- und Unterseebeckens. Schriften Ver. f. Gesch. d. Bodensees und seiner Umgebung 47, S. 63–82.
- SCHMIDLE, W. (1922): Die Geologie des Bodenseebeckens. Ebenda 50, S. 38–55.
- SCHREINER, A. (1970): Erläuterungen zur Geologischen Karte des Landkreises Konstanz mit Umgebung, 1:50 000. Hrsg. vom Geol. Landesamt Baden-Württemberg, Freiburg im Breisgau.
- SCHWAB, G. (1827): Der Bodensee nebst dem Rheintal von St. Luziensteig bis Rheinegg. 1. Aufl. Stuttgart und Tübingen.
- SIESSEGGGER, B. (1968): Veränderungen des Phosphat-P- und Ammonium-N-Gehaltes im Litoral des Bodensees nach Stürmen durch Eintrag aus den aufgewühlten Sedimenten. Das Gas- und Wasserfach 109. Jg. (Wasser-Abwasser 653), S. 1237–1238.
- SIESSEGGGER, B. (1970): Limnologische Untersuchungen über das Litoral am Bodensee (am Beispiel der Friedrichshafener Bucht). Das Gas- u. Wasserfach-Wasser/Abwasser 111. H. 9, S. 488–493.
- STRÄSSER, M. (1966): Studien zum Grundwasserchemismus des nordwestlichen Bodenseeraumes. Freiburger Geogr. Hefte 2, 82 S.
- THOMAS, E. A. (1960): Sauerstoffminima und Stoffkreisläufe im ufernahen Oberflächenwasser des Zürichsees. Monatsbull. d. Schweiz. Ver. v. Gas- u. Wasserfachmännern Nr. 6. Jg. 1960, S. 1–8.
- THOMAS, E. A. (1962): Thermisch bedingte Horizontalzirkulationen, Wasserchemie und Algenwucherungen am Zürichseeufer. Hydrobiologia 20, S. 40–58.

- WAGNER, G. (1965): Zur Verteilung von Ammonium, Nitrat, Nitrit und Phosphat im Bodensee (Obersee) im April 1964. Arch. Hydrobiol. 61, S. 395-401.
- WAGNER, G. (1967): Beiträge zum Sauerstoff-, Stickstoff- und Phosphorhaushalt des Bodensees. Arch. Hydrobiol. 63, S. 86-103.
- WAGNER, G. (1970): Die Zunahme der Belastung des Bodensees. Das Gas- u. Wasserfach - Wasser/Abwasser 111, Heft 9, S. 485-487.
- WAGNER, G., und ZAHNER, R. (1964): Die Abwasserbelastung der Uferzone des Bodensees. Ber. Nr. 2 der Intern. Gewässerschutzkommission für den Bodensee, 76 S.

Anschrift des Verfassers:

Oberkonservator Dr. Hans Mattern, D 718 Crailsheim/Württ., Schönebürgstr. 53

Tiefenmessungen im Bodensee

II. Teile des Gnadensees*

VON GÜNTER HAKE und HUBERT LEHN

Lehrstuhl für Topographie und Kartographie der Technischen Universität Hannover und Staatliches Institut für Seenforschung und Seenbewirtschaftung, Abt. Max-Auerbach-Institut Konstanz-Staad.

EINLEITUNG

Im Rahmen des Bodensee-Projektes der Deutschen Forschungsgemeinschaft führte der Lehrstuhl für Topographie und Kartographie der Technischen Universität Hannover (zuerst Prof. Dr. V. HEISSLER †, Prof. Dr. W. HÖPCKE, jetzt Prof. Dr. G. HAKE) Forschungsarbeiten durch, um zu ermitteln, ob und in welchem Maße sich die elektronische Streckenmessung zur Lagebestimmung (Ortung) von Objekten eignet, die sich auf der Oberfläche eines Gewässers fortbewegen. Neben der Ortung von Triftkörpern bei Strömungsmessungen galten die Untersuchungen vor allem der Lagebestimmung von Tiefenmessungen mittels Echograph.

Die Tiefenmessungen wurden gemeinsam mit dem Max-Auerbach-Institut des Staatlichen Instituts für Seenforschung und Seenbewirtschaftung (Dr. LEHN) mit Einsatz des Vermessungsschiffes „August Thienemann“ durchgeführt. Einzelheiten dieser Arbeiten, vor allem ihre Vorgeschichte, der Einsatz des elektromagnetischen Streckenmeßgerätes Hydrodist, die Tiefenregistrierung mittels Echograph und die Herstellung des ersten vorläufigen Kartenblattes 1:5000 „Markelfinger Winkel“ sowie seine Interpretation sind von H. LEHN und K. MEYER¹ ausführlich beschrieben.

Nunmehr liegen drei weitere Kartenblätter vor, die vor allem große Teile des Gnadensees darstellen (Anlagen 1–3). Aus diesem Grunde und weil auch die örtlichen Arbeiten einen vorläufigen Abschluß gefunden haben, ist es angebracht, an die Darlegungen von H. LEHN und K. MEYER¹ anzuknüpfen und neuere Beobachtungen und Erkenntnisse mitzuteilen. Dabei werden zunächst die dort enthaltenen technischen Erläuterungen ein wenig ergänzt und zusammengefaßt, sodann die durchgeführten Tiefenmessungen kritisch betrachtet sowie die entstandenen Tiefenkarten in ihrer nunmehr endgültigen Form beschrieben. Schließlich interpretieren die Ausführungen den Inhalt der Karten nach morphologischen und limnologischen Gesichtspunkten.

* Mit Unterstützung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft

1 LEHN, H. und K. MEYER, 1969: Tiefenmessungen im Bodensee. Schr. Ver. Gesch. Bodensees 87, 157–175.

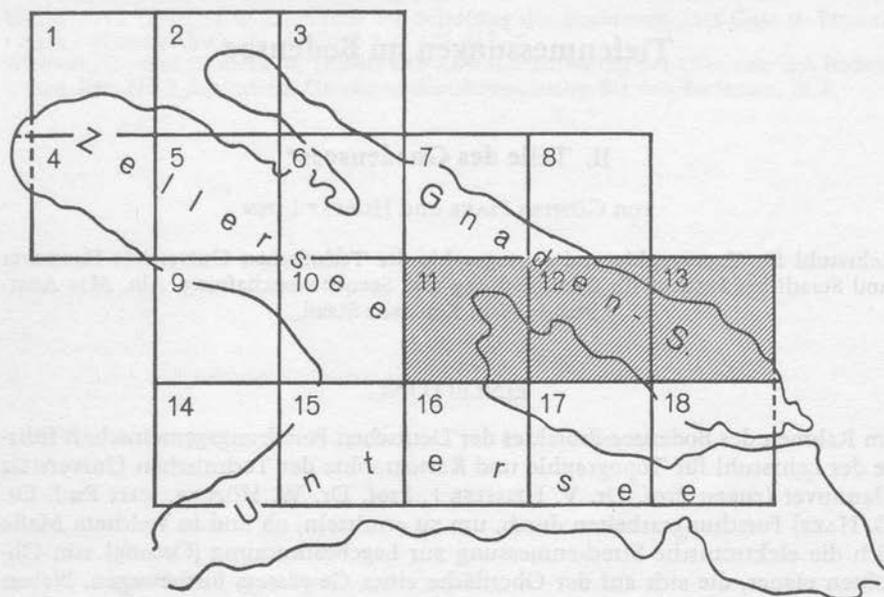


Abb. 1 Blattübersicht (Lageskizze) zum Kartenwerk „Tiefenkarte des Bodensees 1:5000“; dieser Arbeit liegen die Blätter Nr. 11, 12 und 13 bei.

DIE TIEFENMESSUNGEN

Zur Anlage und Durchführung der Messungen

Vermessungen ausgedehnter und nicht zu flacher Gewässer unterscheiden sich von den klassischen Verfahren der Vermessung von Landflächen in den folgenden Punkten:

1. Profilmessung

Da die unter Wasser liegenden Formen nicht sichtbar sind, lassen sich Einzelheiten, wie Erhebungen, Mulden, Gefällknick usw. nicht unmittelbar erfassen. Die Tiefenmessung findet daher in der Regel in Parallelprofilen statt, die möglichst senkrecht zu den vermuteten Tiefenlinien verlaufen.

2. Beschickung

Die Tiefenmessung in den Profilen – heute meist durch Schallmeßverfahren – wird zunächst auf die Wasseroberfläche bezogen und dann von dieser durch möglichst synchrone Wasserstandsmessungen (Pegelbeobachtungen) mit der allgemeinen Höhen-Bezugsfläche (Normal-Null) in Verbindung gebracht.

3. Ortung

Die Lage der Profile oder einzelner Punkte daraus ist durch Winkel- oder Streckenmessung von oder zu Festpunkten an Land zu bestimmen.

Während die Schwierigkeiten der Formerfassung (Nr. 1) durch eine Verringerung des Profilabstandes und der Beschickung (Nr. 2) durch ein dichtes Pegelnetz relativ leicht vermindert werden können, bleibt die Ortung, solange sie auf klassischen Methoden beruht, oft problematisch, da die Schiffsbewegungen und die vom Wetter stark abhängigen Sichtverhältnisse solche Messungen erschweren oder gar unmöglich machen. Gegen solche Einflüsse sind jedoch elektronische Streckenmessungen relativ unempfindlich. Dem Forschungsvorhaben, das ermitteln soll, ob sich die elektronische Streckenmessung zur Ortung eignet, kommt daher eine große und allgemeine Bedeutung zu.

Einige Zahlenangaben mögen die Meßanordnung verdeutlichen: Der durchschnittliche Profilabstand liegt bei etwa 100 m; die Einzelabweichungen von diesem Wert sind in erster Linie durch die Ungenauigkeiten bedingt, mit denen der Ausgangspunkt jedes neuen Profils festgelegt wird. So treten im Extremfalle auch Abstände von minimal 50 m und maximal 150 m auf. Dabei bleibt jedoch die Parallelität der Profile sehr weitgehend erhalten, ein Zeichen für die hohe Kursgenauigkeit in der Schiffsführung. Die Ortung wurde in Abständen von 20 Sekunden vorgenommen. Läßt man dabei die Beschleunigungs- bzw. Verzögerungsphase des Schiffes am Anfang bzw. Ende jedes Profils außer Betracht, so sind die so festgelegten Punkte im Profil durchschnittlich 60 m voneinander entfernt. Das entspricht einer durchschnittlichen Schiffsgeschwindigkeit von rund 3 m/s bzw. rund 11 km/h.

Im Gnadensee verlaufen die Profile zum größten Teil senkrecht zum Ufer, also etwa SW-NO. Lediglich im Ostteil ist zusätzlich eine zweite, dazu senkrechte Profilschar, also NW-SO, angelegt worden, um den am Ende des Sees zu erwartenden gekrümmten Verlauf der Tiefenlinien besser erfassen zu können. Im Hinblick auf die zutage getretenen ausgeprägten Formen um den Hegner Berg hat sich diese Anordnung als sehr vorteilhaft erwiesen.

Grenzen der Meßgenauigkeit

Der fast bei allen Arbeitsprozessen bestehende Wunsch, bestmögliche Ergebnisse zu erzielen, hat stets zu berücksichtigen, welche Qualitätsschranke durch die benutzten Instrumente und Methoden von vornherein fixiert ist. Das gilt auch für die Produktion von Maßzahlen und Karten. Die bei den Tiefenmessungen auftretenden Genauigkeitsschranken ergeben sich vor allem durch folgende Einflüsse:

1. Die Streckenmeßgenauigkeit mittels Hydrodist ist infolge der diesem Gerätetyp zugrundeliegenden Vereinfachung nicht größer als etwa $\pm (1,0 \text{ bis } 1,5) \text{ m}$. Das hat einen entsprechenden Ortungsfehler zur Folge.
2. Die Tiefenmeßgenauigkeit mittels Echograph ist durch die Genauigkeit der Ausbreitungsgeschwindigkeit der Schallwellen bedingt. Diese hängt ab von Temperatur, Druck und Salzgehalt des Wassers. Als Faustformel für eine er-

reichbare Genauigkeit² gilt etwa $\pm 0,8\%$ der Tiefe, höchstens aber $\pm 0,04$ m. Bei einer Wassertiefe bis rund 20 m sind die Tiefenangaben des Echographen also bis zu $\pm 0,2$ m ungenau.

3. Die Synchronisation der Ortung mittels Hydrodist und der Zeitmarkierung im Echogramm wird bei dem benutzten Verfahren kaum genauer als etwa $\pm 0,3$ s sein können. Bei einer Schiffsgeschwindigkeit von 3 m/s ergibt das einen Zuordnungsfehler von rund ± 1 m.
4. Weitere Zuordnungsfehler ergeben sich
 - a) aus den Fehlern der Beschickung – sie verfälschen systematisch das Höhen-niveau in Teilbereichen – und
 - b) aus der mehr oder weniger zutreffenden Annahme, daß zwischen den Ortungspunkten das Schiff mit konstanter Geschwindigkeit und mit konstantem Kurs gefahren ist. Das führt zu weiteren Lagefehlern der Tiefenangaben.

Auswertung von Wiederholungsmessungen

Die obigen Angaben geben Grenzwerte der Genauigkeit, die höchstens erreichbar sind; sie liefern aber noch keine Hinweise über die tatsächlich erreichten Genauigkeiten. Um diese zu ermitteln, könnte man mit genaueren Geräten und höherer Meßdichte eine Prüfmessung ansetzen, die dann beim Vergleich zwischen beiden Messungen als fehlerfrei angehalten wird. Dieser Weg der Genauigkeitsermittlung ist zwar der zuverlässigste, aber auch der aufwendigste; er mußte im vorliegenden Falle ausscheiden, da er sich aus gerätetechnischen und methodischen Gründen kaum realisieren läßt.

Ein einfacheres, aber fehlertheoretisch durchaus vertretbares Verfahren besteht darin, daß man die Tiefenmessung mit gleichem Gerät und gleicher Meßanordnung wiederholt und aus den Tiefendifferenzen, die an zahlreichen identischen Punkten auftreten werden, ein Genauigkeitskriterium ableitet. Ein entsprechender Vergleich ist auch zwischen zwei zueinander senkrechten Profilscharen eines Gebietes möglich. Schließlich kann man auch bei sehr enger Schärung der Profile die Tiefenlinien nur mit Hilfe jedes zweiten Profils entwerfen und diese Darstellung dann im Bereich der anderen Profile überprüfen.

Solche Möglichkeiten waren im Bereich „Markelfinger Berg“ durch Messungen in den Jahren 1966 und 1969 gegeben. Die dazu angestellten eingehenden Untersuchungen – unter anderem im Rahmen einer Diplomarbeit – basieren dabei auf einem Formelansatz, wie er bei topographischen Vermessungen üblich ist. Dieser Ansatz geht von der Überlegung aus, daß die Höhengenaugigkeit eines beliebigen Geländepunktes in der Karte aus einer Anzahl einzelner Höhen- und Lagefehler der verschiedenen Teilprozesse resultiert. Dabei wirkt sich jeder Lagefehler – von der Ortung bis zum Passer beim Mehrfarbendruck – um so mehr als ein Höhenfehler aus, je stärker das Gelände geneigt ist; der Gesamthöhenfehler hängt damit also auch vom Neigungswinkel des Seebodens ab.

2. GROTHENN, D., 1964: Untersuchungen zur Wattvermessung. Diss. TH Hannover, Wiss. Arb. d. Institute f. Geodäsie und Photogrammetrie Nr. 23. 105 Seiten.

Im vorliegenden Falle ergab sich die Fehlerformel zu $m_H = \pm (0,2 + 5 \tan \alpha)$ [m]. Sie besagt, daß z. B. bei ebenem Seeboden ($\tan \alpha = 0$) der Höhenfehler $m_H = \pm 0,2$ m beträgt und daß sich bei einer Boden­neigung von 10% ($\tan \alpha = 0,1$) $m_H = \pm 0,7$ m ergibt. Eine unmittelbare Bewertung dieser Ergebnisse ist zwar nicht möglich, da Mehrfachmessungen in vergleichbaren großmaßstäbigen hydrographischen Aufnahmen bisher kaum stattgefunden haben (Wiederholungsmessungen in Wattgebieten scheiden wegen der raschen Veränderung des Wattreliefs aus); setzt man die Werte jedoch in Beziehung zu topographischen Aufnahmen 1:5000 von Landflächen, so können sie als günstig bezeichnet werden. Auch gibt das erste Glied der Formel bereits zu erkennen, daß die tatsächlich erreichten Genauigkeiten kaum hinter den Grenzwerten der Genauigkeit zurückstehen.

Messung und Kartenmaßstab

Die letzten Feststellungen zeigen, daß Messungsgenauigkeit und Kartenmaßstab 1:5000 von der topographischen Seite her gut zusammenstimmen. Auch erweist sich damit, daß die zu Beginn der Kartierungen notwendige Wahl der Äquidistanz (des konstanten Höhenlinien-Intervalls) von 1 m richtig war. Die erzielte Genauigkeit bestätigt schließlich, daß die getroffene Meßanordnung durchweg den Anforderungen entspricht; eine höhere Meßdichte hätte bei der gewählten Äquidistanz von 1 m kaum weitere Informationen gebracht. Lediglich in wenigen Bereichen mit sehr ausgeprägten und zahlreichen Kleinformen hätte ein geringerer Profilverstand wohl einzelne zusätzliche Formen erfaßt, die auch in 1:5000 noch darstellbar gewesen wären. Da aber Hinweise auf solche Bereiche zu Beginn der Messungen nur zum Teil vorhanden waren, kann in solchen Fällen eine optimale Meßanordnung erst nach Vorliegen der ersten Auflage der Tiefenkarte getroffen und damit erst in der Zukunft bei weiteren Wiederholungsmessungen realisiert werden.

Auf den kartographischen Aspekt bei der Wahl des Kartenmaßstabes wird nachfolgend eingegangen.

DIE TIEFENKARTE DES BODENSEES 1:5000

Wahl des Kartenmaßstabes

Als Kartenmaßstäbe für die Tiefenkarte kamen im wesentlichen nur die Maßstäbe 1:5000 oder 1:10000 in Betracht. Größere Maßstäbe hätten eine nicht vorhandene Informationsdichte vorgetäuscht, kleinere Maßstäbe dagegen Informationsverluste bewirkt.

Die Entscheidung für den Maßstab 1:5000 beruht auf folgenden Überlegungen:

1. In diesem Maßstab ist – auch bei stärkerem Bodengefälle – die gewählte Äquidistanz von 1 m stets in einem noch nicht zu feinen Duktus darstellbar.
2. Die Verbindung zu den landeinwärts angrenzenden Blättern der amtlichen Deutschen Grundkarte 1:5000 ist am einfachsten herzustellen.

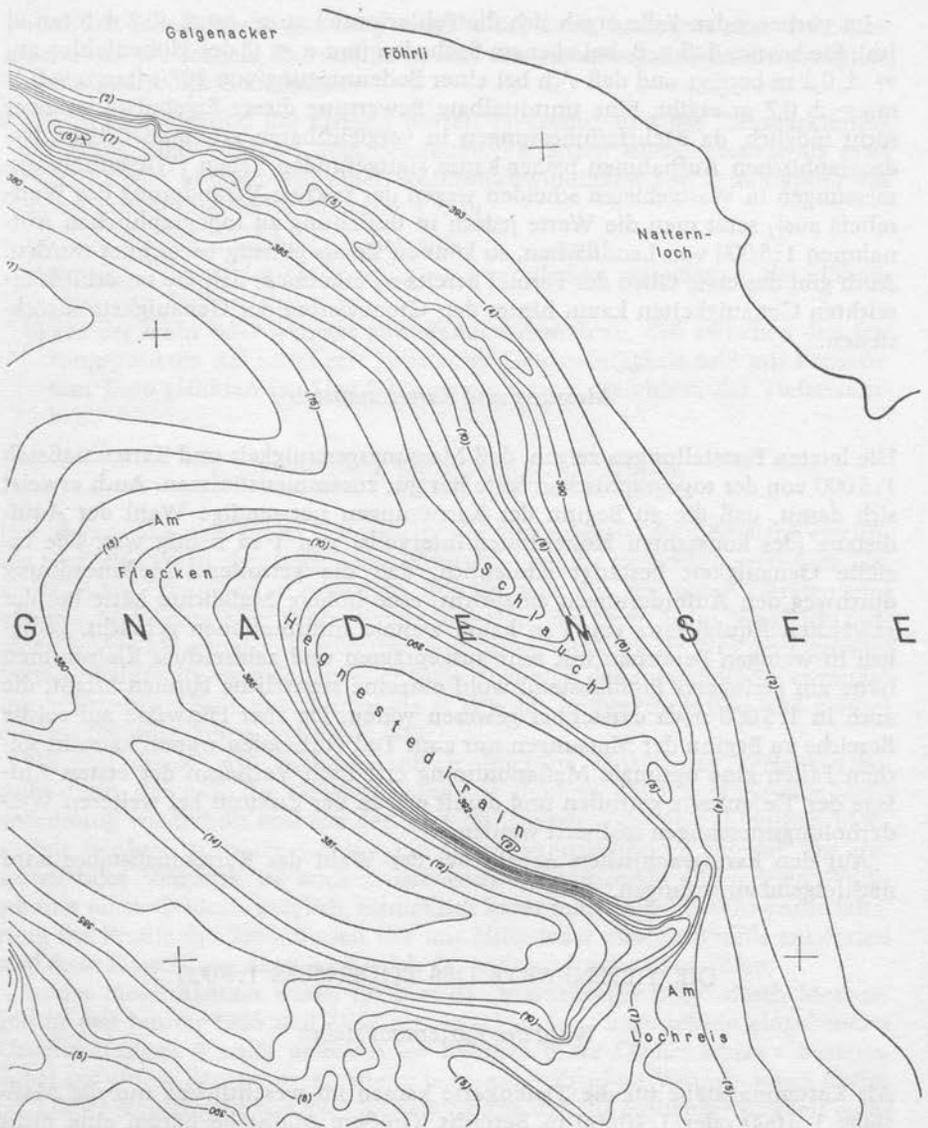


Abb. 2 Verkleinerung auf 1:10 000 eines Ausschnittes der „Tiefenkarte des Bodensees 1:5000“, Blatt Nr. 13 [Gnadensee-Ost].

3. Zwar zerstückelt der Blattschnitt das Seengebiet erheblich, doch ist der Wunsch, bestimmte charakteristische Teilbereiche des Untersees auf einem Kartenblatt geschlossen darzustellen, auch im Maßstab 1:10 000 noch nicht befriedigend erfüllbar, wenn man systematische Blattschnitte konsequent beibehalten will.

Schnitt, Format und Benennung der Kartenblätter

Die angestrebte Beziehung zur Deutschen Grundkarte 1:5 000 führt folgerichtig bei der Tiefenkarte auch zu gleichem Blattschnitt und -format. Damit liegen die Schnittlinien dieser Rahmenkarten auf den vollen geraden km-Linien der Hoch- und Rechtswerte des Gauß-Krüger-Systems, und es ergibt sich ein Blattformat von $40 \times 40 \text{ cm}^2$, entsprechend $2 \times 2 \text{ km}^2$ in der Natur. Abb. 1 verdeutlicht die Lage der Kartenblätter für den Bereich des Untersees. Die Blätter sind durchlaufend numeriert.

Natürlich zeigt das starre System der Blattschnitte gerade bei Gewässerkarten gewisse Nachteile. Die Schnittlinien nehmen keine Rücksicht auf die Begrenzung des Gewässers und erzeugen oft kleine Restflächen, für die sich die Anlage eines neuen Blattes meist nicht lohnt. Soweit möglich, werden daher solche Flächen im Nachbarblatt als Überzeichnung dargestellt (z. B. der östliche Zipfel des Gnadensees als Überzeichnung zum Blatt 18).

Neben der Numerierung umfaßt die Benennung gewöhnlich noch eine Namensangabe. Hier war es zur klaren Abgrenzung gegen die identischen Blätter der Deutschen Grundkarte 1:5 000 erforderlich, die Blätter der Tiefenkarte mit anderen Namen zu versehen. Diese sind im wesentlichen aus den geographischen Orientierungen innerhalb der Teilseen oder aus besonderen Formen des Bodenreliefs abgeleitet.

Kartengestaltung und Karteninhalt

Die vierfarbige Kartendarstellung ist nach den Farben wie folgt aufgegliedert:

1. In Schwarz: Uferlinie, Kartenschrift, Kartenrahmen und -randangaben;
2. in Dunkelblau: Höhen- bzw. Tiefenlinien;
3. und 4. in zwei helleren blauen Flächentönen: Die Bereiche zwischen Uferlinie und 2-m-Tiefenlinie sowie unterhalb der 2-m-Tiefenlinie. Beide Flächenfarben lassen sich mit einer Druckfarbe erzeugen, da sie lediglich auf unterschiedlicher Rasterung beruhen.

Uferlinie und 2-m-Tiefenlinie sind weitgehend der Deutschen Grundkarte 1:5 000 entnommen worden. Der Grad ihrer Übereinstimmung mit der gegenwärtigen topographischen Situation richtet sich daher nach dem Stand der Fortführung dieses Kartenwerkes. Die Flächenfarbe zu 4. kennzeichnet damit das eigentliche, hier näher erörterte Meßgebiet. Über die Angabe der Zahlenwerte zu den Höhen- bzw. Tiefenlinien haben H. LEHN und K. MEYER nähere Ausführungen gemacht.

Neben der vierfarbigen Kartendarstellung ist auch eine einfarbige möglich. Diese ergibt sich durch Zusammenkopieren von 1. und 2. und ermöglicht dann als transparente Vorlage ein bequemes Vervielfältigen im Wege des Lichtpausens.

Der Zeichenschlüssel der Karte wurde – vor allem für das eigentliche Kartenfeld – so gewählt, daß eine Verkleinerung um das 2- bis 2,5fache, also etwa bis zum Maßstab 1:12 500 möglich ist, ohne daß damit die Lesbarkeit des Inhalts in Frage gestellt wird. Als Beispiel dafür zeigt Abb. 2 einen auf 1:10 000 verkleinerten Ausschnitt aus dem Blatt 13 (Gnadensee-Ost).

Kartenrandangaben

Kartenrandangaben sollen die Quellen der Darstellungen nennen und den Gebrauch der Karte ermöglichen bzw. erleichtern. Im vorliegenden Falle umfassen sie neben den üblichen Angaben über Maßstab und Herausgeber Hinweise auf die Tiefenmessung und die Bezugsflächen der Höhen- bzw. Tiefenangaben, ferner die Blattübersicht (Lageskizze) sowie im Kartenrahmen die Zahlenwerte zum Gauß-Krüger-Koordinatensystem und zum Koordinatengitter des schweizerischen Landessystems.

Seegewanne

In die Tiefenkarte des Bodensees 1:5000 konnten viele Namen von Seegewannen eingetragen werden, ohne das Kartenbild zu beeinträchtigen. Das zumeist kleinräumige Relief dieser Seegebiete erfordert eine Benennung der charakteristischen Bodenformen. Dies hat in mehrfacher Hinsicht auch praktische Bedeutung. So sind derartige Namen insbesondere bei den Fischern lebendig, die ihre Netze oft in bestimmten Seerealen mit morphologischen Besonderheiten setzen. Dabei bedeuten ganz allgemein:

Schachen	– Rohr- oder Binsengebiet
Horn	– vorspringende Uferlinie
Löchle	– eingebuchtete Uferlinie
Weißer oder Wyse	– helles Flachwassergebiet, Uferbank
Halde	– Steilabfall seewärts der „Weißer“
Kopf	– vorspringende „Weißer“ oder „Halde“
Rain	– Erhebung unter Wasser
Loch	– Senke unter Wasser.

Diese Namen werden oft durch Flurnamen des Festlandes oder andere Eigenheiten der Umgebung ergänzt, z. B. in „Hegnestedirain“, „Natternloch“, „Botschachen“, „Bürglehornkopf“. Die Vielgestaltigkeit solcher Namen im Reichenauer Seegebiet hat B. MÖKING³ zusammengestellt.

³ MÖKING, B., 1934: Die Sprache des Reichenauer Fischers. Schr. Ver. Gesch. Bodensees 61, 1–96.

Die Seegewanne der vorliegenden Blätter 11, 12 und 13 wurden nach dem Sprachgebrauch der Reichenauer Fischermeister Alois Glönkler und August Ribel benannt. Für ihre Auskünfte sei sehr gedankt.

Anwendungsmöglichkeiten

Die Tiefenkarte des Bodensees 1:5 000 ist für vielfältige wissenschaftliche und technische Zwecke verwendbar, und zwar sowohl in ihrem Originalmaßstab, als einfache Verkleinerung oder – bei noch kleinerem Maßstab – in entsprechend generalisierter Form. Dabei wird es in der Regel zu Zusammenfügungen, anderen Blattsnitten und -formaten kommen.

Im Rahmen dieser kartographischen Möglichkeiten eignet sie sich

1. als Informationskarte (Forschungskarte) über die Morphologie des Seebodens für mehrere Bereiche der Geowissenschaften;
2. als Quellenkarte oder topographischer Kartengrund für thematische Bestandskarten aus den Bereichen der Hydrographie, Limnologie, Wasserwirtschaft, des Verkehrs und fachverwandter Gebiete;
3. als Planungsgrundlage für viele auf den Bereich des Bodensees bezogenen Planungen.

Sollte später noch einmal die Möglichkeit bestehen, weitere Teile des Bodensees durch ähnliche Vermessungen zu erfassen und damit weitere Blätter dieses Tiefenkartenwerkes anzulegen, so würde es sich dann auch lohnen, einen Folgemaßstab – z. B. 1:25 000 – abzuleiten. Er wäre allerdings wohl in einem besonderen, von der amtlichen Topographischen Karte 1:25 000 abweichenden Blattabschnitt anzulegen.

DIE BLÄTTER 11, 12 UND 13 (s. Anlagen)

Beschreibung des Karteninhaltes

Die 3 Blätter Reichenau West, Gnadensee Mitte und Gnadensee Ost enthalten die Seegebiete nördlich und westlich der Insel Reichenau. Die Formen sind insbesondere in den Blättern 11 und 13 sehr vielgestaltig. Das mittlere Gnadenseebecken jedoch stellt mit einer 100–200 m breiten Uferbank und einer anschließend steil abfallenden Halde, die zur Beckenmitte flach ausläuft, eine typische Wannenform dar. Die steilsten Hangwinkel überschreiten an einigen Stellen der oberen Halde den 25° Wert, ähnlich wie im Markelfinger Winkel¹. Nur der „Bauernhornkopf“ im Westen belebt das Relief.

Im westlich anschließenden Blatt 11 normalisiert sich zunächst die Halde, um dann in den „Bürglehornkopf“ auszulaufen. Zwischen diesem und dem flachen „Straßenrain“ schneidet die Senke „Im Pfannenloch“ ein. Das Flachwassergebiet des Zeller Sees mit dem „Stuhlrain“ und dem „Bradlenrain“ westlich der Insel Reichenau leitet in nordwestlicher Richtung mit weiteren Untiefen zur Halbinsel Mettnau über. Der Verlauf der flacheren Zellerseehalde weist östlich des „Aletrain“ eine größere Bucht auf.

Im Ostteil des Gnadensees verbreitert sich die Wysse (= Uferbank) auf mehr als 600 m. Ihr ist, getrennt durch eine 5 m tiefe Rinne, die vom „Schlauch“ zum „Am Lochreis“ verläuft, der 500 m lange und 200 m breite „Hegnestedirain“ vorgelagert. Seine Längsachse fällt mit der Mittelachse des Gnadenseebeckens zusammen und seine Halden senken sich im Süden steil, in den anderen Richtungen flacher zur Tiefe ab. Auffallend unruhig ist der Verlauf der Halden des Gnadenseebeckens im Norden in der Nähe des „Galgenacker“ und im Süden beim Übergang zum Anschlußblatt.

Vergleich mit der Bodenseekarte 1893

Die Bodensetiefenkarte von 1893 ist im Maßstab 1:25 000 angelegt und beruht auf punktförmigen Tiefenlotungen mit generalisierenden Verbindungslinien⁴. Kleinformen des Reliefs konnten auf diese Weise nicht so genau erfaßt werden wie mit den neuesten Methoden der Tiefenregistrierung und Ortung. Dies wur-

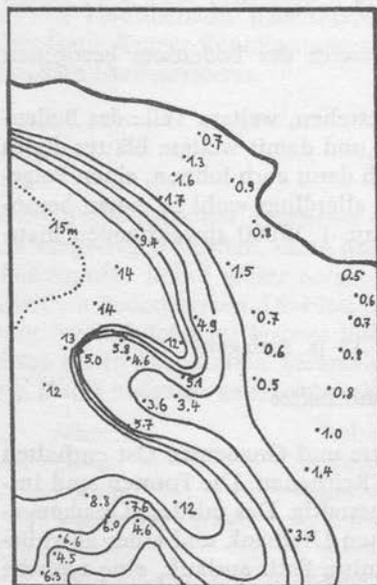


Abb. 3 Ausschnitt aus der Bodenseekarte von 1893 im Maßstab 1:25 000 mit Tiefenangaben in Metern; für den Vergleich des Kleinreliefs des Seebodens entspricht der Gebietsumfang dem der Abb. 2.

4 ZEPPELIN, E. GRAF, 1893: Begleitworte zur neuen Bodensee-Karte:

1. Abschnitt: Geographische Verhältnisse des Bodensees.

Schr. Ver. Gesch. Bodensees 22, 5–20;

2. Abschnitt: Ältere und neuere Bodenseeforschungen und -karten mit Einschluß der Arbeiten für die Herstellung der neuen Karte und die wissenschaftliche Erforschung des Sees von den fünf Uferstaaten eingesetzten Kommissionen.

Schr. Ver. Gesch. Bodensees 22, 21–45;

3. Abschnitt: Die hydrographischen Verhältnisse des Bodensees.

Schr. Ver. Gesch. Bodensees 22, 61–103.

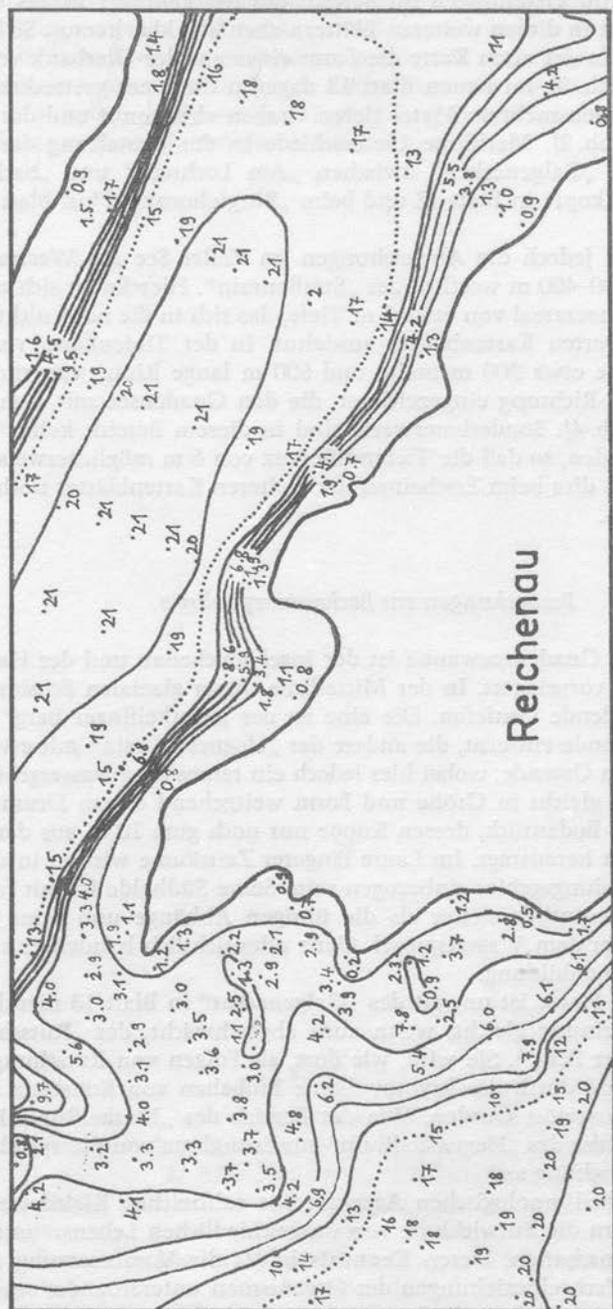


Abb. 4 Ausschnitt aus der Bodenseekarte von 1893 im Maßstab 1:25000 mit Tiefenangaben in Metern, links oben die nicht vorhandene Rinne bis zu 9 m Tiefe; der Gebietsumfang entspricht den Blättern Nr. 11, 12 und eines Teiles von 13 (ohne das in Abb. 3 dargestellte Areal) der Tiefenkarte des Bodensees 1:5000.

de schon an Gegenüberstellungen im Bereich des Markelfinger Berges erkennbar¹ und es kommt in diesen weiteren Blättern ebenfalls klar heraus. So hat der „Hegnestedirain“ in der alten Karte die Form eines aus der Uferbank vorspringenden Kopfes (Abb. 3), im neuen Blatt 13 dagegen die eines gestreckten Rückens, der durch einen mehrere Meter tiefen Graben abgetrennt und der Wyssse vorgelagert ist (Abb. 2). Merkbare Unterschiede in der Gestaltung der Halde treten auch beim „Galgenacker“, zwischen „Am Lochrain“ und „Sackkopf“, beim „Bauernhornkopf“ in Blatt 12 und beim „Bürglehornkopf“ in Blatt 11 auf (Abb. 4).

Gravierend sind jedoch die Abweichungen im Zeller See am Westrand des Blattes 11, etwa 300–400 m westlich des „Straßenrain“. Hier findet sich ein ausgedehntes Flachwasserareal von etwa 3 m Tiefe, das sich in die noch nicht fertiggestellten benachbarten Kartenblätter ausdehnt. In der Tiefenkarte von 1893 jedoch ist hier eine etwa 200 m breite und 500 m lange Rinne von rund 9 m Tiefe in Nord-Süd-Richtung eingezeichnet, die den Gnadensee mit dem Zeller See verbindet (Abb. 4). Sonderbarerweise sind in diesem Bereich keine Tiefenmeßpunkte vorhanden, so daß die Tiefendifferenz von 6 m möglicherweise nicht real ist. Doch wird dies beim Erscheinen der weiteren Kartenblätter noch näher zu diskutieren sein.

Bemerkungen zur Beckenmorphologie

Die langgestreckte Gnadenseewanne ist der Insel Reichenau und der Halbinsel Mettnau nördlich vorgelagert. In der Mittellinie dieser glazialen Erosionsrinne liegen zwei auffallende Untiefen. Die eine ist der „Markelfinger Berg“¹, etwa 1,8 km vom Westende entfernt, die andere der „Hegnestedirain“ mit etwa gleichem Abstand vom Ostende, wobei hier jedoch ein reines Flachwassergebiet vorherrscht. Letzterer gleicht in Größe und Form weitgehend einem Drumlin aus dem benachbarten Bodanrück, dessen Kuppe nur noch gute 10 m aus dem feinkörnigen Sediment herausragt. Im Laufe längerer Zeiträume wird er in das östliche flache Verlandungsgebiet einbezogen sein. Seine Südhalde ist mit fast 30° Maximalgefälle wesentlich steiler als die übrigen Abhänge und seine Kuppe reicht bis 2 m unter dem Wasserspiegel. Ganz offensichtlich handelt es sich um eine glaziale Moränenbildung.

Der Verlauf der Halde ist unweit des „Galgenacker“ in Blatt 13 merklich gestört. Diese Erscheinung gleicht, wenn auch abgeschwächt, der „Rutschhalde“ beim „Markelfinger Berg“¹. Sie wird, wie dort, als Folge von Rutschungen interpretiert, die wohl durch das kryptovulkanische Erdbeben von Konstanz am 16. November 1911 ausgelöst wurden. Wie der Bereich des „Markelfinger Berges“ so bietet sich auch der des „Hegnestedirain“ zur Entnahme von Bohrprofilen für die geologische Forschung an.

Einige biologische-limnologische Aspekte: Die zahlreichen Kleinformen des Bodenreliefs fördern die Entwicklung von unterschiedlichen Lebensräumen und Organismengemeinschaften. Deren Kenntnis bildet die Voraussetzung für die Erforschung der Wechselbeziehungen der Organismen untereinander sowie mit ihrer Umwelt. Hierzu zählt auch die geographische Isolation zwischen den ein-

zelenen Seebecken. Der Wasseraustausch ist, gegenüber der alten Tiefenkarte, z. B. größer zwischen den Senken nördlich und südlich des „Hegnestedirains“, da die östliche Rinne dazukommt. Dagegen ist er geringer zwischen dem Gnadenseebecken einerseits und dem Zeller See andererseits, insbesondere im Bereich unterhalb 3 m Wassertiefe. Exakte Angaben sind jedoch erst nach der Fertigstellung weiterer Kartenblätter möglich.

Anschriften der Verfasser:

Prof. Dr.-Ing. Günter Hake,
Lehrstuhl für Topographie und Kartographie der Technischen Universität,
D 3000 Hannover, Nienburger Straße 1

Dr. Hubert Lehn,
Staatliches Institut für Seenforschung und Seenbewirtschaftung,
Abt. Max-Auerbach-Institut,
D 7750 Konstanz-Staad, Schiffstraße 56

Buchbesprechungen

Der Kreis Tettmang und die Stadt Friedrichshafen, mit zahlreichen Abbildungen, herausgegeben von Dr. Konrad Theiß und Dr. Hermann Baumhauer, Verlag Heimat und Wirtschaft, Aalen 1969.

Die Besprechung des Buches von Erika Dillmann, „Friedrichshafen – Akzente einer Stadt“, war schon fertig, als das nun in Rede stehende erschien; sonst hätte das dort über das geplante Friedrichshafener Heimatbuch Gesagte beiden Rezensionen als Einleitung dienen können. M. E. liegt aber für die Wirtschaftshauptstadt des Kreises Tettmang trotz der neuen, wesentlich umfangreicheren Veröffentlichung nicht der mindeste Grund vor, den Gedanken an ein eigenes Heimatbuch aufzugeben, sollte sie sich doch hierin nicht von erheblich kleineren Gemeinden übertreffen lassen. Ebensowenig sollte sich der Verlag durch die heiß umkämpfte Kreisreform des baden-württembergischen Innenministers Krause, die sich vom – optimistischerweise schon vor dem Volkentscheid über die Badenfrage aufgestellten – Denkmodell zum Gesetz durchgeboxt hat, von seinem Programm abbringen lassen; denn bis zur endgültigen Zusammenlegung (und leider auch Auseinanderreißung) von Kreisen werden noch 1½ Jahre vergehen. Bei der mit der Reihe „Heimat und Arbeit“ begonnenen Beschreibung der Kreise dieses (und nicht nur dieses) deutschen Bundeslandes handelt es sich um überschaubare Einheiten, die eine gründliche Beschäftigung auch mit Details gestatten, ohne daß dies seinen Niederschlag in unhandlichen Wälzern finden müßte.

Der Tettmanger Landrat und Autor des ersten Beitrages kann sich ohne Selbstlob auf dieses Buch als Dokument für die Erhaltenswürdigkeit auch kleiner Kreise berufen, vorausgesetzt, daß ihnen ein gesundes Wirtschaftsleben innewohnt. Gerade darüber sowie über die engen Wechselbeziehungen zwischen Stadt und Land verbreitet sich Dr. Kurt Diez in einprägsamen Worten. Leider ist auf Seite 13 nicht deutlich zwischen den Schlössern Friedrichshafen (königliche Sommerresidenz) und Tettmang (Verwaltungssitz) unterschieden. Ebendort steht, Friedrichshafen sei „schon“ zur Zeppelinzeit vom Tourismus entdeckt worden; es besaß aber Jahrzehnte vorher bereits einen Ruf als „Kurstadt“.

Überblicke über die Nachkriegszeit in den beiden Brennpunkten des Kreises, Friedrichshafen und Tettmang, geben die Stadtobehörten Dr. Max Grünbeck und Rudolf Gnädinger. Ersterer belegt den Wiederaufbau „seiner“ Stadt mit eindrucksvollen Zahlen und überläßt das Urteil über diese „wohl . . . großartigste und ruhmvollste Epoche der städtischen Geschichte“ abschließend Dr. Feger †, der mit dem Auszug aus seiner Festrede fast die ganzen letzten zwei Seiten des Beitrages bestreitet. Der Anlaß, aus dem er sie hielt, war nicht die Hundert-, sondern die Hundertfünfzigjahrfeier der Wiedergeburt Buchhorn-Hofens als Friedrichshafen. Diese „Feier“ war, rückblickend betrachtet, weniger als eine halbe Sache: Die Bevölkerung, die doch ein derartiges Ereignis tragen soll, wurde nur am Rande beteiligt, unser Verein überhaupt nicht. Und doch hätte das gleichzeitig stattfindende Seehasenfest Gelegenheit genug geboten, durch historische Gruppen im Festzug – wenn man schon keinen eigenen machen wollte – breitere Kreise am Geschehen von 1811 zu interessieren. Allerdings kann sich unser Verein letztlich nicht über Friedrichshafen beklagen: Sein in dieser Stadt 1968 abgehaltenes 100. Wiegenfest war ein Beispiel guter Organisation und großzügiger Gastfreundschaft, mit der sich Oberbürgermeister Dr. Grünbeck die Ehrenmitgliedschaft verdient hat.

Mag bei manchen Teilnehmern die Erinnerung an unsere Hauptversammlung 1957 in Tettmang etwas verblaßt sein – an eines werden sie gerne zurückdenken: An die lebensvolle Art, in der es Dr. Alex Frick verstand, seinen Zuhörern die Vergangenheit

nahezubringen. Um so mehr muß man den „trockenen Ton“ bedauern, den er in seinem Beitrag „Die Landvogtei“ angeschlagen hat. Hierfür ein Beispiel: „Der letzte Buchhorner Graf Otto II. wurde im Jahre 1089 wegen Ehebruchs von den Rittern des beleidigten Grafen erschlagen. Nach zwei Grafen aus dem Hause Kirchberg kam der Linzgau 1135 an Graf Heinrich von Heiligenberg.“ Wer von den vielen Grafen eigentlich der „beleidigte“ war, erfährt man aus der Abhandlung von Ulrich Paret, von der noch zu reden sein wird. Bedeutend flüssiger liest sich – und das ist gut so, denn man muß es wegen der Kompliziertheit der Materie mehrmals tun – Dr. Fricks umfanglicher Aufsatz „Die Grafschaft Montfort“. Leider ist am Anfang die Leiblich mit ai geschrieben, hat sich doch sogar das entfernte Straßenbauamt Kempten zur richtigen Schreibweise auf den Verkehrsschildern bereitgefunden! Bei der Schilderung der Zustände während des 30jährigen Krieges hat sich der Verfasser zwischen zwei zeitgenössischen Zitaten deren etwas unbeholfen anmutendem Stil angepaßt. Im Schlußabsatz endlich muß der erst durch die baden-württembergische Gemeindeordnung von 1955 eingeführte, ohnehin nicht recht glückliche Begriff „Große Kreisstadt“ als Anachronismus bezeichnet werden. Die paar kleinen Schönheitsfehler mindern jedoch den Wert dieser einen Stoff von beträchtlichem Ausmaß mit geschickter Hand bewältigenden Arbeit keineswegs; sie wird auf lange Zeit endgültig und für künftige Forscher richtungweisend sein.

Das gleiche läßt sich über die Stadtgeschichte Buchhorn-Friedrichshafens von Oberstudienrat Paret sagen, die gedrängt, doch vollständig, den heutigen Kenntnisstand wiedergibt. Für mich persönlich ist es beruhigend, daß Paret als Fachhistoriker hinsichtlich der Gründung der Stadt Buchhorn dieselbe Meinung vertritt wie ich auf Seite 201 der 87. Vereinsschrift. – Ein Sprung ins 19. Jahrhundert! Eine gewisse Weitschweifigkeit in der Behandlung dieser Epoche verleitete den Autor zu einigen überflüssigen Wiederholungen, beispielsweise der Erwähnung von Postverbindungen (auf Seite 90) als Errungenschaften der Biedermeierzeit, während doch zwei Seiten vorher und eine Seite später die Post dankenswerterweise mit genauen Angaben bedacht ist. Oder die der Bürgerliste bei Gelegenheit der auf Seite 92 schon einmal zur Sprache gekommenen Neuwahl des Stadtschultheißen Miettinger. Von dessen Amtsnachfolgern ist keiner mehr namentlich genannt; auch vermißt man eine Nachricht über den württembergischen Gegenspieler Bismarcks, Ministerpräsident Hermann Freiherr von Mittnacht, der sich Friedrichshafen vom Alterssitz erkor, hier (1908) starb und begraben liegt. Ebenso bleibt die 1922 eröffnete Teuringertalbahn unerwähnt, die einst die Pendler dieser Region nach Friedrichshafen brachte.

Daß sie trotz ihres 1962 erfolgten totalen Abbaues auf der die innere Umschlagseite bildenden Kreiskarte als voll betriebsfähig angegeben ist, zeugt bestenfalls für ihre historische Bedeutung. Wenn in diesem Zusammenhang gleich etwas über die Ausstattung des Buches gesagt werden darf, so dies, daß sie dem eingangs genannten Titel der Reihe entspricht, gemäß welchem sich die Darstellungen von landschaftlichen Anziehungspunkten, baulichen Schönheiten oder geschichtlichen Tatsachen mit Bildern aus dem Wirtschaftsleben des Kreises etwa die Waage halten. Die lavierten Federzeichnungen von Hanns Blaschek sind flott hingesezt; im Falle Eriskirch wünscht man sich ernstlich, der Kirchturm möge wirklich so aussehen, wie er sich im Künstlerrauge spiegelt. Schloß Montfort ist als Graphik wie als Photo vertreten. Solche wurden auch von Privatbetrieben, teilweise neben deren Firmengeschichte, zahlreich beige-steuert. Diese auf ihren historischen Wert hin zu prüfen, würde den Rahmen vorliegender Besprechung bei weitem überschreiten. Etwas bedarf jedenfalls einer Berichtigung: Die Firma Kirchhoff hat die Manzeller Überführung (Bild XVII) nicht gebaut, sondern zuletzt mit einer Fahrbahndecke versehen.

Von den Pendlern ist – außer von vielem anderen – in dem Beitrag „Ein Wirtschaftszentrum am Bodensee“ von Dr. Klaus Holtermann die Rede. Da naturgemäß die heutige Situation von Industrie, Handel und Handwerk erfaßt ist, treten demgegenüber wirtschaftsgeschichtliche Gesichtspunkte zurück; sie beschränken sich auf geschickt ausgewählte zeitgenössische Zitate. Eines erscheint sicher: Der Aufsatz hat Aussicht, eine Fundgrube von Zahlen (etwa aus dem Jahre 1968) für künftige Wirtschaftshistoriker zu werden. Ähnliches gilt für diejenigen von Oberforstrat Hans Spohn über den „Wald am Bodensee“ und Erika Dillmann über „Landschaft für Obst und Hopfen“. Beide

sind hier in ihrem Element, so daß ihre Beiträge nicht nur als aufschlußreich, sondern als ausgesprochen lesenswert zu bezeichnen sind.

Da sich der Verein, wie sowohl seine Jahresschriften als auch die Programme seiner Hauptversammlungen ausweisen, intensiv auch mit der Naturgeschichte des Bodenseeraumes befaßt, muß auf den Artikel „Die natürlichen Grundlagen“ besonders hingewiesen werden. Sein Verfasser, Oberstudiendirektor i. R. Dr. Franz Wenk, beschäftigt sich darin mit der Entstehung des Kreisbodens aus voreiszeitlichen und diluvialen Elementen, mit seiner Morpho-, Geo- und Hydrologie. Er tut dies mit der von seinen Vorträgen her bekannten Lebendigkeit, die sich aber keine wissenschaftliche Blöße gibt. Mir ist keine Veröffentlichung gegenwärtig, die auf derart engem Raum eine so umfassende Orientierung über die „Heimatgeologie“ vermittelt wie die genannte. Lediglich der Schlußabsatz ist einerseits für eine siedlungsgeographische Betrachtung im Sinne Robert Gradmanns zu mager, andererseits überschneidet er sich mit entsprechenden Stellen anderer Teile des Buches, so mit dem bisher unerwähnt gebliebenen Beitrag von Dr. Siegwalt Schieck (Staatl. Amt für Denkmalpflege) „Auf den Spuren der ältesten Siedler“. Diese komprimierte Darstellung der Vor- und Frühgeschichte des Kreisgebietes dürfte nicht nur den Fachmann fesseln, doch vermißt der interessierte Laie zweifellos etliche Abbildungen sowie Hinweise darauf, wo er die Fundstücke ansehen kann.

In jeder Hinsicht ein „Kapitel für sich“ ist dasjenige über die Zeugnisse der Kunst aus der Feder von Dr. Adolf Schahl. Es darf – wie die meisten anderen – beanspruchen, daß sich der Leser mit gleicher Liebe hineinvertieft wie der Schreiber dieser Zeilen. Beim Durchlesen der letzten Abschnitte muß einem Nichtkenner der Entwicklung des modernen Kirchenbaues allerdings der Gedanke kommen, als hätte hierin die Initiative allein auf katholischer Seite gelegen. Daß dies keineswegs so ist, beweist z. B. die 1955/57 auf dem Hange des Ottenberges errichtete evangelische Kirche in Kreßbronn. Ihr Architekt war der am Neujahrstage 1957 durch ein tödliches Leiden mitten aus der Arbeit gerissene Dipl.-Ing. Werner Starke, letzter Assistent des von den Russen nach Sibirien verschleppten Dresdner Hochschulprofessors Jost, eines Schmitthenner-Schülers, der selbst u. a. die protestantischen Kirchen in Bavendorf (bei Ravensburg) und Affstädt (im württ. „Unterland“) gebaut hatte. Doch ist in Kreßbronn vom „Heimatstil“, wie er noch die Keimzelle des dortigen Gemeindezentrums, das 1928/29 entstandene Freizeithaus, kennzeichnet, nichts mehr zu spüren: Ein denkbar einfacher Baukörper, dessen flaches Satteldach auch dem Innenraum das Gepräge gibt, mit angeschleppter Sakristei und einer zum ebenso abgedeckten Turm überleitenden verglasten Eingangshalle. Glas beherrscht auch den Hauptbau: Reicher Symbolgehalt geht von den Fenstern des Ravensburger Glasmalers Hans Bernhardt † aus, die auf einer ganzen Seite des Schiffes den dritten Glaubensartikel „illustrieren“, während auf der anderen vier Fenster die Adventssonntage versinnbildlichen. Die Taufkapelle wird durch ein größeres erhellt, das in Fortsetzung der letztgenannten die weihnachtliche Frohbotschaft zum Gegenstand hat. An bildhauerischem Schmuck weist die durch Dipl.-Ing. Erhard Lucas vollendete Kirche außen die „Stillung des Sturmes“, innen einen mächtigen Pantokrator auf, beide von Helmut Uhrig, Stuttgart, aus Maulbronner Sandstein geschlagen.

In fast unmittelbarem zeitlichen Anschluß daran (1957/58) erhielt Friedrichshafen in Gestalt der Erlöserkirche eine neue evangelische Kultstätte: Der Erbauer seines Rathauses, Professor Wilhelm Tiedje, Stuttgart, schuf sie in Zusammenarbeit mit Dipl.-Ing. Helmut Hefele (Pfarrhaus) und Gartenarchitekt Wolfgang Tiedje (Außenanlagen). Beim Turm wurde aus der Not eine Tugend gemacht: Er wirkt gedrungen und wichtig, weil er wegen der Nähe des Flugplatzes nicht höher werden durfte. Der auch hier gewählte Einraum erhält äußerlich seine Gliederung durch eine Art Sheddach, im Inneren am augenfälligsten durch eine abgehängte Holzdecke unter einem Drittel des Schiffes, des weiteren durch eine stufenweise Anhebung der Ebenen für den Altar, die Empore, für Orgel und Chor sowie eine solche für die Gläubigen an der Rückwand. Die Räume unter den erstgenannten sind für Sakristei und Gemeindesaal ausgenutzt. Auch hier hat Glasmaler Bernhardt reichen Fensterschmuck hinterlassen, doch nicht wie in Kreßbronn mit Hilfe von Schliff, Ätzung und Schwarzlot, sondern in der „klassischen“ Technik mit stellenweise splitterkleinen Scheibchen, die durch ein eng-

maschiges Netz von Bleiruten zusammengefaßt werden. Die Motive für die zu langen Bändern vereinigten Lichtöffnungen – soweit diese nicht in neutralen Farben gehalten sind – bilden einen Gang durch das Kirchenjahr und das gesamte Glaubensbekenntnis. Wenn im Kirchenführer steht „Unsere Kirche ist eine moderne Kirche, bei der man sich kaum eine Schraube oder eine Form anders gestaltet denken könnte. Sie hat Stil . . .“, so muß der Rezensent hinzufügen: Mit einer Ausnahme! Die Hauptsache, das Kreuz, wirkt auf ihn wie Teile eines Brückengeländers, an dem nur die Aufschrift „Frisch gestrichen!“ fehlt.

An und für sich sollten hier nicht Kirchenbauten, sondern das Heimatbuch als Ganzes besprochen werden, zum mindesten seine geschichtlichen Seiten. Da ich mich aber einmal der Betrachtungsweise meines einen „Opfers“ anzupassen versucht habe, bleibt mir keine andere Wahl, als mit katholischen Gotteshäusern zu enden, deren Würdigung durch Adolf Schahl ich um so schmerzlicher vermisste, als sie zeitlich durchaus möglich gewesen wäre, so bei St. Verena – alt und neu – in Kehlen. Ein Jahrhundert lang stand da, vor allem den Eisenbahnreisenden gut sichtbar, auf dem Kirchenhügel ein neugotischer Verblenderbau. 1864/66 von dem Kirchenbaumeister-Brüderpaar Pfeilsticker erbaut – das sich durch eine Gedenktafel in der Vorhalle zu verewigen trachtete – war er den Anhängern alter Baukunst, des Barock und Neubarock wie der Moderne gleichermaßen ein Greuel, besonders durch die Holzarchitektur des Inneren. Trotzdem war er vielen ans Herz gewachsen, sogar in Friedrichshafen, wo sich leidenschaftlicher Protest erhob, als die schlanke Turmspitze auf Befehl der französischen Flugplatzkommandantur bis auf die zueinander rechtwinkelig angeordneten Giebel abgetragen werden sollte. Einem jungen, doch schon bauerfahrenen Pfarrerherren blieb es vorbehalten, die Beseitigung der ganzen Kirche durchzusetzen, so daß sie durch die Sprengung vom 14. April 1967 von der Bildfläche verschwand. Genau eineinhalb Jahre später wurde der, einen ganz anderen Geist atmende, Neubau geweiht. Dr. Gisela Linder vergleicht ihn in der aus diesem Anlaß erschienenen Festschrift mit einer romanischen Trutzburg. Mir will es eher scheinen, als würde er weit mehr als die erwähnte Holzarchitektur dem Baugedanken der norwegischen „Stabkirchen“ gerecht, die wie der Kehlener Nachfolgebau, vor allem im Dachbereich, Raum neben Raum setzen, von innen gesehen jedoch zu einer Einheit verschmelzen. Zum Ausdruck gebracht haben dies in der Festschrift gleichwohl nicht einmal die Architekten, Prof. Kammerer und Dipl.-Ing. Belz aus Stuttgart, ist doch Sichtbeton der Hauptbaustoff, also etwas im Grunde Massiges, das man allerdings da und dort durch Oberflächengestaltung aufzulockern versuchte. Dabei wirkt in meinen Augen die Farbgebung an diesen Stellen noch willkürlicher als die plastische Ausformung. Um so wohlgefälliger ruht der Blick dann auf der von der früheren Kirche übernommenen, ursprünglich aus der Friedrichshafener Schloßkirche stammenden, Barockorgel und einigen nachträglich beschafften Ausstattungsstücken, so auf einer gotischen Madonna, den wieder (?) als Kanzelschmuck dienenden vier Evangelistenfigürchen aus dem Rokoko und nicht zuletzt auf der von Hilde Broer geschaffenen „Krippe“, einem Bronzeguß in der Art irischer Steinkreuze. Alles in allem: Die Diskussionen um jenen späten Abkömmling von Le Corbusiers Ronchamp werden wohl so schnell nicht enden.

Wenn Schahl darauf anspielt, daß der Geld„regen“ der Jahrhundertwende mehr als eine Kirchengemeinde des Kreises veranlaßte, ihr altes Gotteshaus zu verschönern, so gilt dies nicht zuletzt für Gattau. Obgleich es bis in unsere Tage ein kleiner Ort geblieben ist, glaubte man dort wiederholt, für sein Ansehen etwas tun zu müssen, erstmals übrigens schon 1787/88: Da riß man das gotische Kirchlein ab, ersetzte es jedoch immerhin durch einen Thumb-Bau mit Fresken von Andreas Brugger. Übel mitgespielt wurde diesem Kinde eines frühen Klassizismus durch die Ausweitung von 1902/04, der auch eine Erhöhung des Turmes um 15 (!) Meter zu verdanken ist. Im Chorraum entstand damals ein süßliches Abendmahlbild, die Decke des Schiffes wurde in Kassetten eingeteilt, von denen zwei die hl. Cäcilie und König David, die übrigen gutgemeinte Bilder aus dem Leben des Kirchenpatrons St. Gallus beherbergen (signiert: Siebenrock, 1903). Die überaus geglückt zu nennende Erneuerung von 1962 unter Architekt Weiger erbrachte für die klassizistische Orgel (und eine große Zahl von Sängern) eine geschweifte Empore, modernisierte Kanzel und Altar. Im Zusammenklang mit den zu ihrem Vorteil abgelaugten Rokoko-Putten schuf Georg Gebhard, Isny,

eine Madonna in rohem Holz, Leonhard Höldrich, Oberammergau, als Gegenstück dazu den Zimmermann St. Joseph; den Hintergrund des Chores bilden drei helle Glasgemälde aus der Firma Mader, Innsbruck: Der Gekreuzigte, flankiert von Petrus und dem auf der Agora predigenden Paulus. Ebenfalls von einem österreichischen Künstler (Honold, Schruns) stammen die Kreuzwegstationen im Schiff.

Der Reigen der Betrachtungen möge sich schließen mit der Kapelle von Siggenweiler Gde. Tannau. Man sieht ihr das Erbauungsjahr 1947 nicht an, ist sie doch ganz im Stile der zwanziger oder dreißiger Jahre errichtet; noch weniger läßt das Innere an die Nachkriegszeit denken. So ergab sich in der Ortsmitte eine bescheidene Dominante.

Mit dem Heimatbuch ist trotz mancher „weißer Flecken“ – man vermißt z. B. auch Kostproben aus der Sagenwelt jenes trotz seiner Industrialisierung keineswegs der Romantik entbehrenden Landstriches – ein Werk entstanden, das sich nicht zuletzt für die Schulen eignet. Auch oder gerade demjenigen, der nicht hier geboren ist, wird es viel zu sagen haben. Zwar sind es nicht mehr, wie in der Zeit unmittelbar nach dem Zusammenbruch, Heimatvertriebene und Flüchtlinge, die hier Wurzeln zu schlagen trachteten; vielmehr sind es jetzt entweder Arbeitskräfte (und ihre Familien), die dem wirtschaftlichen Sog folgen, oder ein Personenkreis, der sich von dem hohen Freizeitwert des Gebietes einfangen läßt. Jede moderne Heimatkunde wird künftig auch diese soziologischen Fakten berücksichtigen müssen.

Alexander Allwang

Alfons Kasper, Kunstwanderungen im Ostallgäu zwischen Nesselwang – Schneidbach – Rückholz – Seeg – Weizern – Heimen – Hopferau – Speiden – Doppelruine Eisenberg und Hohenfreiberg – Zell – Falkenstein – Oberkirch – Weißensee – Füssen – Königsschlösser Hohenschwangau und Neuschwanstein – S. Coloman – Schwangau – Waltenhofen. Verlag Dr. Alfons Kasper, 7953 Bad Schussenried, 1970 – Band VIII, 1. Auflage 1970, 276 Seiten mit einem Fünffarbdruck und 138 Schwarz-Weiß-Abbildungen einschließlich 2 Kartenskizzen, alphabetischem Orts- und Künstler-Register, kartoniert DM 13,-.

Die Landschaft des Ostallgäus mit dem Seeger-, Hopfen-, Weißen-, Schwan-, Alp-, Bannwald- und dem seit 1954 vollgelaufenen Lechspeichersee – „Forgensee“ – den parkartigen Tälern mit den Königsschlössern Hohenschwangau und Neuschwanstein sowie der Pyramide des Säulings (2037 m) im Hintergrund gehört zu den räumlich erhabensten, zugleich abwechslungsreichsten Kultur- und Wandergebieten Deutschlands. Das Ostallgäu war schon zu Beginn der geschichtlichen Zeit durch die Via Claudia Augusta mit Rom und Augsburg verbunden. Der älteste Ornamentrest des St.-Mang-Klosters ist ein karolingisches Flechtbandmuster aus der Missionskapelle des hl. Magnus, das freigelegte Kryptafresko ottonisch in der Art der Reichenauer Schule um 1000. Damals wurde das Fundament der romanischen Kreuzbasilika mit geradem Ostchor gelegt und 200 Jahre später erweitert durch den Westchorabschluß. Die Reihe beachtlicher Skulpturen eröffneten romanischen Kirchenpatrone St. Nikolaus in Oberkirch und St. Coloman/Schwangau, die älteste Skulptur Füssens ist eine thronende Muttergottes aus der Wirkungszeit des Naumburgers (um 1270). Die Spätgotik führt über einen Schmerzensmann der Maltcher-Schule, ursprünglich im Gespreng des Hochaltars von St. Mang, über Werke von Konrad Köppel, Kaufbeuren, in Seeg, Füssen zu dem umfangreichen Opus von Jörg Lederer, von dem auch Mischformen mit Lux Maurus sowie mit der Ivo-Strigel- und Erhart-Schule belegt sind. Für den Meister von Ottobeuren spricht ein Grabmal für Peter von Freiberg und Frau, dem Meister des Riedener Altars zugeschrieben werden konnte ein spätgotischer Flügelaltar auf Schloß Hohenschwangau, wo auch Zeitblom, Glasgemälde in der Art des Jörg Breu d. Ä. und des Hans Burgkmair d. Ä. bezeugt.

In den ausklingenden Manierismus fällt der Füssener Totentanz von Jakob Hiebeler. Das Frühbarock vertreten die Maler Gabriel Neckher und sein Schüler Alexander Kranzner, Jakob Schalkh, als Bildhauer der bei Sebastian Guggenbichel, Dillingen, gelernte Martin Schneider zu Pfronten-Steinach, Bartholomäus Steinle, Weilheim, und

sein Zunftgefährte Hans Degler, Andreas Steinheubl, Füssen, Georg Bayrhoff – des letzteren Sohn Adam Bayrhoff mündet in das Hochbarock, das durch den Kirchen- und Klosterbau von S. Mang, Füssen, des Johann Jakob Herkomer beherrscht wird. Zu den frühen Mitarbeitern der Herkomer-Werkgemeinschaft zählt der Stukkator-Bildhauer Matthias Lotter, der von Augsburg mit Anton Sturm nach Füssen gekommen. Der letztere wird der meistbeschäftigte Bildhauer, zur Sturmschule rechnen Thomas Seitz, Franz Joseph Schweiger-Bebele, der Lehrmeister von dem späteren Wiener Akademie-Direktor Martin Fischer. Auch bedeutende Maler wie Giovanni Pellegrini, der in San Luca für ikonographisches Thema mit dem ersten Preis ausgezeichnete Kemptener Franz Georg Hermann, der Lehrer von Riepp, sein Landsmann Paul Zeiller, und Franz Anton Zeiller, Reutte, A. Johannes Walch, Kaufbeuren, auch der von dem größten deutschen Maler des 17. Jahrhunderts, Johann Heinrich Schönfeld, beeinflusste Bonaventura und sein Sohn Bartholomäus Stapf, Heitlern, ragten in Füssen und Hinterland hervor. Der bei Pozzo geschulte Architekturmaler Joseph Anton Keller und sein Sohn Alois Keller bereichern die künstlerischen Begabungen Pfrontens bis zu den Auseinandersetzungen mit der Spätromantik, dem Biedermeier und Realismus. Bausachverständige sind die bei Christoph Bammer, Augsburg, gelernten Anton Mang und Joseph Stapf, von denen der erste auch in Obermarchtal und Wolfegg zu studieren ist. Aus dem fruchtbaren Babel-Geschlecht stammt der ebenfalls bei Bammer, Augsburg, gelernte Nikolaus Babel mit seinen hochbarocken Altären, zu einem der bedeutendsten Rokoko-Bildhauer schwang sich auf der Pfrontener Johann Peter Heel. Der Bammer-Schüler Maximilian Hitzelberger von Pfronten-Berg, sein Sohn Johann Sigmund I Hitzelberger und der gleichnamige Enkel reichen das Pfrontener Erbe bereits in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinüber.

Herkomers Neffe und Palier Johann Georg Fischer war Vollender der St.-Mang-Kirche und des Klosters sowie der Krippkirche, sein Sohn Franz Karl Fischer schuf die reizende Rokoko-Spitalskirche im beginnenden Zeitalter der Raumverschleifung zu einem Gesamtkunstwerk. Über sie hinaus wuchs Dominikus Zimmermann, der in Füssen 1708 bis 1716 mit Wandpfeiler – Pilastern bezeugt. Seine in Steinhausen voll entfalteten Freipfeiler und die noch an Herkomer erinnernden Choranlagen zu Günzburg und der Wies, vor allem die immer wieder variierten Oberfenster mit ihrer Verbindung von Natur und Übernatur offenbaren den über Herkomer hinauswachsenden Genius – wie übrigens auch Maini als Vollender des Füssener Festsaals.

Typisch aus dem Geist der Romantik konzipierte der Architektur- und Theatermaler Dominik Quaglio die Entwürfe und Zeichnungen zur Umgestaltung der Ruine Schwanstein für Schloß Hohenschwangau, und Künstler wie Cornelius haben den Wiener Moritz von Schwind als Ausstatter gewonnen. Auch Ludwig II. beauftragte den Theatermaler Christian Jank mit den Entwürfen zu seinen Schlössern Neuschwanstein und Falkenstein. Die wachsende Zahl der in- und ausländischen Kunstfreunde scheinen die Prophezeiung wahr zu machen, die der junge Bauherr in einem Brief an Richard Wagner am 8. 8. 1863 geschrieben: „Und wenn wir Beide längst nicht mehr sind, wird doch unser Werk noch der späteren Nachwelt als leuchtendes Vorbild dienen, das die Jahrhunderte entzücken soll, und in Begeisterung werden die Herzen erglühen für die Kunst, die gottentstammte, die ewig lebende.“

„Bodensee-Hefte“, *Zeitschrift der Landschaft im Herzen Europas*, Jahrgang 1970, insg. 734 Seiten, 20,90 DM oder 23.30 Sfr. oder 150 öS. Dr. Neinhaus Verlag, Konstanz.

Zahlreiche der Geschichte, Kunst und Wissenschaft gewidmete Beiträge haben auch im Jahre 1970 wieder die monatlich erscheinenden BODENSEE-HEFTE gebracht. Im Januarheft wurde dem Wirken zweier bedeutender Männer nachgespürt: des Barockbildhauers J. A. Feuchtmayer und des Wunderheilers Franz Anton Mesmer. Das Lebenswerk Cr. Claudius Dorniers und Felix Wankels, des in Lindau lebenden Erfinders des Wankelmotors, fand im Februarheft Beachtung. Dieselbe Ausgabe enthält einen Beitrag über das restaurierte Schloß Sonnenberg im Thurgau sowie einen interessanten Rückblick auf den Hexenprozeß von 1730 in Lindau. Auf den verstorbenen „Lyriker

der eckigen Grazie", Erich Heckel, geht das Märzheft, auf den vor 150 Jahren in Lindau geborenen Dichter Hermann Lingg das Aprilheft ein. In der letztgenannten Ausgabe werden außerdem Bürger- und Bauernhäuser im Bodenseeraum einer Untersuchung unterzogen. Besonders vielseitig mit etlichen Betrachtungen über die Landschaft im Herzen Europas gestern, heute und morgen ist das Maiheft, stellt es doch die anlässlich des 20jährigen Erscheinens herausgegebene Jubiläumsnummer der Bodensee-Hefte dar. Nicht weniger als drei lokale Jubiläen werden im Juniheft mit entsprechenden Rückblicken abgehandelt: 1200 Jahre Überlingen, 1200 Jahre Langenargen und 750 Jahre Pfullendorf. Auf zwei bedeutende Dichter und ihre Beziehungen zum Bodensee geht das Juliheft ein, es handelt sich um Honoré de Balzac und August Strindberg. Zwei weitere geschichtliche Beiträge im selben Heft sind Kaiserin Eugenie und dem 25jährigen Jubiläum der Bregenzer Festspiele gewidmet. Der geschichtlichen Bedeutung der Rose in den Klöstern der Reichenau und von St. Gallen spürt das Augustheft nach. Dieselbe Ausgabe bringt einen Aufsatz über den vor 200 Jahren geborenen Freiherrn Joseph von Laßberg. Die Ausgrabung des vor 1000 Jahren verlassenen Alemannendorfs Berslingen bei Schaffhausen, der 400. Geburtstag des Lindauer Predigers Alexius Neukomm und das 50jährige Bestehen der beiden Bodensee-Forschungsinstitute in Langenargen und Konstanz-Staad finden im Septemberheft ihren Niederschlag. Der Oktober bringt eine Würdigung Kaspar Mohrs, des fliegenden Paters von Schussenried, einen Aufsatz über Raketen und Satelliten vom Bodensee und ein Interview mit dem Präsidenten des seit 20 Jahren bestehenden Bodensee-Klubs. Kunstgeschichtlichen Themen vorbehalten ist weitgehend das Novemberheft mit einem Bericht von der abgeschlossenen Renovierung des Reichenauer Münsters sowie einer Schilderung Angelika Kauffmanns Bodensee-Aufenthalt 1759. Der Jahrgang 1970 schließt mit einer Untersuchung über die Leistungen der Bodensee-Klöster auf literarischem und pädagogischem Gebiet, einem Rückblick auf Kindheitstage von Buchdruck und Medizin sowie mit einem Auszug aus Maria Müller-Göglers historischem Roman über die Truchsessin von Waldburg, die Gattin des berühmten „Bauernjörg“.

Da die Bodensee-Hefte in jeder Nummer außer solchen geschichtlichen auch noch einer Reihe anderer Sachgebiete, beispielsweise der Touristik, gerecht werden müssen, viele Bilder, Interviews und Natur- bzw. Landschaftsbeschreibungen bringen und sich nicht zuletzt immer wieder mit aktuellen Problemen des Bodenseeraums auseinandersetzen, ist es verständlich, wenn die jeweiligen Themen in der Regel nur in Kürze abgehandelt werden. Immerhin ist damit doch für den einen oder anderen der Anreiz gegeben, sich mit den betreffenden Vorgängen einmal ein wenig näher zu befassen. Dieses Hinführen zum geschichtsbewußten Denken ist es, was man dem beliebten Monatsmagazin des Bodenseeraums in dieser schnelllebigen Zeit nicht hoch genug anrechnen kann.

e. p.

Marc Moser, *Das St. Galler Postwesen*, Band III und IV; Rheintaler Druckerei und Verlag AG Heerbrugg, 1967 und 1969; 169 und 168 S.

Im Jahresheft 77 (1959) unserer Schriften wurde S. 160f. auf die ersten beiden Bände dieser Postgeschichte hingewiesen. Es darf auch hier nochmals betont werden, daß es sich dabei nicht nur um eine Geschichte der Post als einer öffentlichen Institution handelt, sondern daß der Kreis viel weiter gezogen ist, denn der ganze durch Boten vermittelte Verkehr samt dem Inhalt der Korrespondenzen – soweit dieser bekannt ist – wird erfaßt. So ergibt sich ein oft recht buntes kulturhistorisches Bild, wobei man sich auch etwa an das Goethe-Wort erinnert fühlt: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.“ Immerhin ist es dem Verfasser vor allem darum zu tun, das Botenwesen als solches zu erfassen und gerade auch den Übergang zur eigentlichen öffentlichen Institution deutlich zu kennzeichnen. Verdienstlich ist auch, daß er Persönlichkeit und Bedeutung der beschäftigten Boten, soweit sich diese feststellen ließen, herausgearbeitet hat; sie waren oft eher Botschafter im höheren Sinn, und so ist denn aus der st. gallischen Politik der Zeit der Appenzeller Kriege ein Rudolf Spanhart nicht wegzudenken, aus derjenigen des Alten Zürichkrieges Konrad Utz und noch etwas später der getreue Küfferlin.

Der erste Band hatte der äbtischen Post gegolten; mit dem zweiten hatte die Geschichte des stadt-st. gallischen Botenwesens begonnen, die mit den vorliegenden beiden Bänden bis zu 1463 fortgesetzt wird. Es sind jeweils nur kleine Zeiträume von acht und sogar nur sechs Jahren, die in diesen zwei Bänden behandelt werden, was seine Nachteile hat, schon weil sich verschiedene Zeigebanden zu den ziemlich aufwendig gedruckten Bändchen wiederholen; auch ist die Quellenlage zum Teil ungünstig, doch kann der findige Verfasser die Lücken zum Teil schließen durch Auswertung der an den Städtischen Rat gerichteten Schreiben. Es sind recht bewegte Zeiten, aus denen diese Briefe stammen. 1454 ist St. Gallen ein Zugewandter Ort der Eidgenossenschaft geworden, hat aber auch bald die Bevormundung durch die neuen Verbündeten zu spüren bekommen, die 1455 verhinderten, daß sich die Stadt an der Herrschaft über das äbtische Untertanengebiet mitbeteiligte und damit den Anfang zu einer eigenen Landesherrschaft schuf. Viel unterwegs waren die st. gallischen „Stadtläufer“ zur Zeit des unter dem Namen „Plappartkrieg“ bekannten Konfliktes zwischen den Eidgenossen und der Stadt Konstanz, um zwischen den Streitenden zu vermitteln; sicher mit Recht bemerkt der Verfasser, daß daraus auf das Vertrauen geschlossen werden kann, das die Stadt in weitem Umkreis genoß, und auf die Leistungsfähigkeit ihres Botendienstes. In diesem waren damals nicht weniger als 12 Männer tätig – später waren es sogar 18 –, wobei es interessant ist, daß der den einzelnen zugewiesene Rayon nicht sowohl durch geographische als durch sachliche Gesichtspunkte bestimmt war, was eben auch zeigt, daß sie mehr waren als Briefträger. – So bietet sich denn immer wieder Gelegenheit für den Verfasser, um Streiflichter auf die mannigfachsten Zeitverhältnisse im öffentlichen und privaten Leben fallen zu lassen. Es wirkt für uns heute, im Zeitalter des Mangels an Arbeitskräften, wie eine unverantwortliche Verschwendung an solchen, wenn wir hören, daß ein kaiserlicher Bote mit einem keineswegs hochpolitischen Schreiben eigens von Wien nach St. Gallen unterwegs ist, oder daß zwei St. Galler Frauen, die offenbar als Lehrerinnen tätig waren (eines von den kleinen Fündlein, die der Verfasser öfters so nebenbei macht), einen Mann mit einem Brief ins ferne Burgund schicken wegen Vermögensangelegenheiten.

Daß die Politik der Stadt so oft durchkreuzt wurde, ist weitgehend ihrem Gegenspieler, dem überaus tüchtigen Abt Ulrich Rösch, zuzuschreiben. In einem Brief an den Abt Ulrich von Wiblingen, den Visitator der benediktinischen Klöster in der Diözese Konstanz, weist er 1462 mit Stolz auf den neuen Aufschwung der Abtei hin. Es gelang ihm auch, die päpstliche Diplomatie für seine Ziele in Anspruch zu nehmen, und so führt denn auch hier die Geschichte des Briefverkehrs in die Weite der allgemeineren historischen Zusammenhänge.

Kritisch wäre da oder dort wohl etwas anzumerken (was soll z. B. das doppelte Bild des barocken Klosters Wiblingen?), doch darf die Besprechung enden mit der wohlverdienten Anerkennung für die förderliche Arbeit. Der Verfasser arbeitet unverdrossen weiter an der Fortsetzung des Werkes. Wenn dabei, wie er in Aussicht stellt, die Darstellung den größeren Verhältnissen entsprechend großzügiger wird, dann wird sich das bestimmt vorteilhaft auswirken. Emil Luginbühl

Eberhard Tiefenthaler, Die rätoromanischen Flurnamen der Gemeinden Frastanz und Nenzing (Romanica Aenipontana IV), Innsbruck, Institut für Romanische Philologie der Leopold-Franzens-Universität, 1968; VIII und 283 Seiten, 2 Karten.

Die vorarlbergische Landeskunde und die Ortsnamenforschung sind durch dieses aus einer Innsbrucker Dissertation erwachsene Buch um einen bedeutsamen Beitrag bereichert worden. Schon der stattliche Umfang der Arbeit, die doch „nur“ den römischen Flurnamen zweier Gemeinden gewidmet ist, zeigt, daß sich der Verfasser seine Aufgabe nicht leicht gemacht hat; noch mehr aber wird das erwiesen durch die überaus sorgfältige, vorsichtige und umsichtige Art der Durchführung. Es dürfte schwer sein, noch Wünsche anzubringen, so sehr ist allen Forderungen, die man an eine solche Untersuchung stellen kann, Rechnung getragen. Jeder einzelne Flurname wird gründlich vorgenommen, doch dazu tritt noch eine Reihe von zusammenfassenden Betracht-

tungen der sprachlichen Erscheinungen und der für die Siedlungsgeschichte resultierenden Ergebnisse.

Wir müssen uns hier mit einem summarischen Überblick über den Inhalt begnügen. Einleitend wird eine Übersicht über Siedlungsgeschichte geboten, die durch die Ergebnisse der Einzeluntersuchungen dann noch differenzierter gestaltet wird. Noch für das 9. Jahrhundert ist keine stärkere alemannische Besiedelung des Walgaus festzustellen; die Verhältnisse ändern sich dann vor allem seit der Gründung von Feldkirch (um 1200). Von besonderer Bedeutung ist dann die Einwanderung der Walser (nach 1300). Methodisch bedeutsam sind die Bemerkungen über die Urkunden, also die wichtigsten Quellen für die Namenforschung, und die Entwicklung des Urkundenwesens. – Im Mittelpunkt der Arbeit steht natürlich die Untersuchung über die einzelnen Flurnamen, die sich oft zu kleinen Abhandlungen ausweitet. Wohltuend wirkt die übersichtliche Anordnung. Bei der Deutung der einzelnen Namen geht Tiefenthaler vorsichtig zu Werke. Als Muster dafür mag etwa die Behandlung von „Gampelün“ (S. 125) dienen; obwohl dessen Etymologie ohne weiteres klar ist, hebt der Verfasser hervor, daß das Wort, was die lautliche Entwicklung des Suffixes betrifft, als einer der schwierigsten Namen zu bezeichnen ist. Daß es Tiefenthaler andererseits an der für einen Ortsnamenforscher unerläßlichen, methodisch gezügelten Phantasie und Kombinationsgabe nicht fehlt, zeigt gleich schon der folgende Flurname Gamperdona, das einleuchtend auf „campa rotunda“ zurückgeführt wird. Wie mit Hilfe der Urkunden und zugleich der Kombination des Forschers Erklärungen möglich werden, zeigt z. B. das seltsame „Letzegast“, nach dem Verfasser „einer der interessantesten Flurnamen des behandelten Gebietes“, wo Urkunden als ersten Teil den Namen der Gemeinde, also Nennung, erweisen, während der zweite das im Rätischen verbreitete Ligurersuffix -ascu enthalten dürfte. Sonst ist allerdings Vorrömisches selten anzutreffen – eine Ausnahme macht gerade der Name von Frastanz.

Daß sich der Verfasser mit der einschlägigen Literatur gründlich auseinandersetzt, versteht sich. Von besonderer Bedeutung war für ihn die (in der gleichen Serie der Romanica Aenipontana erschienene) Arbeit von Guntram Plangg über die rätoromanischen Flurnamen des Brandnertales, vor allem aber der großartige 2. Band des Rätischen Namenbuches von Andrea Schorta (1964), das ihm sehr oft als Stütze dient. Interessant sind übrigens neben den zahllosen Entsprechungen zwischen beiden Gebieten auch einzelne Abweichungen. So erscheint in Südvoralberg sehr oft „Frescha“ als Bezeichnung für steile, grasige, hochgelegene Bergfluren, während aus Graubünden ein einzelner Beleg vorliegt – und dieser aus dem benachbarten Seewis!

Nicht am wenigsten interessant sind die zusammenfassenden Ausführungen über die Mittel der Namenbildung und die Suffixe, die deutschen Namen in ihrem Verhältnis zu den romanischen usw. Die für die Siedlungsgeschichte bedeutsamsten Ergebnisse sind enthalten in dem Abschnitt „Benennung in Raum und Zeit“: Die Rätoromanen flohen vor den eindringenden Alemannen in die Höhen; mit der Einwanderung der Walser ändert sich das Bild: diese setzten sich zuerst auf den hochgelegenen Terrassen fest und bildeten dort, dank der intensiveren Bodenbewirtschaftung, kleinflächige Flurnamen, dann drängten sie auch talwärts, wo die rätoromanischen Namen z. T. bis heute das weitmaschigere Namengitter bestimmen.

Dr. Eberhard Tiefenthaler hat sich mit diesem Buche, vom sprachlichen Ansatzpunkte ausgehend, in glücklicher Weise in die voralbergische Landesforschung eingeschaltet, für die sein Vater, unser verehrter ehemaliger Präsident, so viel getan hat.

Emil Luginbühl

Peter F. Barton, Ignatius Aurelius Feßler, Vom Barockkatholizismus zur Erweckungsbewegung, Wien-Köln-Graz, Hermann Böhlau Nachf., 1969, 634 S.

Ignatius Aurelius Feßler wurde nicht im Bodenseegebiet geboren, wie es bisweilen noch zu lesen war, sondern im Burgenland, wo er zweisprachig, nämlich deutsch und ungarisch redend, aufwuchs. Als dritte Sprache, die das Bindeglied im Vielvölkerstaat der habsburgischen Monarchie bildete, kam Latein hinzu. Der Junge wuchs als Jesui-

tenschüler heran, wurde Kapuziner, Professor in Lemberg, Logenmitglied, trat zum lutherischen Bekenntnis über, ging zwei Ehen ein, lebte in Schlesien und Berlin, erhielt eine Professur in St. Petersburg und starb als Bischof von Saratov, wo er sich in der Betreuung der Volksdeutschen an der Wolga hervorgetan hatte. Feßler machte alle geistigen Strömungen seiner Zeit mit, stellte sich dabei – und das war das Erstaunliche – jeweils führend an die Spitze. Überdies erwarb er sich einen Namen als Exeget, Literat und Historiker, besonders mit der Geschichte Ungarns.

Mit dem Bodenseeraum stand er in Beziehung, da sein Vater Johann Georg Feßler, im Gebiet Weingartens geboren wurde. Als abenteuerlustiger Mann hatte er sich von den Österreichern anwerben lassen und als Wachtmeister 1737–1739 gegen die Türken gefochten. Nach Beendigung der Kämpfe war er im Burgenland „hängengeblieben“. In Zurndorf betrieb er nun einen Gasthof.

Sein Sohn wurde u. a. durch einen Priester der Diözese Konstanz, Melchior Blarer, welcher in Wien wie Feßler im Kreis Molinaris verkehrte, für jansenistische Ideen gewonnen, die von den Niederlanden, besonders durch Swieten in der Kaiserstadt an der Donau Eingang gefunden hatten. Blarer fiel in der Folge in die Ungnade Kaiser Josephs II. Auf Urangen Kardinal Migazzis wurde er dem Bischof von Konstanz, Maximilian Freiherrn von Rodt, ausgeliefert. Die vor dessen Gericht vorgenommene Untersuchung fand Blarer keines Verbrechens schuldig. Doch der kaiserliche Arm erwies sich stärker. Blarer mußte im bischöflichen Gefängnis mit der Gesellschaft eines Wahnsinnigen, Fälschmünzers und Mordbrenners vorliebnehmen. Die Kosten für Verpflegung sollte seine Vaterstadt übernehmen. Barton nennt aber nicht deren Namen und auch nicht die Linie der Blarer. Die Stadt weigerte sich aber, ja die Mitbürger verlangten die Freilassung, was auch dann geschah. Aber gerade dieser Vorteil mit Blarer ließ Feßler von Joseph II., der den Kapuziner persönlich kannte und ihm sehr zugetan war, von jenem abrücken.

Indirekt mußten Bodenseeklöster teilweise den Einfluß Feßlers spüren, denn er drang mit anderen viel vermögenden Personen um den Kreis des Reformkaisers darauf, daß dieser alle Ordensklöster zum Studium auf eine Universität schickte. Sie sollten nicht mehr im eigenen Kloster oder in einem Ordenshaus studieren dürfen.

Für die gesamte Geistigkeit des Barocks und besonders der Aufklärungszeit ist das Werk Bartons für religiöse Institutionen hierzulande von Bedeutung. Manches, besonders die Reformpläne Wessenbergs, lassen sich aus dem bei Barton Gebotenen besser verstehen.

Gebhard Spahr OSB.

Ernst Nägeli, Ostschweizer Reben – Ostschweizer Wein, Zeichnungen von Hanny Fries, Verlag Huber, Frauenfeld und Stuttgart, 1966, 120 S. und 49 S. Rebland im Bild.

Das interessant und gefällig geschriebene Buch beinhaltet mehr als sein Titel besagt. In angenehmer Form wird an Hand von Statistiken auf Gegenwart und Vergangenheit des Weinbaus eingegangen. So wurden im Kanton Thurgau 1964 770 000 Liter geerntet, was aber im Vergleich zu früher sich wie ein Glas zu einem Doppelliter ausnimmt.

Trauben und Weinsorten kommen zur Sprache, vor allem Blauburgunder und Riesling-Sylvaner, der ja auf einen berühmten Thurgauer, Hermann Müller aus Tägerwilen, zurückgeht, welcher in Geisenheim und Wädenswil erfolgreich diese Traubenkreuzung zu züchten vermochte, die auf dem deutschen Bodenseeufer in den dreißiger Jahren zu Kirchberg Eingang gefunden hat und weite Teile des Weinbaus am Bodensee zu erobern vermochte.

Die Arbeit Nägelis vermittelt ein viel differenzierteres Bild von der Rebbepflanzung südlich des Bodensees als von seiner Nordseite. So setzt sich z. B. die 22 ha große Rebfläche von Fläsch aus 650 Stücken und Stücklein zusammen, und rund 100 Rebbetriebe sind vorhanden bei einer Bevölkerung von etwas über 300 Seelen. In Maienfeld teilen sich 200 Besitzer in 60 ha, und ein Viertel der Weinbauern keltert selbst. In Jenins, und überhaupt im Rheintal, betreiben Leute aus allen Bevölkerungsschichten den Rebbau, darunter befinden sich viele Frauen, die aus Nebenerwerb oder aus Freude in ihrer Freizeit sich damit beschäftigen. Weinhändler wie Industrielle tun sich darauf etwas

zugute, Eigengewächs zu erzeugen, es käuflich abzusetzen oder den Gästen vorzusetzen. Berühmte Weintrinker seines Gebietes läßt Nägeli Revue passieren, so z. B. Eduard Mörike und Kaiser Wilhelm II. Kunstvolle Fässer und Trinkgefäße werden gezeigt oder auf sie hingewiesen.

Auf Höhenlage, Klima, Bodenbeschaffenheit, Weinbereitung, Rebschulen und Winzergenossenschaften geht der Verfasser ein.

Darüber hinaus kommen nett Kunst – Kultur – Kriegsgeschichte, Geographie wie industrielle Verhältnisse zur Sprache.

Die Propaganda-Kommission für Ostschweizer Wein hat mit diesem Werk einen guten Zug getan.

Gebhard Spahr OSB.

Albrecht Miller, Allgäuer Bildschnitzer der Spätgotik, Kempten, Verlag für Heimatpflege, 1969, 164 S., Band 74 der Reihe Allgäuer Heimatbücher, herausgegeben von Dr. Dr. Alfred Weitnauer.

Das Allgäu ging zu Merians Zeiten und auch noch am Ende des 18. Jahrhunderts nach zeitgenössischer Geschichts- und Geographieauffassung bis zur Schussen, so daß Ravensburg und Weingarten, Stadt und Kloster im Allgäu gelegen genannt wurden.

Wenn dies auch heute nicht mehr der Fall ist, so zeigt die vornehm ausgestattete und reich bebilderte Publikation, daß sie ebenso wertvoll ist für das Bodenseegebiet, werden doch von diesen Allgäuer Bildschnitzern zahlreiche an Orten des Bodenseeraums befindliche Werke aufgeführt, z. B. von den Meistern des Rankweiler Gnadenbildes in Rankweil und Eriskirch – diese Mutter-Gottes-Statue ist derzeit als Leihgabe in St. Kolumban in Friedrichshafen – des Rohrdorfer Ölbergs in Altshausen, des Sulzberger Altars in der dortigen Pfarrkirche und von Jakob Maurus u. a. im Vorarlberger Landesmuseum in Bregenz. Die Arbeit Millers ist aus einer Dissertation entstanden mit dem Titel „Studien zur Allgäuer Plastik der Spätgotik 1450–1530“ unter Univ.-Prof. Dr. Norbert Lieb in München. Sie gibt zunächst einen Überblick über die Allgäuer Plastik am Ende des 15. Jahrhunderts, behandelt die Westallgäuer Plastik, Tonbildwerke, die Kemptener Plastik und Bildhauer. Bedeutsam ist der Werkkatalog mit seinen Literaturangaben, derzeitigem Zustand, Fassung, Restaurierung und Vergleichshinweisen auf ähnliche Werke. Der Verfasser kommt z. T. aus stilkritischen Erwägungen heraus zu anderen Urteilen als seine Vorgänger.

Gebhard Spahr OSB.

Claus Zoege von Manteuffel, Die Bildhauerfamilie Zürn 1606–1666, Band 1 mit einem Beitrag von Peter von Bomhard, Band 2 Bildtafeln, Weißenhorn, Anton H. Konrad Verlag 1969, 317 und 518 Seiten.

Das vorliegende Werk entstand aus der seit 1960 erfolgten Bearbeitung zweier Figuren, welche die Skulpturenabteilung der Staatlichen Museen (Preußischer Kulturbesitz) in Berlin-Dahlem 1958 in Amerika erstanden hatte. Daraus entwickelte sich die im Dezember 1960 für die Philosophische Fakultät der Technischen Universität Berlin abgeschlossene Habilitationsschrift des Verfassers, welche von besonderer Bedeutung für das gesamte nähere und weitere Bodenseegebiet ist, da Zürn-Plastiken noch zahlreich erhalten sind in Kirchen und Kapellen, Museen und Privatbesitz, es sei nur hingewiesen auf Werke in Überlingen, Appenzell, Waldsee, Wangen, Kißlegg, Pfullendorf, Heiligenberg, St. Katharinental, Engen, Buchhorn (Friedrichshafen), Konstanz, Kreuzlingen, Langenargen, Owingen, Brochenzell, Bermatingen, Meersburg, Riedetsweiler, Sipplingen, Reichenau und Wilhelmskirch u. a.

An der Publikation Manteuffels ist vor allem dessen Methode rühmend hervorzuheben. Ein umfangreiches archivalisches Urkundenmaterial, das teilweise im Anhang wörtlich wiedergegeben wird, Signierung einzelner Werke, Stilvergleich und Stilkritik suchen die Schöpfer der Plastiken zu eruieren.

Dabei ist der Verfasser bei Zuweisung einzelner Werke zurückhaltend, verständlich, weil bisweilen endgültige Beweise mangeln, das gilt z. B. für die Signierung, wenn M. Z. sowohl Michael wie Martin Zürn bedeuten kann, oder das Urkundenmaterial nur lückenweise überliefert ist. Auch die ausführlichen Anmerkungen zeigen die Verwickeltheit der Probleme, und trotz aller Stilkritik bleiben manchmal nur Zuschreibungen möglich. Es gilt daher mit Recht, was jüngst Alfons Kaspar schrieb in seinem Beitrag „Über die Waldseer Bildhauer-Werkstätten der Zürn, Bendel, Grassender und Reusch“, in: Heilige Kunst, Mitgliedsgabe des Kunstvereins der Diözese Rottenburg 1968–1969, herausgegeben von Erich Endrich, Stuttgart, Schwabenverlag, S. 16: „Trotz wachsender Erkenntnisse wird aber die Sondierung der Hände, besonders bei der Waldseer Zürn-Werkstätte des Hans Zürn d. Ä. mit seinen Söhnen, auch nach einer gründlichen Stilanalyse, weiter schwierig bleiben.“

Doch vermag v. Manteuffel auf Stil und Werk von Hans Zürn d. Ä. und seiner sechs Söhne Jörg, Hans d. J., Michael, David und Hans Jakob wie auch auf gemeinsame Arbeiten mehrerer Mitglieder der Familie Zürn und auf Werke aus der Werkstatt und den Umkreis der Zürn mehr einzugehen denn bisher. Dies geben die ausgedehnten Untersuchungen, Bildtafeln wie Werkkataloge kund.

Der Verfasser kommt dabei zum Schluß, daß die Zürn einen wichtigen Anteil am kontinuierlichen Hauptstrom der deutschen Kunstgeschichte besitzen, daß ihre Basis die posthume Gotik Hans Zürn des Alten und seiner oberschwäbischen Zeitgenossen war. Jörg Zürns Tat war es, die Figuren zum Leben zu bringen durch bewußt akzentuierte Bewegung der Glieder, vor allem der Hände und den Gesichtern Ausdruck zu geben und diese Figuren in den Raum zu stellen. Martin Zürn gestaltete die Figur architektonisch, indem er sie selbst zu einer Art Bauwerk machte. „An Stelle des individuellen Ausdrucks und der Gebäudesprache trat bei ihm die abstrakte Ausdruckskunst der reinen Formen sowohl in den Gewändern und Geräten als auch im ornamentalen Stil der Muskeln und Gesichter in Erscheinung. Er schuf wesentliche Grundlagen für die Plastik als Komponente des architektonischen Gesamtkunstwerkes im 18. Jahrhundert. Michael und Hans den J. beschäftigte mehr die individuelle Verlebendigung, die im Relief blieb. Innerhalb dieser Bindungen gelangten sie zu größeren Freiheiten als Martin und zu größerer Lockerheit als Jörg.“ Die Abhandlung v. Manteuffels bietet stellenweise sehr interessante Szenen, wenn z. B. die Zürn im Zeitalter des Grobianismus sich in hartem Konkurrenzkampf gegen vermeintliche oder tatsächliche Gegner mit nicht gerade zimperlichen Worten Luft machen.

Dem Verlag ist ob der gediegenen Aufmachung ebenfalls hohes Lob zu spenden. Die Publikation dürfte nicht bloß Kunsthistoriker und Bibliotheken, sondern überhaupt den künstlerisch aufgeschlossenen und für Heimatgeschichte und Genealogie interessierten Leser ansprechen. (Dabei können vielleicht noch Urkunden aus dem Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Bestand Kloster Langnau/Tettngang von Wichtigkeit sein.) Zudem eignet sich das Werk nicht zuletzt wegen des umfassenden Bildmaterials für Forschungszwecke im weiteren Sinn. Auch als stattliche Geschenkbände von bleibendem Wert ist die Arbeit v. Manteuffels zu empfehlen.

Gebhard Spahr OSB

Alfred Weitnauer, Allgäuer Chronik, Daten und Ereignisse I, Von Anbeginn bis zum Jahre 1500, mit Originalgrafiken von Heinz Schubert, Kempten/Allgäu, Verlag für Heimatpflege, 1969, 323 Seiten.

Das vornehm aufgemachte Werk basiert auf Franz Ludwig Baumanns „Geschichte des Allgäus von den ältesten Zeiten bis zum Beginne des neunzehnten Jahrhunderts“, Kempten, Kösel, 1881 ff., Hugo Steigers „Geschichte der Stadt Augsburg“, Friedrich Zoepfls „Geschichte von Bayerisch-Schwaben“ und aus einer Auswahl der 9932 Nummern zählenden neueren Allgäuer Literatur, einer Sammlung, die Oberbürgermeister Dr. Otto Merk von Kempten (1877–1951) anlegen ließ, dabei wurden besonders die Zeitschriften „Der Allgäuer Geschichtsfreund“, „Das schöne Allgäu“, „Deutsche Gaue“ und „Bayerische Vorgeschichtsblätter“ berücksichtigt.

Die Hereinnahme von Otto Fegers dreibändiger Geschichte des Bodenseeraums

beweist, daß die Publikation des weit über sein Heimatland bekannten Verfassers und ehemaligen Heimatpflegers von Bayerisch-Schwaben für das ganze nähere und weitere Bodenseegebiet von Bedeutung ist. Das zeigt auch das Register, das an sich nur Allgäuorte aufweist mit den Titeln Bodensee (43 Stellen), Rätien, Ravensburg und Lindau u. a.

Dem Verfasser kam es nicht bloß darauf an, nach Ansicht von Dr. Merkt einen ewigen Terminkalender zu schaffen, damit die Bürgermeister des Allgäu u. a. wüßten, wann wieder ein Jubiläum fällig wäre, sondern es sollte damit über den eigenen Kirchturm hinweg geblickt werden, wenn nämlich bei Erwähnung einzelner Jahre auch Begebenheiten der Welt-, Kirchen- und Reichsgeschichte geboten wurden. Diese ließ der Verfasser in Kursivschrift drucken, während das auf das Allgäu Bezügliche in Grundschrift geboten wurde.

Der Text findet immer wieder eine Auflockerung, Ergänzung und Illustration durch die teils originellen Zinkätzungen, Farbzeichnungen, Stiche und Holzschnitte, z. B. von Füßen, Wangen, Leutkirch, Kempten, Kaufbeuren und Memmingen.

Die Publikation bildet eine wertvolle Fundgrube für Stadt- und Stifts-, Kriegs- und Kultur-, Kloster- und Kunstgeschichte. Die kleinen Abschnitte mit den interessanten Berichten aus den einzelnen Jahren lassen den Leser gern zu diesem Band greifen ob der Kurzweil, mit der die Ereignisse dargeboten werden. Den Heimatgeschichtler dürfte diese Veröffentlichung besonders ansprechen, die sich auch als stattlicher Geschenkband eignet.

Gebhard Spahr OSB

Otto Mallaun, *Bodensee-Handbuch*, neu bearbeitet von Theo R. Lindner, 8. Aufl., 1970. Rosgarten-Verlag Friedrich & Co. KG., Konstanz; Herstellung: Buchdruckerei Friedr. Stadler, Konstanz; 192 S., zahlr. Diagramme, Pläne und Tabellen.

Über den „Mallaun“ zu schreiben, heißt beinahe: Wasser in den Bodensee schütten, denn dieses Buch erscheint bereits seit 1912 in immer schnellerer Folge, ein Zeichen für seine – wie ich gleich vorwegnehmen will, wohlfundierte – Beliebtheit. Nachstehende Besprechung braucht sich daher bloß auf drei Gesichtspunkte zu erstrecken: 1. Was bietet das Buch überhaupt (nur für bisherige Nichtkenner)? 2. Was hat sich gegenüber der letzten Auflage wesentliches verändert? 3. Worin berührt es sich mit den Zielen unseres Vereins?

Frage 1 ist mit „fast alles“ zu beantworten. Die Einschränkung „fast“ leitet schon hinüber zur Frage 2, wobei mir zu Vergleichszwecken leider nicht die Auflage 1968, sondern die von 1965 zur Verfügung steht. Sie gehört zu den vier von Baudirektor Fritz Dauner bearbeiteten und dürfte sich in dem kurzen Zeitraum kaum gewandelt haben; eine Ausnahme mögen hier die Listen der im Zusammenhang mit ihren Heimathäfen genannten Fahrgastsschiffe machen, denn die In- und Außerdienststellungen waren verhältnismäßig zahlreich, am augenfälligsten das Verschwinden der letzten Dampfer. So bilden diese scheinbar nüchternen Aufzählungen eine fortgeschriebene Chronik der öffentlichen Bodensee-Schiffahrt, wobei selbst die neueste Auflage der „Ahnen“ derselben, nämlich den Lädinen und Lauen, noch einen Platz einräumt.

Als wichtigste Veränderung am Buch als solchem ist zu registrieren, daß die Bearbeitung der 8. Auflage in andere Hände übergegangen ist, denn Dipl.-Ing. Dauner weilt seit 1969 nicht mehr unter uns. So hilfsbereit, wie er sich mir gegenüber als Fach- und zeitweiliger Amtskollege stets erwiesen hat, war er auch als Sportsmann. Seinen Kameraden auf dem See und vor allem ihm selbst wäre es zu gönnen gewesen, wenn er den wohlverdienten Ruhestand nach der aufreibenden Tätigkeit als Leiter des Konstanzer Tiefbauamtes hätte länger genießen können – doch „es hat nicht sollen sein“. Dauner ist – leider mit entstellender Sonnenbrille – neben Mallaun in der 8. Auflage abgebildet.

Deren Vorwort spricht von einer Straffung des Textes, das stimmt. So ist die über 6 Seiten lange Flaggenafel der Wassersportvereine – auch ein Stück Kulturgeschichte des Bodensees! – weggefallen. Und wenn man sich beispielsweise über die Größe der Einzugsgebiete seiner wichtigsten Zuflüsse orientieren will, muß man gleichfalls auf

frühere Auflagen zurückgreifen. Für künftige wünscht man sich, daß endlich die Entstehung der „Warnfarbe“, d. h. der Umschwung des Seespiegels von Blau oder Bleigrau nach Grün bei aufkommendem Sturm ein- für allemal hieb- und stichfest erklärt wird. Das Kapitel über die Reinhaltung des Sees ist nunmehr vorgezogen und klingt in einen dringenden Mahnruf an die Motorschiffer aus. Denn leider sind die echten Ölflecke eine wahre Pest für den Trinkwasserspeicher Bodensee im Gegensatz zu den schon früher scherzhaft so (oder „Windlöcher“) genannten glatten Stellen inmitten einer sonst bewegten Oberfläche (aus dem Abschnitt „Wetterkunde“). Darin hat die ganzseitige Windstärkentabelle eine erhebliche Bereicherung erfahren. Das Kapitel „Sturmwarndienst“ ist jetzt unmittelbar angeschlossen, während es früher dem „Signalwesen“ zugeordnet war.

Das „Biologische“, jetzt „Naturkunde“, hat sich am wenigsten verändert, was u. a. aus der Beibehaltung der Schreibweise „Möve“ und – hoffentlich letztmals! – „Eris kirchener (statt Eris kircher) Ried“ ersichtlich ist. Wie mir unser Vorstandsmitglied, Prof. Dr. Kiefer, fernmündlich bestätigte, hat sich der Vogelbestand erfreulicherweise kaum verringert. Daß die Schwäne und Bläßhühner beim Überwintern weitgehend auf die Hilfe des Menschen angewiesen sind, hätte nicht unerwähnt bleiben sollen. Keinesfalls aber kann die nächste Auflage an der Erscheinung vorbeigehen, die schon jetzt der Wasserversorgung aus dem See gewisse Schwierigkeiten macht und in Kürze auch für die Schifffahrt ein ernstes Problem darstellen wird: Es ist die unlängst in den Bodensee eingeschleppte Wander- oder Dreikantmuschel (*Dreissena polymorpha*), die sich rasend vermehrt und alle Gegenstände in geringerer Tiefe zu überziehen trachtet. Die Erforschung ihrer Lebensbedingungen und der Möglichkeiten ihrer Eindämmung ist in vollem Gange.

Im Abschnitt „Wirtschaft“ fällt das Kapitel über den Ausbau des Hochrheines durch seinen völlig neuen Wortlaut auf. Daß in der jüngsten Auflage die Wasserschutzpolizei und der Seenot-Rettungsdienst ebenfalls hier „aufkreuzen“, muß der Rezensent ausdrücklich mißbilligen, denn da sucht sie doch wirklich niemand! M. E. ist ihr Platz am Anfang des nächsten, mit „Verkehrsordnung“ überschriebenen, Abschnittes. Wir können diesen füglich übergehen, denn wir wollen ja kein Schifferpatent erwerben. Oder doch? Dann müssen wir allerdings die im „Mallaun“ mit (P) bezeichneten Stellen – ein Novum, das Redakteur Lindner zu danken ist – besonders studieren: Sie bereiten auf die Prüfung vor. Auch wären in solchem Falle die Abschnitte „Karten, Pläne und Entfernungen“ sowie „Winke für den Seefahrer“ zu memorieren.

Weniger „trocken“ – wenn dieses Paradoxon hier gebraucht werden darf – ist schon der 100 Seiten umfassende „Streckenführer“, für den Wasserwanderer durch die mit größter Gewissenhaftigkeit ausgearbeiteten Hafенpläne und -beschreibungen, für den Heimatfreund durch die Charakterisierung der Uferorte, der man bescheinigen kann: Kürzer geht's nimmer! Und doch ist darin meist alles Wesentliche enthalten. Gleichwohl ein paar Bemerkungen hierzu: Soll bei Konstanz die Universität ewig verschwiegen werden? Die Bauweise der Rorschacher Hauptstraße als Zeugin des regen Verkehrs zu beschwören, erscheint mir allzu gezwungen-wörtlich. Gewiß blicken die alten Erker noch heute auf ihn herab; aber würde nicht folgende Fassung mehr aussagen: „Die belebte Hauptstraße mit ihrer anmutigen, immer wieder durch reich verzierte Erker gegliederten, Architektur endet im W nahe dem barocken Kornhaus, dem Sinnbild jahrhundertelanger Handelsbeziehungen“? Bregenz ist schon lange kein „Städtchen“ mehr, auch sind nicht alle seine Gassen breit (und stets sauber); der Martinsturm wäre, auch als Orientierungspunkt, erwähnenswert. In Friedrichshafen fallen als solche das Kurgartenhotel und einer der beiden Schornsteine der Eisenbahnwerkstätte „flach“. Die jüngste Entwicklung bedingt auch, daß man bei Manzell-Fischbach „... Fa. MAN-Maybach-Mercedes ...“ schreiben sollte. Zwischen diesem Doppelort und Helmsdorf sind die aus den Ruinen des „Seewerks“ neu entstandenen Bauten der Firma Dornier erwähnenswert. Bei Meersburg erscheint mir der Zusatz angebracht: „Fürstehäusle“ mit Erinnerungen an die Dichterin Annette v. Droste-Hülshoff. Izang könnte als Geburtsort eines der zu seiner Zeit berühmtesten Ärzte, Franz Anton Mesmer (1734–1815), herausgestellt werden, die Mettnau als Sitz der aus Rossitten in Ostpreußen hierher übersiedelten Vogelwarte, Allensbach als der des weltbekannten Demoskopischen Instituts. Schließlich empfehle ich, bei der „Rundfahrt um die

Insel" (Reichenau) zu erwähnen, daß die Basilika Oberzell (romanische Fresken) St. Georg, die zweitürmige Kirche von Niederzell (Rokoko-Ausstattung) St. Peter geweiht ist.

Schließlich zu Frage 3: Wir freuen uns über die Erwähnung unseres Vereins, wenn gleich sie beinahe am Schlusse des Abschnitts „Wirtschaft“ steht; wir wünschen uns die Ergänzung der Überschrift durch „(gegr. 1868)“, ferner statt deren teilweiser Wiederholung im Text dessen Fassung: „... und seiner Randgebiete in Baden-Württemberg, Bayern, Österreich, Liechtenstein und der Schweiz.“

Daß das Rorschacher Kornhaus bereits im Vorwort erscheint, ist nicht zu beanstanden, hingegen die Vorwegnahme der Deutung des Seenamens. Neben Überlingen als romantischer schwäbischer Reichsstadt steht mindestens gleichwertig Lindau. Bei Friedrichshafen sollte der Satz angeschlossen werden: „Die Stadtsilhouette wird aber heute durch Hochhäuser mitbestimmt, deren Bewohner großenteils in der seit der totalen Zerstörung von 1944/45 wieder erstarkten Industrie tätig sind.“

Alexander Allwang

1200 Jahre Langenargen/Bodensee – Festschrift, 1970. Herausgeber: Gemeinde Langenargen; verantwortlich für den Inhalt: Eduard Hindelang; Herstellung: Druck + Verlag Lorenz Senn, Tett nang; 122 S., zahlr. Abb.

Wenn ich zu Beginn meiner Besprechung des Tett nanger Heimatbuches in diesem Heft angedeutet habe, Friedrichshafen lasse sich in bezug auf ein eigenes von kleineren Gemeinden überrunden, so ist als deren ihm räumlich nächstliegende Langenargen zu nennen. Diese Bodenseestadt hat die 1200-Jahr-Feier ihrer erstmaligen urkundlichen Erwähnung zum Anlaß genommen, es [ihr Heimatbuch] in das Gewand einer Festschrift zu kleiden, das ihm recht gut steht: Eine derartige Gelegenheit ist vor allem fast immer ein Anreiz zu guter Ausstattung.

Um zunächst bei diesem Stichwort zu bleiben: Es wird einerseits nicht viele Orte dieser Größe geben, die in alten Zeiten so oft dargestellt wurden, andererseits kaum eine Veröffentlichung, in der jene alten Ansichten in solcher Vollständigkeit wiedergegeben sind; man hat eine wohl lückenlose Serie von Veduten – die sich allerdings teilweise auf die Burg im See beschränken – zwischen etwa 1580 und der Seegrörne von 1963 vor sich; einige davon nehmen sogar je zwei Seiten ein, und das mit Recht! Man mag lediglich bedauern, daß nicht eine davon bunt wiedergegeben ist, wird in dieser Beziehung aber reichlich entschädigt durch die gut gewählten farbigen Ausschnitte aus den Werken der in Langenargen beheimateten Barockmaler Franz Anton Maulbertsch und Andreas Brugger.

Über beide wird in der Festschrift aus berufener Feder berichtet: Maulbertsch ist von Dr. Klara Garas, Museumsdirektorin in Budapest, gewürdigt, die sich u. a. mit der von P. Gebhard Spahr in unserem 81. Vereinsheft besprochenen Großbiographie des Meisters einen europäischen Namen gemacht hat. Dieses Buch erwähnt auch der Münchner Kunsthistoriker Dr. Herbert Schindler in seinem den vorgenannten mehr als nur ergänzenden Artikel. Eigenartigerweise stehen mitten im Text Geburts- und Sterbejahr „(1724–1796)“, geht doch der Verfasser sonst mit größter Akribie auf alle Lebensumstände von Maulbertsch – soweit sie bekannt sind – ein; auch die Schicksale seiner Bilder sind bis zu deren teilweise bitterem Ende verfolgt: Man denke nur an Dresden! Brugger behandelt Prof. Dr. Dr. Gottlieb Merkle, Tübingen und Schleinsee, in einer anschließenden Betrachtung, die auf gleich hoher Stufe steht wie die vorgenannte. Sie hat ihr Ziel, Brugger aus dem Schatten von Maulbertsch herauszulösen, voll und ganz erreicht und darf als schlechthin grundlegend bezeichnet werden. Es lohnt sich, mit der Festschrift in der Hand den zum Glück noch zahlreich erhaltenen „Spuren“ des Malers nachzugehen!

Wie ich in meiner Besprechung des Tett nanger Heimatbuches ausführe, ist dies leider in Gatt nau nicht mehr möglich. Mir ist nicht einmal bekannt, ob vom Aussehen der dortigen Kirche um die Jahrhundertwende oder gar von ihrem Inneren noch Fotos existieren, ganz zu schweigen vom Karton des Bruggerschen Decken-

gemäldes. Was mag es wohl dargestellt haben? Vielleicht ruht die Farbskizze schon in einer Sammlung, und der glückliche Besitzer ahnt nur von ungefähr, um was es sich handelt.

Mit den bei einem modernen Maler gebotenen Abwandlungen, aber sonst ähnlich wie seine „Vorredner“, schreibt Hans-Jürgen Imiela, Mainz, über Hans Purrmann (1880–1966). Dieser war ja nun ganz und gar kein Oberschwabe, sondern Pfälzer; aber er besaß ein Haus in Langenargen, das er zum motivischen Brennspegel und künstlerischen Ausgangspunkt für zahllose Bilder machte, die bedauerlicherweise durch die nazistischen Umtriebe auf eine zähl-, aber kaum mehr bezahlbare Menge zusammengeschumpft sind. Nach Jahren der Emigration kehrte Purrmann nach Langenargen zurück, aber nur, um dort an der Seite seiner Gattin bestattet zu werden. Einige, und zwar zum Teil wieder farbige, Bildwiedergaben illustrieren den genannten Artikel sowie eine eigene Äußerung Purrmanns von 1961 und einen Auszug aus seiner Biographie von Barbara und Erhard Göppel.

Um der Reihenfolge gerecht zu werden, fahre ich gleich fort mit den biographischen Notizen über andere berühmte Geburts- und Wahl-Langenargener. Von ersteren sagte Dr. Alex Frick in seiner Jubiläums-Festrede, sie machten allein die Hälfte der in der Tettmanger Oberamtsbeschreibung aufgeführten großen Söhne des Bezirks aus; man findet dies hier bestätigt. Langenargen braucht sich also keine Sorgen zu machen, nach wem es die Straßen seiner Erweiterungsgebiete benennen soll. Von zwei weiteren Malern der neueren und neuesten Zeit (Karl Caspar und Jan Balet – dieser leider ohne Daten erwähnt) führt der Weg über die Münzgraveure Wocher und Salwirk (18. Jahrh.) zurück über Barock und Renaissance (katholische Geistliche) ins ausgehende Mittelalter, dem Dr. Urbanus Rhegius alias Urban Rieger entstammte. Anfangs ebenfalls katholischer Theologe, war dieser gebürtige Langenargener von den Lehren der Reformation, zunächst Zwinglis, dann Luthers, so beeindruckt, daß er nach seinem Übertritt zum evangelischen Glauben selbst zum Reformator, und zwar des Fürstentums Lüneburg und der Stadt Celle, wurde. Der Weg führt wieder in die Neuzeit, aus welcher der Eisenbahningenieur August Beckh – der in der Schweiz zu Bahnprojekten nicht nur „hinzugezogen“ wurde, sondern die Strecke Romanshorn–Zürich 1853/60 verantwortlich gebaut hat – und der erste württembergische Justizminister nach dem Umsturz von 1918 – bei dem er durch sein persönliches Eingreifen größeres Blutvergießen verhinderte –, Joh. Bapt. v. Kiene, herausgegriffen seien.

Der Tettmanger Montfort-Kenner Dr. Alex Frick ist, wie im Heimatbuch des Kreises, mit zwei geschichtlichen Beiträgen vertreten, einem davon aus seinem Spezialgebiet. Dieser ist gewissermaßen die – naturgemäß nicht sehr umfängliche – Spitze einer Pyramide, an der vorher die in der Festschrift ebenfalls in ihrer Bedeutung als Lokalhistoriker herausgestellten Persönlichkeiten, Oberlehrer Kichler und Pfarrer Eggert, entscheidende Vorarbeit geleistet haben. Der andere Blick Dr. Fricks in die Vergangenheit konzentriert sich auf Handel und Gewerbe, vorab das Langenargener Münzwesen, das im Unterschied zum Buchhorner des 18. Jahrhunderts wenigstens den Schein der Legitimität für sich hatte. Auf sein eigenes Leben schaut Dr. h. c. Eugen Kauffmann zurück und schlägt damit die Brücke zur Gegenwart, die Clemens Fetzer, Friedrichshafen, unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten, Martin Bremer unter denen des Vereinslebens und Dr. Wilhelm Nümann in seiner Eigenschaft als Direktor des nach E. Kauffmann benannten Seenforschungsinstituts behandelt. Die katholische (Stadt)pfarrer Emil Haid) und erst recht die evangelische (Pfarrer Erich Waldbaur) Kirchengeschichte des Ortes vermögen zwar nicht bis in die Zeit vor 1200 Jahren, die ja den Anlaß zu jener Jubiläumsfeier und damit zur Herausgabe der Festschrift gab, zurückzuweisen.

Dies tut Dr. Johannes Duft, als St. Galler Stiftsbibliothekar der „Großsiegelbewahrer“ aller der Urkunden – die im Falle Langenargen leider nicht mehr im Original vorhanden ist –, mittels derer in unseren Tagen so manche Orte am Nordufer des Bodensees ihr hohes Alter nachweisen. Wer die funkelnden Reden gehört hat, mit denen Prof. Duft die Langenargener Festtage einleitete bzw. die Überlinger krönte, mag demgegenüber seine Zeilen trotz des nahezu gleichen Wortlautes etwas nüchtern empfinden – zu Unrecht! Sie versetzen den Leser in den Anfang der Regierungszeit

Karls des Großen, als viele begüterte Alamannen sich durch Hergabe ihrer Liegenschaften, sonstigen Habe und sogar ihres Personals unter den Schutz des alamannenfreundlichen Gallusklosters stellten, um der sich immer mehr festigenden Frankenherrschaft zu entgehen.

Daß die Gegend schon vorher, ja um Jahrtausende früher, besiedelt war, wird durch Bodenfunde bestätigt, über die Dr. Hildegard Nestler-Wocher, Freiburg i. Br., in fach-„männischer“ Weise schreibt. Hoffentlich wird ihr Aufsatz von denen, die es angeht, als ein Appell verstanden, in solch historischem Boden nicht, wie es in unserem Maschinenzeitalter gang und gäbe ist, gedankenlos herumzuwühlen, sondern die Augen offenzuhalten und von den ohnehin spärlichen Schätzen der Vergangenheit zu retten, was noch zu retten ist. – Ein Gegenstand, der teils schon der Vergangenheit angehört, teils ihr leider bald angehören wird, ist die unverfälschte Langenargener Mundart. Prof. Karlheinz Schaaf, Germanist an der Pädagogischen Hochschule Weingarten, befaßt sich eingehend damit und zeigt einige Faktoren auf, die zur Zerstörung dieses niederelemannischen Sonderdialekts geführt haben und führen, doch m. E. nicht alle: So hat dabei der Dienst in der NS-Wehrmacht mitgewirkt, wo man bis kurz vor Kriegsende jeden Soldaten in eine ihm stammesfremde Einheit steckte; man erinnert sich an den Zuzug zahlreicher Neubürgerfamilien, und man denkt daran, daß heutzutage schon die Kinder bis in die Nacht hinein von Radio und Fernsehen mit einem nördlich gefärbten Bühnendeutsch berieselt werden. Und nicht zuletzt sehen sich die Geschäftsleute und Zimmervermieter in den Bodensee-Uferorten genötigt, sich auch sprachlich auf den von Jahr zu Jahr anschwellenden Fremdenstrom einzustellen. So kann man nur hoffen, daß die alles nivellierende moderne Technik bei alten Leuten „Sprachkonserven“ für das Archiv der Forscher mit dem Tonband eingefangen hat. Nebenbei: Als Bildbeigabe zu diesem Artikel hätte ich mir statt des „ewigen“ Schlosses Montfort die malerische Friedhofkapelle oder den urwüchsigen, wie ein Backofen anmutenden Bildstock an der Unteren Seestraße gewünscht.

Als ich die das Buch einleitenden Grüße des Herzogs von Württemberg, des baden-württembergischen Ministerpräsidenten, des Bischofs von St. Gallen, des Weihbischofs von Rottenburg, des Tettlinger Landrates und des Bürgermeisters der Jubiläumsgemeinde an diese las, da kamen mir die Worte der Annette v. Droste-Hülshoff aus ihrem Brief an Levin Schücking vom 5. Mai 1842 in den Sinn: „Einige Tage später führen wir über Friedrichshafen nach Langenargen, acht Stunden von Meersburg... Da hättest Du erst erfahren, was ein echt romantischer Punkt am Bodensee ist. Von so etwas habe ich durch hier (Meersburg) noch gar nicht mal eine Idee erhalten. Denk' Dir den See wenigstens dreimal so breit wie bei Meersburg, ein ordentliches Meer, so breit, daß selbst ein scharfes Auge... von jenseits nichts erkennen kann als die Alpen, die nach ihrer ganzen Länge, sogar die Jungfrau mit, in einer durchaus neuen und pittoresken Gruppierung wie aus dem Spiegel auftauchen. Du sitztest auf dem sehr schönen Balkone eines stattlichen Hauses – früher Kloster, jetzt Gasthof –, hinter Dir die Flügeltüren des ehemaligen Refektoriums geöffnet, was seiner ganzen Länge nach mit den lebensgroßen Bildern der alten Grafen von Montfort, in schweren goldenen Rahmen, wie tafelt ist; unter Dir, über ein Stückchen flachen Strandes weg, die endlose Wasserfläche, wo Du zehn bis zwölf Kähne und Fahrzeuge zugleich segeln siehst, denn hier ist die Fahrt anders belebt wie bei Meersburg; links der sehr reiche und städtisch elegante Marktflecken; tief im See ein Badehaus, zu dem ein äußerst zierlicher schmaler Steg führt, der sich im Wasser spiegelt, und gleich dahinter ein Seebus, voll Segel und Masten, ganz wie ein Hafen, aber ohne das unangenehme Gemäuer; und endlich rechts, nicht zweihundert Schritte vom Gasthofe, der Hauptpunkt, die herrliche Ruine Montfort, auf einer Landzunge, die schönste, die ich je gesehen habe, mit drei Toren, Zackichten Zinnen und einer dreifachen Reihe durch ihre Höhe und Tiefe ordentlich imponierender Fenstermischen, in denen die herrlichste Stukkaturarbeit dem Winde und Regen noch zum Teil widerstanden hat und man sie so mit einem Male, über die Nischen streifend, wie eine grandiose Stuckerei übersehen kann. Die Ruine ist als solche noch nicht alt, obwohl sonst ein sehr altes Gebäude. Vor fünfzig Jahren wohnte noch ein Schaffner darin; dann ward das Schloß zum Abbruch verkauft, und nachdem das Dach und die inneren Mauern niedergerissen waren, kam ein Befehl von Stuttgart – es ist württembergische Domäne –,

damit innezuhalten. Seitdem steht es nun in seiner verfallenden Pracht und läßt sich nach und nach von den Wellen unterminieren, die schon viele Fuß tief in die Mauern gewühlt haben und, wenn man drinnen ist, wie unterirdisch brausen, weshalb auch ein Anschlag vor dem Hineingehen als gefährlich warnt; man tut's aber doch. Jetzt hat sich ein armer Blumenhändler mit Frau und Kind dort angesiedelt; in der notdürftig hergestellten Pförtnerstube unter dem Torgewölbe hockt die Familie zusammen; auf den Mauern und Basteien, wo nur ein Fleckchen Erde ist, steht alles voll Blumen in Beeten und Töpfen; aus einem der Kellerlöcher meckert eine Ziege, und ein halbes Dutzend weißer Kaninchen schlüpft zu den unteren Fenstersternen aus und ein. Du kannst Dir das Malerische des Ganzen nicht denken; es ist so romantisch, daß man es in einem Romane nicht brauchen könnte, weil es gar zu romantisch klänge, und ein fremder Kaufmann, . . . der gradeswegs aus dem südlichen Frankreich durch Italien und in letzter Station von Langenargen kam, war ganz entzückt davon und sagte, er könne es nur den schönsten Aussichten bei Genua und Neapel vergleichen. Auch ich kann Dir nicht sagen, wie klein und armselig mir seitdem die hiesige Landschaft vorkommt. Wenn Du . . . übers Jahr kommst, versäume ja Langenargen nicht!"

Diesem Gruß, ja Hymnus an Langenargen hätte man in der Festschrift schon ein Plätzchen gönnen dürfen – das wunderschöne, wegen seiner Staffage auch trachtenkundlich aufschlußreiche Bild von Wagenbauer wirkt wie eine Illustration dazu. – Trotz der vielen in der Festschrift zu Worte Gekommenen wirkt das Werk doch wie aus einem Guß. Auch dafür, wie überhaupt für seine hingebungsvolle Arbeit, gebührt dem Redaktionsteam unter Führung von Eduard Hindelang allgemeiner Dank.

Alexander Allwang

Wolfgang W. Schürle, Das Hospital zum Heiligen Geist in Konstanz. Ein Beitrag zur Rechtsgeschichte des Hospitals im Mittelalter.: Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen – Band XVII, hg. vom Stadtarchiv Konstanz. Kommissions-Verlag Jan Thorbecke Sigmaringen 1970. 150 S. Eine Karte.

In der vom Stadtarchiv Konstanz herausgegebenen Schriftenreihe „Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen“, die anfänglich die Bezeichnung „Konstanzer Stadtrechtsquellen“ trug und mit dem Roten Buch, das Otto Feger mit einer Einleitung von Konrad Beyerle herausgegeben hat, als Band 1 (1949) begann, ist nun als Monographie mit Quellenanhang diese Freiburger juristische Dissertation erschienen. Neben reinen Quellenbüchern wie „Die Steuerbücher der Stadt Konstanz“ Teil I: 1418–1460 (Bd. IX/1958); Teil II: 1470–1530 (Bd. XIII/1963) und Teil III: 1540–1620 (Bd. XVI/1966) enthält diese Reihe bekanntlich auch Monographien wie jene von Peter Meisel, Die Verfassung und Verwaltung der Stadt Konstanz im 16. Jahrhundert (Bd. VIII/1957) oder von Hartmut Eisenmann, Konstanzer Institutionen des Familien- und Erbrechts von 1370 bis 1521 (Bd. XIV/1964). Die auch außerhalb dieser Schriftenreihe bereits sehr reichhaltige historische Literatur über die Stadt Konstanz ist nun um eine weitere wertvolle Untersuchung bereichert worden.

Gegenstand dieser Untersuchung ist das Hospital zum Heiligen Geist, das an der Nordseite der unteren Marktstätte stand. Gerade über Spitäler sind in den letzten Jahren zahlreiche Monographien erschienen (vgl. Literaturverzeichnis S. 12 ff., dem Hans Liermann, Handbuch des Stiftungsrechts 1. Bd.: Geschichte des Stiftungsrechts. Tübingen 1963, anzufügen wäre). „Sie bauen vor allem auf dem grundlegenden Werk von Siegfried Reicke, Das deutsche Spital und sein Recht im Mittelalter. 2 Teile. Kirchenrechtliche Abhandlungen Heft 111–114 Stuttgart 1932, Amsterdam 1961, auf und versuchen – den Blick auf ein einzelnes Hospital gerichtet –, unsere Kenntnisse zu überprüfen und zu erweitern, um so den Grundstock zu legen für weitere zusammenfassende Arbeiten“ (S. 7).

Die Gründung des Hospitals zum Heiligen Geist ist eine Frucht der Rivalität zwischen Bischof und Stadt. Diese Rivalität ist nicht für Konstanz eigentümlich, sie entsteht im 13. Jahrhundert auch in anderen Bischofsstädten, so insbesondere in Basel (vgl. Andreas Heusler, Verfassungsgeschichte der Stadt Basel im Mittelalter. Basel 1860,

119 ff. und 393 ff.). In diesem Zeitpunkt politischer Spannungen haben zwei Konstanzer Bürger, Ulrich Blarer und Heinrich Bitzenhofer, das Hospital zum Heiligen Geist gestiftet. Bischof Konrad II. von Tegerfeld bestätigt 1225 die Neugründung und beauftragt die Bürgerschaft bzw. den Rat, das Hospital zu schützen und zu fördern. Damit scheint sich der Bischof mit der Einschränkung seiner Befugnisse durch den Rat abgefunden zu haben (S. 22 und 25 und über die Bedeutung der Bestätigungsurkunde von 1225 S. 32) und die Verfassung des Hospitals war bereits präjudiziert.

Diese beschreibt der Verf. ausführlich: Zunächst setzte der Bischof geistliche Pfleger ein, deren Aufgabe es war, das Spital zu verwalten (S. 48) und zu lenken. Als dann Ende des 13. Jahrhunderts das Hospital ganz unter die Kontrolle des städtischen Rates geriet, setzte der Rat weltliche Pfleger ein. Diese schränkten zusehends die Selbständigkeit der Trägerin des Hospitals, d. h. der Bruderschaft, ein. Neben dem Spitalmeister wurde der Schreiber der wichtigste Beamte für die Vermögensverwaltung (S. 52). Da das Hospital Wälder und Wiesen besaß, wurde auch ein Bannwart angestellt (S. 59). Das Hospital nahm Pfründer, Siechen, verwaiste oder in Not geratene Kinder auf. Die Pfründer schlossen mit dem Spital einen Pfrundvertrag ab. Dadurch wurden sie vom Hospital abhängig (S. 72). Ihre rechtliche Stellung unterschied sich dann kaum mehr von derjenigen der Siechen (S. 86).

Das Hospital besaß zahlreichen Streubesitz rund um den Bodensee, 11% der Güter lagen im Thurgau, 64% jenseits des Bodensees (S. 46 und 127 ff.). Die Spitalgüter sind in einer Übersicht tabellarisch zusammengefaßt und auf einer Karte vermerkt. Für den Familienforscher und für den Lokalhistoriker besonders wertvoll ist die Namensliste der Spitalpfleger in den Jahren 1301-1500 (S. 135 ff.). Dieser wissenschaftliche Apparat wird durch die Edition zweier Quellen, ein Orts-, ein Namens- und ein Sachregister in erfreulicher Weise ergänzt.

Wenn auch das Gewicht der besprochenen Arbeit auf dem Rechtshistorischen liegt, so bietet diese Untersuchung auch dank der verständlichen Sprache, in der sie geschrieben ist, viel Wertvolles für den historisch interessierten Laien (so insbesondere Kapitel II: Das Leben im Hospital). Sie erfüllt auf jeden Fall das in der Einleitung (S. 7) angekündigte Programm und ergänzt in willkommener Weise die bisherigen auf dem Gebiet der Lokalgeschichte der Stadt Konstanz erbrachten Leistungen.

Dr. Theodor Bühler, Zürich

Karl Heinz Burmeister, Die Vorarlberger Landsbräuche und ihr Standort in der Weistumsforschung (Rechtshistorische Arbeiten, namens der Forschungsstelle für Rechtsgeschichte beim Rechtswissenschaftlichen Seminar der Universität Zürich, herausgegeben von Karl Siegfried Bader, Band 5). Juris Druck + Verlag, Zürich 1970, XXI und 129 Seiten.

Erst in unseren Tagen tragen die ins frühe 19. Jahrhundert zurückreichenden Bemühungen um Sammlung und Edition der Rechtsquellen des Landes Vorarlberg Früchte. Demnächst wird, bearbeitet durch Dr. phil. et iur. Karl Heinz Burmeister, in der großen, von der Akademie der Wissenschaften betreuten Sammlung der österreichischen Weistümer der erste Vorarlberger Band erscheinen. Vorgängig stellte der Editor den Quellenstoff in seiner rechtsgeschichtlichen Tübinger Dissertation in den Zusammenhang der seit einigen Jahren neubelebten Weistumsforschung.

Das Verzeichnis der Vorarlberger Weistümer nennt 55, oft in mehreren Fassungen überlieferte und zu mehr als zwei Dritteln im 16. und 17. Jahrhundert entstandene Rechtsquellen. Dem Spätmittelalter gehören grundherrliche Hofrechte, Verträge und Erbrechte an, wozu sich in der Neuzeit Landes-, Polizei-, Gerichts- und Flurordnungen neben zahlreichen Landsbräuchen gesellen. Dieser auf den gewohnheitsrechtlichen Gehalt hinweisende, seit 1544 bezeugte Ausdruck (auch Gerichts- und Hofbräuche sind genannt) ersetzt in Vorarlberg überwiegend das im übrigen alemannischen Gebiet für solche Texte vorherrschende Wort Öffnung. Unter dem Begriff der Vorarlberger Weistümer werden demnach Texte sehr unterschiedlichen Charakters verstanden; ihrer Typologie ist ein besonderer Abschnitt gewidmet.

Von diesem Quellenstoff her erörtert der Verfasser die grundlegenden Fragen der Weistumsforschung und vor allem den Weistumbegriff. Er folgt hier weitgehend den Überlegungen Hans Fehrs und definiert das Weistum als eine Rechtsquelle, die in lokalem Geltungsbereich auf die dauernde Regelung der Rechtsverhältnisse hinziele, dem bäuerlichen Lebenskreis angehöre und vorwiegend gewohnheitsrechtlichen Inhaltes sei. Zu recht mißt Burmeister den häufig überbewerteten formalen Merkmalen für die Begriffsbestimmung keine entscheidende Bedeutung bei. Immerhin darf die deutsche Schweiz kaum generell als ein typisches Gebiet der ohne Rechtsweisung entstandenen Weistümer bezeichnet werden (S. 30). Diese oft geäußerte Meinung ist durch die Zufälligkeiten des Editionsstandes bedingt und würde bereits durch die Veröffentlichung der reichen Zürcher und Thurgauer Bestände korrigiert.

Weitere, ebenfalls stets im Blick auf die gesamte Weistumsforschung angesetzte Untersuchungen gelten der Entstehung und Niederschrift der Voralberger Landbräuche im Rahmen der zu Beginn der Neuzeit gegebenen historischen Situation. Von der dortigen Sonderentwicklung her neigt Burmeister dazu, die Rolle der Juristen und den Einfluß des gelehrten Rechts auf die Weistümer allgemein zu überschätzen. In der Gliederung des Sachinhalts folgt der Autor einem Mittelweg, indem zwar öffentliches und Privatrecht unterschieden, innerhalb dieser Gruppen aber auf die durch den Stoff gegebenen historischen Kategorien zurückgegriffen wird. Wie in der Analyse der Altersschichten ist der Gang der Untersuchung dabei wesentlich durch den besonderen Charakter der überwiegend späten Texte bestimmt. Mit deren zusammenfassender Charakteristik als Voralberger Weistumsfamilie wird dieser Begriff wohl zu sehr strapaziert.

Ungeachtet dieser Einwände vermittelt die interessante und gedankenreiche Arbeit der Weistumsforschung eine Fülle wertvoller Anregungen. Nach seinen Worten will Burmeister die „Schau des Grundsätzlichen einerseits und des Regionalen andererseits“ verbinden mit dem Ziel, einen Baustein für die noch fehlende Gesamtschau der Weistümer zu geben. Das ist ihm mit seinem Beitrag ausgezeichnet gelungen. In den letzten Jahren sind solche landschaftlich oder institutionell begrenzte Untersuchungen aus dem Bodenseeraum für St. Gallen und Voralberg erschienen, also für zwei großteils nichttypische Weistumsgruppen. Neben weiteren Editionen wären deshalb nun vor allem Arbeiten über Weistumsfamilien großer geistlicher Herrschaften mit langer und ungebrochener Überlieferung – etwa des Schwarzwaldklosters St. Blasien oder des Klosters Einsiedeln – ein dringender Wunsch. Viele offene Probleme der Weistumsforschung (so Alter und Bedeutung der Rechtsweisung, das Verhältnis der lateinischen zu den deutschen Fassungen, der Zusammenhang mit urbarialen Aufzeichnungen und mit dem grundherrlichen Hofrecht) könnten an einem solchen Quellenstoff schärfer als in eher peripheren Weistumsbeständen gefaßt werden.

Walter Müller, Zürich

Jörg Fächtner, *Die Bündnisse der Bodenseestädte bis zum Jahre 1390*. Ein Beitrag zur Geschichte des Einungswesens, der Landfriedenswahrung und der Rechtsstellung der Reichsstädte. Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Schrift 8. Vandenhoeck & Rupprecht in Göttingen 1970. 367 Seiten, brosch. 37,- DM.

Die Städtebündnisse im Bodenseegebiet sind schon in zahlreichen Büchern und Aufsätzen unter verschiedenen Gesichtspunkten mitbehandelt worden. Es sei hier erinnert an A. Naef, *Die Bündnisse der Stadt St. Gallen mit den deutschen Reichsstädten*, namentlich mit denjenigen in Schwaben und am Bodensee (SchrVG Bodensee 4/1873), weiter K. Beyerle in „Zur Verfassungsgeschichte der Stadt Konstanz im 12. u. 13. Jh.“ (SchrVG Bodensee 26/1897), außerdem sei noch neben vielen anderen genannt „H. Blezinger, *Der Schwäb. Städtebund in den Jahren 1438–1445*“ (Darstellungen aus der württembergischen Geschichte, 1954). Jedoch gerade die Frühzeit derartiger Bündnisse ist bis heute noch nicht eingehend gewürdigt worden.

Neben Bündnissen, die eine mehr oder minder große Zahl von Städten des Bodenseegebietes eingegangen sind, berücksichtigt die Untersuchung auch solche Bündnisse oder Landfrieden, denen sich Bodenseestädte anschlossen, also vor allem schwäbische Einun-

gen. Die Darstellung setzt in der Mitte des 13. Jahrhunderts ein und führt bis zum Beginn des großen Städtekrieges, überspringt diesen und behandelt kurz die Selbstbehauptung des damaligen Sonderbündnisses von Bodenseestädten am Ende des Städtekrieges, also die Ereignisse, welche den Bodenseebündnissen einen gewissen Nachruhm erworben haben. Die Arbeit schildert nicht nur die Bündnispolitik der Städte, sondern klärt auch Fragen der verfassungs- und rechtsgeschichtlichen Bedeutung der Einungen. Sie leistet damit einen Beitrag zur Geschichte der Rechtsstellung der Reichsstädte und vor allem der Landfriedenswahrung.

Wenn von Bodenseebündnissen gesprochen wird, so ist der Ausgangspunkt dafür eine Benennungsweise, die zwar schon 1331 vorkommt, aber erst seit den sechziger Jahren des 14. Jahrhunderts gebräuchlich wird, seit der Zeit, seit der es ein Bündnis von im Umkreis des Bodensees gelegenen Städten als dauernde Einrichtung gibt. Die fragliche Benennungsweise wird hier aber auch auf die vor 1362 von wechselnden Partnern auf jeweils nur wenige Jahre geschlossenen Städtebündnisse angewandt, sofern der Teilnehmerkreis nicht über das Bodenseegebiet hinausreicht. Dies scheint zulässig zu sein, weil für den hier behandelten Zeitraum ein fester Kreis möglicher Bundesgenossen zu beobachten ist: Konstanz, Zürich, St. Gallen, Schaffhausen, Überlingen, Lindau, Ravensburg, Buchhorn und Pfullendorf. Diese Städte werden in der Abhandlung als Bodenseestädte bezeichnet.

Das erste Kapitel behandelt die Vorgeschichte, die Voraussetzungen und ersten Ansätze zur Verselbständigung der Städte. Die Zeit des Interregnums und dessen Ende durch die Wahl Rudolfs von Habsburg beansprucht einen verhältnismäßig geringen Raum, ebenso wird der Krieg gegen Herzog Albrecht von Österreich 1291/92 nur gestreift, denn von einer Bündnispolitik ist noch kaum die Rede. Der Sturm auf Buchhorn im November 1291, an welchem Konstanz und St. Gallen teilnahmen, beweist dies.

Im zweiten Kapitel wird nun mit dem Bündnis, das Konstanz, Zürich, Schaffhausen und St. Gallen am 24. Mai 1312 schlossen, die Schilderung der Bündnispolitik begonnen. Der Bundbrief wird eingehend besprochen. Es folgt die Einungspolitik, Landfriedensrecht und Verteidigung der städtischen Rechtsstellung während des Thronstreits zwischen Ludwig dem Bayern und Friedrich dem Schönen. Die besonderen Bündnisse der Bodenseestädte von 1340–1346 schließen das zweite Kapitel.

Im dritten Kapitel werden die Bündnisse der Bodenseestädte unter Karl IV., die Anerkennung Wenzels als König und das Ende des großen Städtekrieges behandelt. Das Bündnis der Bodenseestädte zwischen 1376 und 1389 war nicht viel mehr als ein Teil des Schwäbischen Städtebundes. Erst als der Schwäbische Städtebund scheidet, haben die Bodenseestädte wieder eine besondere politische Linie verfolgt. Eine exakte Quellen- und Literaturangabe, ein Ortsregister und ein Sachregister erleichtern das Studium der Abhandlung. Vermerkt sei noch, daß der Verfasser an der Archivberatungsstelle Rheinland in Köln tätig ist.

Max Messerschmid

Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung

EHRENMITGLIEDER

Prof. Dr. Franz Beyerle, Konstanz und Wangen a. B.
Dr. Elmar Grabherr, Landesamtsdirektor, Bregenz
Dr. Max Grünbeck, Oberbürgermeister, Friedrichshafen
Dr. Edwin Grünvogel †, Ravensburg
Dr. Ernst Leisi †, Altretkor, Frauenfeld
Dr. Emil Luginbühl, St. Gallen
Prof. Dr. h. c. Theodor Mayer, Salzburg-Parsch
Dr. Meinrad Tiefenthaler, Bregenz
S. Kgl. Hoheit Philipp Albrecht Herzog v. Württemberg, Altshausen

VORSTAND

Ehrenpräsident: Dr. Ernst Leisi †, Altretkor, Frauenfeld
Präsident: Dr. Bruno Meyer, Staatsarchivar, Frauenfeld
Vizepräsident: Dr. habil. Claus Grimm, Lindau-Aeschach
Schriftführer: Dr. Hermann Lei, Weinfeld
Schatzmeister: Max Messerschmid, Bau-Ing., Friedrichshafen
Schriftleiter
des Jahresheftes: Dr. Ulrich Leiner, Konstanz
Beisitzer: Dr. Arnulf Benzer, Hofrat, Landesoberkulturrat, Bregenz
Dr. Herbert Berner, Stadtoberarchivrat, Singen/Htwl.
Dr. Wolfgang Bühler, Kulturreferent, Überlingen
Dr. Karl Heinz Burmeister, Bregenz
Dr. Johannes Duft, Univ.-Prof., Stiftsbibliothekar, St. Gallen
Dr. Friedrich Kiefer, Professor, Konstanz-Staad
Felix Marxer, Reallehrer, Vaduz
Dr. Helmut Maurer, Stadtarchivrat, Konstanz
Ulrich Paret, Oberstudienrat, Friedrichshafen

REDAKTIONSAUSSCHUSS

Dr. Arnulf Benzer, Bregenz
Dr. Claus Grimm, Lindau-Aeschach
Dr. Friedrich Kiefer, Konstanz-Staad

VEREINSPFLEGER

Lindau: Jörg Rhomberg, Hotelier
Tettngang: Dr. Alex Frick
Ravensburg: Otto Maier, jun., Verlagsbuchhandlung
Friedrichshafen: Dr.-Ing. Alex Allwang
Überlingen: Franz Bohnstedt, Oberstleutnant a. D.
Singen: Dr. Herbert Berner, Uferweg 10

GESCHÄFTSSTELLEN DES VEREINS

Für Deutschland: M. Messerschmid, Friedrichshafen, Eugenstraße 13, Postscheckkonto Stuttgart Nr. 107 66 und Kreissparkasse Friedrichshafen, Giro 1294

Für die Schweiz: Dr. Hermann Lei, Weinfelden, Thomas-Bornhauser-Straße 33, Postscheckkonto Frauenfeld, 85-4080

Für Vorarlberg: Dr. K. H. Burmeister, Landesarchiv, Bregenz, Kirchstraße 29, Hypothekenbank Bregenz, Konto Nr. 31/2607

MANUSKRIPTE

deren Veröffentlichung gewünscht wird, sind zu richten: aus Deutschland an Dr. habil. Claus Grimm, Lindau-Aeschach; aus der Schweiz an Dr. Hermann Lei, Weinfelden; aus Vorarlberg an Hofrat Dr. Arnulf Benzer, Bregenz.

Die Einreichung muß in sauberer Maschinschrift erfolgen.

Jeder Autor hat Anspruch auf 50 Sonderdrucke.

Größere, durch den Autor verursachte Druckkorrekturen gehen zu Lasten desselben.

Für den Inhalt ihrer Beiträge sind die Verfasser verantwortlich.

FRÜHERE JAHRGÄNGE

der Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung werden dringend für öffentliche Bibliotheken benötigt. Der Verein bittet darum, solche ihm zu überlassen oder mit Preisangabe anzubieten.

SENDUNGEN

an die Vereinsbibliothek sind ausschließlich zu richten an die Bibliothek des Bodensee-geschichtsvereins, Friedrichshafen, Karlstraße 9. Diejenigen unserer Mitglieder, die Arbeiten über das Bodenseegebiet in anderen Zeitschriften veröffentlichen, bitten wir, der Vereinsbibliothek jeweils einen Sonderdruck zur Verfügung zu stellen.

Z 2168.2

gpa 2/123-89



Tiefenkarte

3506

5286

3 Karten

0161.1494.82

Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees
und seiner Umgebung
89. Heft, 1971

Tiefenkarte 1:5000 des Bodensees

Blatt 11: Reichenau West'

Blatt 12: Gnadensee Mitte

Blatt 13: Gnadensee Ost

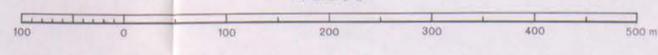
Beilage zu: Tiefenmessungen im Bodensee
II. Teile des Gnadensees
von G. HAKE und H. LEHN

Herstellung und Druck: Lehrstuhl für Topographie
und Kartographie, Technische Universität Hannover

Z 216 P.2
 gsa 2/13 23-89



1:5000



Technische Universität Hannover
 Lehrstuhl für Topographie und Kartographie

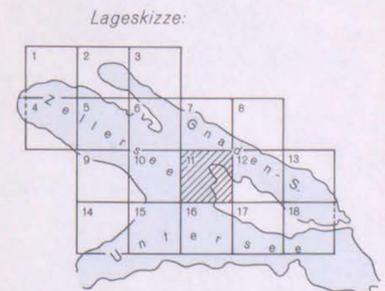
Herausgegeben 1971

Die Arbeit wurde durch Mittel der Deutschen Forschungsgemeinschaft im Rahmen des Bodenseeprojektes ermöglicht.

Tiefenmessung mit Echograph auf dem Forschungsschiff „AUGUST THIENEMANN“ des Max-Auerbach-Institutes, Konstanz-Staad, Lagemessung durch elektromagnetische Streckenmessung mit Hydrodist-Anlage (1967/68)

Uferlinie, tlw. auch 393m-Höhenlinie entnommen der entsprechenden Deutschen Grundkarte 1:5000 Blatt Niederzell (Ausgabe 1959)
 Koordinatenzahlen des Schweizer Landessystems in Klammern

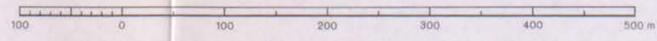
Uferlinie
 Erläuterung der Zahlenangaben:
 — 385 — Höhe in m über NN
 — (10) — Tiefe in m unter MW
 (MW = 394,9 m über NN, hier zur Vereinfachung mit 395,0 m angesetzt.)



216P,2
ga 2/A 23-89



1:5000



Technische Universität Hannover
Lehrstuhl für Topographie und Kartographie

Herausgegeben 1971

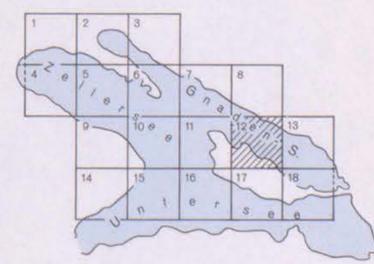
Die Arbeit wurde durch Mittel der Deutschen Forschungsgemeinschaft im Rahmen des Bodenseeprojektes ermöglicht.

Tiefenmessung mit Echograph auf dem Forschungsschiff „AUGUST THIENEMANN“ des Max-Auerbach-Institutes, Konstanz-Staad. Lagemessung durch elektromagnetische Streckenmessung mit Hydrolidist-Anlage (1968)

Uferlinie, tlw. auch 393m-Höhenlinie entnommen der entsprechenden Deutschen Grundkarte 1:5000 Blatt Mittelzell Nord (Ausgabe 1964)

Koordinatenzahlen des Schweizer Landessystems in Klammern

Lageskizze:



Uferlinie
 Erläuterung der Zahlenangaben:
 — 385 — Höhe in m über NN
 — (10) — Tiefe in m unter MW
 (MW = 394,9m über NN, hier zur Vereinfachung mit 395,0m angesetzt.)

Z 210 P. 2
pa 2/123-89

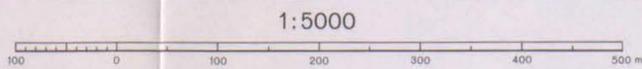


Die Arbeit wurde durch Mittel der Deutschen Forschungsgemeinschaft im Rahmen des Bodenseeprojektes ermöglicht.

Tiefenmessung mit Echograph auf dem Forschungsschiff „AUGUST THIENEMANN“ des Max-Auerbach-Institutes, Konstanz-Staad, Lagemessung durch elektromagnetische Streckenmessung mit Hydroidist-Anlage (1968)

Uferlinie, tlw. auch 393m-Höhenlinie entnommen der entsprechenden Deutschen Grundkarte 1:5000 Blatt Hegne Süd (Ausgabe 1964)

Koordinatenzahlen des Schweizer Landessystems in Klammern



Technische Universität Hannover
Lehrstuhl für Topographie und Kartographie

Herausgegeben 1971

- Uferlinie
- Erläuterung der Zahlenangaben:
385 Höhe in m über NN
- (10) Tiefe in m unter MW
(MW: 394,9 m über NN, hier zur Vereinfachung mit 395,0 m angesetzt.)

Lageskizze:

